BLIOTHEK DER TERHALTUNG UND DES WISSENS








Bücher-Sammlung
von

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

„Benefactor“ *verfolgt das Prinzip* ***Schultern zurück, Brust heraus!***



bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
sofort gerade Haltung ohne Beschwerdeu. **erweitert die Brust!**
Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.
Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Massang.: Brustumf., mässig stramm, **dicht unter den Armen** gemessen. Für Damen **ausserdem** Taillenweite. **Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.**
Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das erste Jahr im neuen Haushalt.

Eine Geschichte in Briefen von R. Artaria.

Zweite Auflage. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Es dürfte kaum ein literarisches Gelegenheitsgeschenk kleineren Umfangs geben, welches jungen Frauen und Bräuten willkommener sein könnte als das Buch einer gemüt- und humorvollen Frau über das erste Jahr im Ehestand. „Das erste Jahr im neuen Haushalt“ umfaßt die Erlebnisse eines jungen Paares in mittleren Verhältnissen; alle Seiten der häuslichen Frauenpflichten werden bald humoristisch, bald ernst in Briefen einer jungverheirateten Frau an ihre Freundin vorgeführt.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Humoreske „Harzveilchen“
von E. v. Adlersfeld-Ballestrem. (S. 73)

Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1909. Neunter Band

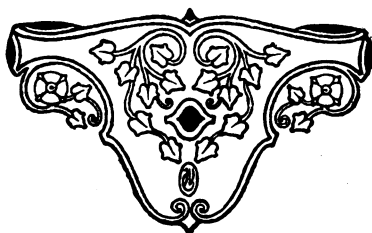


Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.





Zwei Ehen.

Roman von Erich Ebenstein.

(Fortsetzung.) ▽ (Nachdruck verboten.)

6.

Anfang April fuhr Erika nach Fichtenau zu ihren Schwiegereltern, Heinz kam drei Tage später. Er fand die Eltern stolz, überselig, ganz Fichtenau entzückt über die Verlobung. Überall wurden sie mit offenen Armen aufgenommen, alle Welt gratulierte ihm überschwenglich zu der schönen, liebenswürdigen, bescheidenen Braut.

Da begann er etwas wie Stolz auf Erika zu empfinden. Das Bild der anderen verblaßte immer mehr in ihm.

Von Maja vernahm er auch nichts weiter als aus der Zeitung, daß sie in kurzen Zwischenräumen zweimal in Konzerten aufgetreten war, jedesmal mit bedeutendem Erfolg. Das ließ ihn kalt.

Als er aber mit Erika von Fichtenau zurückkam, warf ihn die Vergangenheit noch einmal nieder.

Sie fuhren vom Bahnhof zur Mutter Erikas, wo Heinz den Rest des Abends verbringen wollte. Frau Brand erwartete sie am gedeckten Tisch, der mit einem Strauß weißer Tazetten geschmückt war. Feine, goldgeränderte Porzellantassen standen auf rosa Damast, dessen Mitte ein von Erika geklöppeltes Spitzendeckchen einnahm. Kaffeearoma und der Duft eines frisch-

gebackenen Kuchens erfüllte den Raum, welchen die Strahlen der untergehenden Sonne mit warmem rötlichen Licht durchleuchteten. An einem der beiden Fenster blühten im Blumenständer die ersten Monatrosen neben Levkojen und Maiglöckchen. Am anderen sang der Harzer Kanarienvogel seine schmetternden Weisen.

All dies sah wunderbar gemütlich aus. Mutter Brands rundliche Gestalt mit dem zufrieden lächelnden Gesicht verkörperte geradezu den Typus der sorglich schaffenden, ganz im Wohl der Ihren aufgehenden Hausfrau. Kein Wunder, daß der Bräutigam bester Laune war. In vierzehn Tagen würde er all dies in verjüngter Auflage als „eigenes Heim“ sein eigen nennen. Er hatte doch recht getan, sich das in raschem Entschluß zu sichern. Mädchen wie Erika liefen wahrlich nicht zu Dutzenden herum.

Während er mit Genuß den vorzüglichen Kaffee trank, hörte er lächelnd dem Geplauder der Tochter zu, welche vom Waldhaus, von Fichtenau und all den alten Freunden dort erzählte. Wie lebhaft und gesprächig die kleine Erika war, seitdem sie Braut geworden! Schon öfter hatte er sich darüber gewundert. Ihre schweigsame Schüchternheit war wie weggeblasen.

Heinz Thursen freute sich sehr darüber. Erstens, weil er Temperament überhaupt liebte, zweitens, weil seine Eitelkeit ihm zuflüsterte, daß er selbst die Ursache einer so mächtigen und angenehmen Veränderung in Erika war.

Endlich war Erika mit ihrem Bericht zu Ende und widmete sich nun ihrerseits den kulinarischen Genüssen.

Da sagte Frau Brand plötzlich: „Denkt euch nur, Kinder, wer gestern bei mir war — Maja! Und zwar machte sie mir einen Abschiedsbesuch, denn sie reist in wenigen Tagen nach Paris.“

Ein Stich fuhr Heinz durch die Brust. Er wurde so weiß wie die Porzellantasse, welche er in der Hand hielt und nun klirrend niedersetzte.

Erika sah blinzelnd auf. „So? Nach Paris? Wie kommt sie denn auf diese Idee?“

Frau Brand fuhr eifrig in ihrem Bericht fort. „Ja, stelle dir nur vor! Eigentlich will sie nach England, um dort Konzerte zu geben —“

Jetzt lächelte Erika. Es war ein böses Lächeln. „Ei, ei — nach England? Da heiratet sie wohl den steifleinenen Lord?“

„Davon erwähnte sie nichts. Nur daß sie auf seinen Rat nach London geht. Er selbst ist schon abgereist. Vermutlich erwartet er sie dort. Er gab ihr auch den Rat, vorher noch ein halbes Jahr nach Paris zu gehen, um dort Stunden zu nehmen. Er meint, das gäbe ihr für England ein besseres Relief.“

„Und die Kosten? Trägt die vielleicht auch der edle Lord?“

Frau Brand schwieg und lächelte. Erika lächelte auch.

Heinz errötete vor Unmut. „Wenn Frau Heidlauf, die eine sehr anständige Frau ist,“ sagte er rauh, „diese Pläne gut heißt, so wird sie wohl auch die Mittel dazu haben, sie auszuführen.“

„Das ist es ja eben,“ fiel Frau Brand eifrig ein, „was ich ganz unverantwortlich von Maja finde! Ja — Meta gibt ihr die Mittel dazu, nämlich den blutig erworbenen Sparpfennig, den sie sich in zwanzig Jahren mühsam zurückgelegt hat für ihre alten Tage! Aber ich meine, wenn Maja eine Spur von Gefühl hätte, so dürfte sie das eben unter keiner Bedingung zugeben.“

Heinz fuhr sich erregt durch das Haar. „Aber ich bitte dich, du gibst ja auch alles, was dir aus besseren

Tagen geblieben ist, für Erikas Ausstattung her, obwohl ich mich erbot —“

„Ach — das ist doch etwas ganz anderes! Hier handelt es sich um das Letzte, was ich für mein Kind tun kann, um die Gründung ihrer Zukunft. Soll ich sie wie eine Bettlerin ins Leben hinausschicken? Nein — die solide Basis, auf der sie weiterschaffen soll, muß sie mir verdanken.“

„Nun, genau dasselbe gilt doch auch für Frau Heidlauf! Hier wie dort handelt es sich um die Gründung einer neuen Zukunft, welche die Mutter ihrem Kinde erleichtern will.“

Frau Brand war verletzt. „Es tut mir leid, lieber Heinz, daß du mich nicht verstehen willst. Die Dinge liegen doch sehr verschieden. Erika hat den tadellosen, sicheren Weg des wohlerzogenen Mädchens gewählt, das nicht mehr werden will als eine anständige, brave Hausfrau. Was Maja eigentlich will und wo sie einmal landen wird, weiß heute kein Mensch. Dafür sauer erworbenes Geld hinauszuwerfen, ist mindestens ein Wagnis, und es gehört schon eine hübsche Dosis kalter Selbstsucht ihrerseits dazu, um —“

„Ach, laß das doch!“ unterbrach sie Erika rasch, da sie sah, wie Heinz sich gereizt aufrichtete. „Sage uns lieber: geht Frau Heidlauf mit nach Paris und England, oder fährt Maja allein?“

„Meta mitgehen? Wo denkst du hin? Die Arme muß doch verdienen, um leben zu können — jetzt erst recht! Nein. Sie haben da eine arme Base aufgegabelt, Fina Frasch, du kennst sie ja — das kleine, rothaarige, sommersprossige Ding. Die geht mit. Halb als Gesellschaftsdame, halb als Kammerjungfer.“

Erika lachte laut auf. „Die!? Na — wenigstens wird sie niemanden genieren!“

Heinz stand plötzlich auf. Es war ihm unmöglich, dem Gespräch länger zuzuhören. Die Damen achteten anfangs nicht viel darauf.

Frau Brand sagte noch: „Maja bat mich, wir sollten uns um ihre Mutter annehmen, die nun ganz allein bliebe. Das Herz sei ihr so schwer, die Mutter sei doch alt und in der letzten Zeit gar nicht mehr so kräftig wie früher. Ich versprach es natürlich. Obwohl ich finde, wenn Maja der Abschied so schwer wäre, so dürfte sie eben nicht gehen. Das deutete ich ihr auch an. Sie aber meinte traurig, es müsse sein. Sie wolle doch etwas leisten im Leben, hier ließe sie außer der Mutter ja doch nichts zurück, und dort warte ihrer eine Zukunft."

Heinz hatte seinen Hut genommen und entschuldigte sich nun hastig mit dringenden Arbeiten. Morgen begännen ja seine Vorlesungen wieder.

Erika hielt ihn nicht zurück.

Er aber ging nicht nach Hause, sondern wanderte hinaus vor die Stadt, wo der erste grüne Schimmer des Frühlings über den Wiesen lag, die Kirschenbäume in Blüte standen und ein Duft von Veilchen, gärenden Säften und gelockerter Erde die laue Luft erfüllte.

Dort wanderte er lange ziellos herum zwischen Weingärten, Wiesen und den Ausläufern des Wiener Waldes.

Als er spät Abends von Salmannsdorf mit dem Omnibus heimfuhr, fühlte er sich als ein völlig anderer, neuer Mensch.

Hatte ihn das, was er über Majas Pläne gehört, anfangs geradezu niedergeschmettert, hatte sein Herz jammervoll gezuckt bei dem Gedanken, daß sie vielleicht für immer fortging, hatte sein ganzes Wesen sich empört gegen die beiden Frauen, welche ihr Tun so hart be-

urteilten, so war seine Stimmung allmählich unter der Einwirkung des Verstandes in das Gegenteil umgeschlagen. Wogegen empörte er sich denn? Ging ihn Majas Tun denn noch irgend etwas an?

Und im Grunde stimmte es ja zu dem Bilde, das er von ihr genommen hatte, zu dem Bilde eines kaltherzigen, ehrgeizigen, nur auf sich und ihren Vorteil bedachten Wesens. Sie verlachte die Liebe, verschmähte die Ehe und trachtete irgend einem Phantom nach, das im Grunde nur befriedigte Eitelkeit hieß. Nein, mit Maja war er fertig. —

Am anderen Tage entschuldigte er sich bei Frau Brand und Erika wegen seines raschen Aufbruchs.

Die kleine Braut machte es ihm sehr leicht. „Eifersüchtig bin ich gar nicht,“ sagte sie lächelnd. „Als ich Maja damals etwas energisch verabschiedete, geschah es nur, weil ich fürchtete, ihre Koketterie könnte dich doch am Ende wieder zu ihr zurückführen. Jetzt geht sie fort, und du bist in vierzehn Tagen mein Mann — da brauche ich keine Angst mehr zu haben.“ —

Zwei Tage vor seiner Hochzeit erfuhr Heinz, daß Maja Heidlauf mit dem kleinen Bäschen abgereist sei. Es berührte ihn kaum. Er hatte eine Menge Laufereien und den Kopf voll angenehmer Gedanken.

Süße Erwartungen und eine große Neugier auf ihr beiderseitiges Heim erfüllten ihn. Erika hatte nämlich nicht erlaubt, daß er einen Fuß in die neue Wohnung setze, die sie allein mit der Mutter eingerichtet hatte.

Sie tat schrecklich geheimnisvoll. „Ich will dich überraschen damit!“ lachte sie. „Es ist so süß, unser Nestchen! Du wirst schon sehen — so süß!“

Ach, sie war selber so süß in ihrer freudigen Bräutlichkeit, daß Heinz Thursen von Tag zu Tag verliebter in sie wurde. Seit Maja fort war aus seinen Ge-

danken, fühlte er sich so leicht und froh und voller Zuversicht.

Und als er am Morgen des 25. April an Erikas Seite vor dem Altar stand, umgeben von den Eltern und lieben alten Freunden, da fühlte er sich wirklich fast am Gipfel menschlicher Glückseligkeit.

Rosig und strahlend lag die Zukunft vor ihm.

7.

Sie waren vierzehn Tage in Torbole gewesen, und während dieser Zeit hatte Frau Brand Thursens Sachen aus seinen zwei kleinen Junggesellenzimmern in die Florianigasse, wo sich das neue Heim befand, schaffen lassen.

Alles, bis auf seine Bücher. Daran — das hatte er ihr streng auf die Seele gebunden — durfte keine fremde Hand rühren. Die Bücher wollte er unter seiner eigenen Aufsicht hinüberschaffen lassen.

Es war gegen Abend, als sie in Wien ankamen. Ein von Sonnengold durchtränkter Nebel lag über dem Häusermeer. Die Bäume auf der Ringstraße sahen wie gewaschen und lackiert aus in ihrem jungen Maiengrün. Helle Toiletten, blumengeschmückte Hüte und fröhliche Gesichter flogen an dem jungen Paar vorüber, das Hand in Hand im offenen Wagen über die Ringstraße fuhr.

Nach den stillen Tagen am Gardasee betäubte sie jetzt der tosende Lärm der Großstadt. Und doch — Heinz Thursen lächelte still vor sich hin — hier waren sie ja daheim, hier wartete ihrer das süße Nestchen, auf das er schon so neugierig war.

„Sage mir wenigstens, wieviel Zimmer wir haben, Schatz!“ bat er schelmisch. „Zwei — drei? Oder gar

vier? Ach nein — vier wäre zuviel, das brauchen wir ja nicht."

Erika schüttelte unerbittlich den Kopf. „Ich sage kein Wort. Du mußt dich überraschen lassen."

Endlich hielt der Wagen vor einem Hause gerade gegenüber dem Schönbornpark. Heinz war entzückt. „Das hast du prächtig gemacht! Da müssen wir ja die Aussicht direkt in den Park hinunter haben!"

„Haben wir auch."

Man lohnte den Kutscher ab und rief den Hausmeister, damit er das Gepäck hinaufschaffe.

Die Wohnung lag im zweiten Stockwerk. Ein nettes junges Dienstmädchen mit einer großen Schleife über dem gekreppten Haar und einer weißen Latzschürze empfing sie.

Thursen nahm sich kaum Zeit, um abzulegen, dann legte er den Arm um Erikas Schulter und drängte nach der nächsten Tür. „Also komm — ich brenne vor Neugierde!"

Erika lachte. „Oho! Da geht's ja in die Besenkammer! Hier herein, wenn ich bitten darf!"

Sie öffnete die nächste Tür. Ein sehr elegant im Empirestil gehaltener Salon wurde sichtbar. Kostbare Stoffe, weiche Teppiche, bunte Glaskelche, in welchen elektrisches Licht brannte, und eine entzückende Kaminecke — Heinz Thursen war sprachlos.

Rechts sah man ein elegant ausgestattetes Herrenzimmer, das zugleich als Rauch- und Spielzimmer dienen konnte, denn ein aufgeklappter Spieltisch nahm die eine Ecke ein, während in der anderen rote Ledersessel vor einem in englischem Stil gehaltenen Rauchschrank standen.

Links vom Salon ging es in eine Art Boudoir, dann in ein großes Speisezimmer, dessen Tisch bereits festlich für das Abendessen gedeckt und mit einem großen

Blumenstrauß geziert war. Alle Flügeltüren standen offen, alle Räume waren hell erleuchtet.

Erika blickte ihren Gatten triumphierend an. „Nun — ist es nicht süß?“

„Aber das ist ja alles fürstlich! Viel zu kostbar, viel zu anspruchsvoll für unsere bescheidenen Verhältnisse!“ rief er mit einem leisen Unterton von Enttäuschung. „Ich dachte mir ein einfaches, gemütliches Nestchen — das muß ja ein kleines Vermögen gekostet haben!“

„Gar nicht. Wir haben das riesig praktisch angepackt. In Wien gibt's immer Leute, die ihren Haushalt auflösen oder ihre Einrichtung wechseln wollen. Da studierten wir die Anzeigen, und so oft etwas dergleichen zu haben war, liefen wir hin. Einiges erstanden wir im Dorotheum bei Auktionen — alles aber kaum für ein Zehntel des wahren Wertes.“

Er schritt langsam und stumm an ihrer Seite von Raum zu Raum. Vom Speisezimmer führte eine kleine Tapetentür in den Schlafraum, der hofseitig gelegen war. Ein schmales, einfenstriges Kabinett, das ganz im Gegensatz zu den Prachträumen nebenan eine fast dürftige Ausstattung aufwies.

Hier blieb Erika etwas verlegen unter der Tür stehen. „Mit dem Schlafzimmer mußt du schon Nachsicht haben,“ sagte sie, „dafür reichte es eben doch nicht mehr. Mama schenkte uns ihre Betten und ihren Waschtisch, dazu stellte sie dann deine beiden Schränke herein. Aber das tut ja nichts. Hier herein kommen doch ohnehin keine fremden Leute.“

Sie kehrten wieder zurück in das Speisezimmer. Heinz konnte ein immer mehr anwachsendes Gefühl des Widerwillens nicht los werden. Er war grenzenlos enttäuscht. Ihn ekelte vor dieser Pracht, die teils aus dem Versatzamt, teils weiß Gott aus welcher Leute

Besitz stammte. Wie konnte sie das nur tun? fragte er sich immer wieder im stillen.

Erika, verstimmt über seinen Mangel an Begeisterung, war im Schlafzimmer verschwunden und kehrte erst in dem Augenblick zurück, als das Mädchen mit dem Abendessen erschien.

Sie hatte ihr Reisekleid mit einem hellblauen, sehr eleganten Schlafrock vertauscht und sah reizend aus.

Aber Heinz, der sich soeben in Gedanken mit der Frage beschäftigt hatte, ob auf dem Stuhl, den er jetzt einnahm, vorher ein Hochstapler, ein verkrachter Aristokrat oder ein Börsenjobber gesessen habe, betrachtete sie mißtrauisch. Vielleicht hatte auch diesen Schlafrock vorher irgend eine Ballettdame oder Zirkuskünstlerin getragen.

Kaum war das Mädchen verschwunden, fragte er Erika direkt danach. Schnippisch antwortete sie, daß sie den Schlafrock sich selbst angefertigt habe. Ein Seufzer der Erleichterung entschlüpfte ihm.

Schweigsam und verstimmt aßen sie.

Da sagte Erika plötzlich: „Wenn ich nur wüßte, was dir an der Wohnung nicht gefällt? Mama meinte doch auch, etwas Entzückenderes gäbe es nicht leicht.“

Er zündete sich nachdenklich eine Zigarre an. „Hm — erstens geniert mich, offen gestanden, der Gedanke, daß wir von Dingen umgeben sind, welche sich vorher schon im Besitz fremder, vielleicht nicht einmal ganz appetitlicher Leute befunden haben —“

„Das ist kindisch! Wer sich solche Möbel neu kaufen kann, gehört nur den allerbesten Kreisen an. Wenn du sonst nichts auszusetzen hast —“

„Sie ist auch viel zu groß und für unsere Verhältnisse entschieden zu kostspielig. Du weißt, daß wir höchstens bis auf siebenhundert Gulden gehen wollten.“

„Aber du brauchst ja gar nicht mehr herzugeben! Die Wohnung kostet, da sie einige Übelstände hat — es ist zum Beispiel kein Dienstbotenzimmer dabei, und die Küche ist einfach ein Loch, auch das Schlafkabinett ist dunkel — nur achthundert Gulden. Die fehlenden hundert gibt uns Mama dazu. Sie schlägt das leicht aus ihren Pensionären heraus, da sie nun doch in mein Zimmer noch zwei mehr nehmen kann."

„Aber ich sehe nicht ein, wozu wir eine so große Wohnung brauchen. Zwei Salons! Ein eigenes Herrenzimmer!"

Erikas blaue Augen wurden groß und rund. „Wozu? Nun, wenn wir Gesellschaften geben!"

Jetzt riß er die Augen auf. „Ah — du willst Gesellschaften geben! Aber womit denn? Es scheint, daß du dich über mein Einkommen in einem großen Irrtum befindest, liebes Kind."

„Durchaus nicht. Ich habe mir schon alles zurechtgelegt, laß mich nur machen, wir werden ganz gut auskommen. Wozu hätte ich denn wirtschaften gelernt? Als Junggeselle hast du natürlich gar keinen Begriff, wie und wo man sparen kann."

Er biß an seiner Zigarre herum. An Gesellschaften hatte er bisher wirklich noch nicht gedacht. Immer nur an ein kleines, behagliches Nestchen und an ein Weib, das vergnügt und zufrieden darin herumwirtschaftete — einzig für ihn.

Nun wußte er nicht, war es die unheimlich luxuriös ausgestattete Wohnung oder die widrige Vorstellung lärmender Geselligkeit, welche sich darin breit machen sollte — sein Unbehagen wuchs von Minute zu Minute. Alles mutete ihn fremd an. Am meisten aber Erika selbst. Ihm war, als säße eine Frau neben ihm, die er zum ersten Male im Leben sprechen hörte. Da-

zwischen empfand er mit bitterer Schärfe den ungeheuren Kontrast zwischen seiner Vorstellung von diesem ersten Abend im eigenen Heim und — der Wirklichkeit.

Plötzlich stieg ein anderer Gedanke in ihm auf. Er sah sich prüfend um, sah durch die offenen Flügeltüren hinüber in das elegante Herrenzimmer und rief erschrocken: „Aber wohin stelle ich denn meine Bibliothek? Die vier Schränke nehmen doch eine ganze Wand ein, und ihr habt mir ja keine Handbreit Platz dafür gelassen!"

Erika machte ein verdutztes Gesicht. „Die Bücher! Ja, richtig, an die haben wir wirklich nicht gedacht." Gleich darauf lächelte sie. Sie hatte schon einen Ausweg gefunden. „Im Vorzimmer ist noch Platz. Die eine Wand ist ja ganz leer. Es wird freilich noch enger, aber wenn du die Schränke durchaus haben mußt —"

Er stand entrüstet auf. „Ins Vorzimmer sollen meine Bücher? Du bist wohl nicht recht bei Trost! Selbstredend kommen sie in mein Zimmer."

„Aber das geht doch nicht!"

„Es muß eben gehen. Ich werfe so viel von dem Plunder hinaus, als ich muß, um Platz zu bekommen."

Das Wort war ihm unwillkürlich über die Lippen gekommen. Gleich darauf bereute er es, denn Erika brach in Tränen aus. Ohne ein Wort zu sagen, stand sie auf und verschwand im Schlafzimmer.

Erst wollte er ihr folgen, dann besann er sich. Es war etwas Verstörtes, ganz und gar aus dem Gleichgewicht Gebrachtes in seiner Seele, das sich erst beruhigen mußte.

So zündete er sich eine zweite Zigarre an, ging hinüber in das Herrenzimmer und legte sich auf die

Ottomane, die einladend neben einem indischen Rauchtischchen aus Ebenholz und Perlmutter stand.

Aber kaum zwei Minuten später sprang er nervös auf und warf sich in den Korbstuhl am Schreibtisch — das einzige Stück hier, das aus seinem Junggesellen-eigentum stammte.

Vielleicht war es ja nur Einbildung — immerhin schwor er darauf, aus dem Kopfpolster der Ottomane sei das süßliche Parfüm einer aufdringlichen Haarpomade zu ihm aufgestiegen.

So saß er stundenlang rauchend und grübelnd in seinem Korbstuhl am einen Ende der Wohnung, während sein junges Weib am anderen Ende weilte.

Einmal lachte er bitter auf. Da hatte er nun sein ersehntes Daheim!

— — — — — — — — — — — — —

Die Wohnung hatte wirklich ihre großen Schattenseiten. Küche und Schlafzimmer gingen in einen düsteren Hof und mußten bei Tag fast immer künstlich erleuchtet werden. Die Wasserleitung befand sich auf dem Gange draußen und mußte mit anderen Nebenräumlichkeiten gemeinsam von zwei Parteien benützt werden. Erika fand freilich, daß dies gar nicht ins Gewicht falle gegen die vier schönen, in einer Front laufenden Straßenzimmer. Aber Heinz wurde dadurch die ganze Wohnung verleidet.

Gleich am nächsten Morgen hatte er die Ottomane, den Spieltisch und einige andere Dinge in das kleine Boudoir schaffen lassen, die übrigen Möbel aneinandergerückt und war dann nach seiner alten Wohnung gegangen, um seine Bücherkisten und die vier Schränke herüberschaffen zu lassen.

Während er mit dem Aufstellen der Bücher beschäftigt war, kam Frau Brand zu Besuch.

Er hörte sie mit ihrer süßlichen Stimme im Salon nebenan mit Erika über Toiletten, Besuche, die Köchin und allerlei Stadtklatsch schwatzen. Zum ersten Male stieg ein Gefühl ärgerlicher Gereiztheit in ihm auf gegen die bis dahin als Muster aller Tugenden verehrte Dame. Sie hätte entschieden Erikas Unverstand nicht so weit nachgeben dürfen.

Plötzlich hörte er Frau Brand nebenan sagen: „Aber, Kind, die ganze Wohnung riecht ja nach Zigarrenrauch! Du wirst deinem Mann doch nicht gestatten, daheim alles einzuräuchern? Die feinen Möbelstoffe würden bald gut aussehen!“

Erika antwortete: „Ach, das ist ja nur im Anfang so, Mammascha. Alle Junggesellenuntugenden auf einmal kann man einem Mann nicht abgewöhnen. Laß es nur gut sein, ich werde ihn mir schon erziehen zum Ehemann.“

Gleich darauf steckte sie den Kopf zur Tür herein: „Heinz -- Mama ist da. Willst du nicht herauskommen?“

Schroff gab er zurück: „Es tut mir leid, du siehst, wie es hier aussieht. Wenn ich bis Abend fertig werden will, darf ich keine Minute verlieren.“

„Du bist heute wirklich gar nicht liebenswürdig!“ schmollte sie. „Einen Augenblick könntest du dich doch zeigen.“

„Bedaure, ich bin auch ganz und gar — eingeräuchert!“

Erika lachte. „Ah — du hast gehört?“ Dann schloß sie die Tür.

An ihm aber blieb ein Begriff aus dieser Stunde hängen: Erziehung zur Ehe! Bisher hatte er sich als etwas sehr Unvollkommenes, Erika als etwas tadellos Fertiges empfunden. Jetzt drängte sich ihm plötzlich

der Gedanke einer verantwortungsvollen Pflicht auf. Etwas, woran er gerade bei Erika nie gedacht hatte, wurde ihm klar: auch sie bedurfte noch sehr der Leitung und Erziehung. Mädchenjahre — Frühlingszeit. In ihrer Seele hatte er ein Stück verheißungsvollen Landes sich zu eigen gemacht, aber wie der Landmann durfte er nun die Hände nicht in den Schoß legen. Nicht er hatte die Saat gesät, sondern ihre Mutter und vergangene Geschlechter.

Wollte er dereinst eine gute Ernte haben, mußte er pflügen und jäten, solange es — Frühling war.

8.

Kaum waren die drei ersten Tage unter allerhand kleinen Räumereien, Besorgungen und Spaziergängen verflossen, als Erika ihrem Manne vorstellte, man müsse nun endlich daran gehen, Besuche zu machen.

Ihm kam die Sache sehr ungelegen. Er arbeitete gerade eifrig an der Vollendung einer Reihe von Aufsätzen über vergleichende Sprachwissenschaft, die ihm sehr viele Mühe machten. Die Artikel sollten in einer wissenschaftlichen Rundschau erscheinen, die ersten Korrekturbogen waren ihm bereits zugegangen, die Redaktion verlangte den Schluß, und in Hochschulkreisen gab sich lebhaftes Interesse dafür kund.

Nun sollte er sich aus der Arbeit herausreißen, um langweilige Besuche zu machen. Er versuchte es, Erika begreiflich zu machen, daß die Besuche ja noch Zeit hätten und er gegenwärtig stark beschäftigt sei.

Aber sie wollte nichts davon wissen. Er sei es seiner Stellung schuldig und vor allem ihr. Was würden denn die Leute denken? Doch nur, daß er eine

Frau geheiratet habe, deren er sich schäme. Sie habe sich doch solch reizendes Besuchskleid gemacht — pastellblau mit weißen Seidenborten und Gazeeinsatz. Dazu einen entzückenden Hut mit blassen Rosen —

Ihre Begründungen kamen ihm kindisch und lächerlich vor. Er versuchte die Gelegenheit erzieherisch auszunützen, nahm sie auf den Schoß, sprach ihr zärtlich zu, sprach von seelischer Gemeinschaft, gegenseitigem Verständnis, ernster Lebensauffassung und Pflichten, die doch schwerer wögen als gesellschaftliche Tändeleien. Zuletzt nannte er sie seine kluge kleine Frau, die das gewiß alles einsehe und ihr Glück nicht außerhalb, sondern in ihrem Heim suche.

Der Erfolg war, daß sie erst stumm zuhörte, dann ein Mäulchen zog und zuletzt in Tränen ausbrach.

„Ich sehe schon,“ schluchzte sie, „du liebst mich einfach nicht, du hast in mir nur eine Magd geheiratet und verlangst, daß ich als solche mit allem zufrieden bin!“

„Aber Erika! Wie kannst du nur so ungerecht sein! Ich dich nicht lieben! Gleich gibst du mir einen Kuß und nimmst das böse Wort zurück!“

Sie wandte sich trotzig ab. „Nein! Es ist ja wahr — du liebst immer noch diese Maja! Mit ihr wärst du sicher stolz zu allen Leuten gelaufen, ihr hättest du gewiß keinen Wunsch abgeschlagen —“

„Erika!“ unterbrach er sie streng. „Du weißt nicht, was du sprichst!“ Er war totenbleich geworden und sah sie beschwörend an.

Sie aber sagte eiskalt: „Ich nehme gar nichts zurück. Du hast mich ja doch nur geheiratet, weil dir der reiche Engländer Maja vor der Nase weggeschnappt hat!“

Da übermannte ihn der Ekel vor dieser gemeinen Bosheit, die so unverhüllt ihre Absicht kundgab, sich an

ihm zu rächen durch etwas möglichst Verletzendes. Ohne eine Silbe zu erwidern, verließ er das Zimmer.

Erika machte im Verlauf des Tages keinen Versuch, ihn zu versöhnen. Und als er Abends, später als sonst, von der Universität heimkehrte, erfuhr er von der Magd, daß die gnädige Frau mit ihrer Mutter in die Oper gegangen sei und wahrscheinlich auch, da das Stück erst um Mitternacht ende, bei der Frau Mutter übernachten werde, deren Wohnung näher an der Oper liege.

Da nahm er noch einmal seinen Hut und ging in ein Restaurant, um da zu essen.

Als er dann die Abendstunden benützen wollte, um zu arbeiten, mußte er die unangenehme Entdeckung machen, daß ihm jede Stimmung dazu abhanden gekommen war. Stundenlang blieb er rauchend und grübelnd in seinem Korbstuhl sitzen.

So also war das neue Leben, von dem er sich so viel versprochen hatte, nun geworden! Ihn dünkte, als sei er seit seiner Verheiratung viel einsamer geworden, als er je zuvor gewesen. Früher hatte die Zukunft wie ein Glückshafen vor ihm gelegen: so viele Lose, so viele Hoffnungen, so viele Möglichkeiten. Jetzt war die Ziehung vorüber — er hatte eine Niete gezogen.

Und wenn er mit mutiger Hand nach dem anderen Los gegriffen hätte —

Ganz leise schlich sich der Gedanke an ihn heran wie ein holdes Traumbild. Er schloß die Augen und sann ihm nach. Zwei dunkle Augensterne hingen an ihm mit scheuem, weichem Ausdruck. Sein Ohr vernahm eine süße Stimme. Dann tauchte die Wiese hinterm Waldhaus vor ihm auf, jener düfteschwere Sommertag, da er Heidlaufs und Brands als Gäste zu seinen Eltern brachte — der Tag, an dem Maja

zerrissene Handschuhe getragen haben sollte. Er hatte es nicht gesehen. Aber ihr jubelndes Lachen, ihre ausgelassene Kinderfreude tönte ihm noch im Ohr. Wie sie selig war über Wald und Wiese, über den Heuduft, die Berge, den blauen Himmel, an dem goldgesäumte Wolken langsam dahinsegelten! Da hatte ihre liebe Stimme jubelnd gerufen: „O wie schön, wie schön ist die Welt, so still und feierlich, so heilig! Müßten wir doch nie wieder zurück in die Stadt!“

Erika hatte die Nase gerümpft. „Na, das würde dir bald langweilig werden — so ohne Menschen und Zerstreuung!“

Maja aber sah mit großen, strahlenden Augen um sich. „Langweilig? O Erika, ich wäre ja so glücklich, wenn ich die Menschen und ihre Zerstreuungen los wäre für immer! Wenn ich sie nicht brauchte, nicht mit den Wölfen heulen müßte um das bißchen Existenz!“

Beide wußten damals nicht, daß er ihr Gespräch mit anhörte. Sie glaubten sich allein.

Er aber hätte die Arme um Maja schlingen mögen und ihr danken für all die lieben Worte, die sie ihm unbewußt aus der Seele gesprochen hatte. Damals glaubte er, einen Blick in ihre Seele getan zu haben, die sich in Gesellschaft so ganz anders gab, kalt und hochfahrend, als müsse sie einen Wall ziehen um ihre heimlichen Schätze. Damals zuerst hatte er jenen magnetischen Strom empfunden, der von ihr ausströmte.

Jetzt, wo jene Stunde in der Erinnerung lebendig wurde, fühlte er ihn wieder, er kam von weit her, über Täler und Höhen, vielleicht gar übers Meer — von ihr, von ihr!

Erschrocken fuhr er auf. Was war das? Hatte er geträumt?

Erikas Worte fielen ihm ein: „Du liebst immer noch

diese Maja.“ Er stand auf und trocknete sich die Stirn, auf der kalte Schweißperlen standen. Nein, es war nicht wahr, Erika war sein Weib, und ihr gehörte seine Liebe. Wäre sie jetzt doch da! Er verziehe ihr jedes heftige Wort, bäte ihr tausend Dinge ab, die er ihr heimlich zum Vorwurf gemacht hatte. Sie hatte ja recht — er, er allein war ein Barbar, daß er ihr hatte verwehren wollen, wozu ihre Jugend sie drängte. Auch daß sie grollte, war nur natürlich. Das arme Kind quälte sich mit eifersüchtigen Gedanken.

War es ein Wunder, nachdem er selbst ihr einst seine Leidenschaft für die andere enthüllt hatte?

Aber das war ja nun vorüber — längst vorüber. Ach, wäre Erika nur da, daß er sie davon überzeugen könnte!

Er sah auf die Uhr. Die Oper war aus. Sie würde doch nicht wirklich bei ihrer Mutter übernachten? Nein, das würde, das konnte sie ihm nicht antun!

In fieberhafter Ungeduld wartete er, wandelte unruhig durch die Zimmer, sah alle Augenblicke auf die Uhr, horchte auf jeden Wagen, der unten vorbeifuhr, auf jedes Geräusch im Hause.

Es wurde ein Uhr, halb zwei — er wartete immer noch. Vielleicht waren sie noch zum Essen in ein Restaurant gegangen, vielleicht hatte die Vorstellung länger gedauert als sonst.

Endlich um zwei Uhr ging er seufzend in das dumpfige Schlafkabinett und legte sich zu Bett.

— — — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen gegen zehn Uhr kam sie mit ihrer Mutter. Heinz saß schon am Schreibtisch, als Frau Brand mit einem verlegenen Lächeln eintrat. Erika hatte es offenbar vorgezogen, den ersten Sturm vorübergehen zu lassen.

Aber es wurde kein Sturm. Frau Brand fand ihren Schwiegersohn ganz sanft und gefügig, so bereit zum Nachgeben, daß sie gar nicht begriff, wie Erika sich hatte beklagen können. Das Kind verstand eben offenbar noch nicht, die richtigen Saiten aufzuziehen dem Manne gegenüber.

Thursen willigte sogleich ein, noch heute mit den Antrittsbesuchen bei den Kollegen zu beginnen.

Nachdem das erreicht war, zog sich die Schwiegermutter bescheiden und triumphierend zurück. Erika erschien mit dem unbefangensten Lächeln bei ihrem Manne. Seinen Versuch, eine Aussprache herbeizuführen, schnitt sie mit einem Kuß ab. „Ach, laß nur, es tut mir ja auch leid, daß ich dir so dumme Dinge sagte, an die ich doch selber gar nicht glaube! Und jetzt ist ja alles wieder gut!“

Gegen zwölf Uhr machten sie sich auf. Erika hatte, da es etwas feucht draußen war, ihres Kleides wegen einen Wagen als unerläßlich bezeichnet. Also fuhr man, anstatt zu gehen.

Man empfing das junge Paar überall sehr herzlich und war offenbar von Erika entzückt. Sie benahm sich auch tadellos. Niemand hätte ihr angemerkt, daß sie eigentlich auf dem Lande aufgewachsen war und stets in bedeutend einfacheren Kreisen verkehrt hatte.

Heinz staunte über ihr großes Anpassungsvermögen. Sie spielte die erfahrene Hausfrau bei den Damen, welche darauf Wert legten, zeigte großes Verständnis für Kinderpflege bei jungen Müttern und sprach bei der Hofrätin Ebersberg, welche mit ihrem Sohne Philosophie studierte, über moderne Literatur, Darwin und Nietzsche, als hätte sie nie etwas anderes getrieben als gelehrte Studien.

Unten im Wagen, als er ihr ein Kompliment dar-

über machte, lachte sie übermütig: „Ach, weißt du, das ist nur so 'n bißchen Flunkerei. Im Grunde langweilen mich diese Dinge ja schauderhaft!"

Immerhin hatte sie erreicht, was sie wollte: man fand, daß Professor Thursen eine reizende Frau habe.

Nach drei Tagen hatte man glücklich alle Besuche erledigt. und zwei Tage später begann der Reigen der Gegenbesuche.

Jetzt endlich erlebte Erika den Triumph, ihre Wohnung nach Gebühr gewürdigt zu sehen. Sie empfand keine Spur der peinlichen Scham, welche Heinz jedesmal das Blut zu Kopf trieb, so oft jemand den gediegenen Geschmack oder die Kostbarkeit der einzelnen Stücke pries. Hie und da fragte jemand, bei welcher Firma sie denn die wunderschönen Dinge bestellt habe, da antwortete Erika völlig unbefangen, ein befreundeter Künstler hätte ihr die Zeichnungen gemacht, deren Ausführung sie dann verschiedenen Firmen übertragen habe. Fast jedes Stück habe ein anderer Meister gemacht. Die Stoffe und Teppiche habe man direkt aus Paris bestellt.

Heinz dachte öfters erschrocken: Wie sie nur so lügen kann, ohne mit einer Wimper zu zucken, ohne sich nur einen Moment zu besinnen! Aber er wagte nichts darüber zu sagen. Mußte es nicht sein, wie die Dinge nun einmal lagen?

Er wagte überhaupt nichts mehr zu tadeln, wenigstens nicht in Worten. Einmal, weil er Erikas Tränen und der Schwiegermama liebevoll verlegenes Zureden fürchtete, dann aber — und das war, obwohl er es sich nicht eingestand, der stärkste Beweggrund — weil ihm Erikas Vorwurf: „Du liebst noch immer diese Maja!" noch in der Seele brannte. Er zitterte davor, bei dem geringsten Tadel das Gespenst dieses Wortes wiedererstehen zu sehen. Unermüdlich gab er sich

Mühe, Erika seine Liebe zu beweisen, ihr ein guter, zärtlicher Gatte zu sein, ein inniges, restloses Ineinanderaufgehen herbeizuführen.

Aber seit jenem ersten Streit wußte er, daß mindestens seine überstürzte Verlobung damals ein an Erika begangenes Unrecht gewesen war. Damals hatte er wirklich noch mit allen Fibern an der anderen gehangen, und er war auch in jener qualvollen Nacht, da er seine junge Frau vergebens erwartete, zur Erkenntnis gelangt, daß Erinnerungen zu gefährlichen Gespenstern werden konnten. Seitdem konnte er ein dumpfes Schuldgefühl nicht mehr ganz loswerden.

Darum schwieg er zu vielem und hielt sich an das, was Erikas Stärke war.

Dies war vor allem die geschickte, liebenswürdige Art, mit der sie sich in dem ihr fremden Kreis eine Stellung schuf. Man war sonst recht exklusiv in Gelehrtenkreisen, sogar hochmütig mitunter, Erika Thursen aber hatte man sogleich aufgenommen. Dies war weiter ihre wirtschaftliche Sparsamkeit. Sie brachte es wirklich spielend fertig, mit den zur Verfügung stehenden Mitteln nach außen hin ihrem Leben einen vornehm-behaglichen Anstrich zu geben und daheim ohne Schulden durchzukommen.

Allerdings gab es nur kaltes Abendbrot und sehr sparsame Mahlzeiten. An Waschtagen, wo sie selber tüchtig mitschaffte, um die Wäscherin zu ersparen, nur ein einziges in aller Eile zubereitetes Gericht, das manches zu wünschen übrig ließ.

Aber er sah ein: es ging nicht anders. Und er lernte allmählich auch Erikas Lieblingsgrundsatz ohne Widerspruch hinnehmen: In den Magen und in unsere vier Wände kann uns niemand hineinschauen. Wenn wir nur nach außen hin standesgemäß leben.

Eigentlich war dies seinen Anschauungen über häusliche Behaglichkeit direkt entgegengesetzt. Aber Erika lachte über solche Begriffe. „Häusliche Behaglichkeit — ich bitte dich! Behaglich sieht es bei den Leuten ja nur aus, wenn sie ihre Einladung geben. Sonst — na, du würdest dich wundern!“

Da wagte er schüchtern die Bemerkung: „Aber daheim bei euch war es doch immer so gemütlich.“

Sie lachte, halb amüsiert, halb gereizt. „Lieber Himmel, wir mußten uns eben strecken nach der armseligen Decke. Glaubst du, das war schön oder angenehm? Ich wüßte nicht, wozu man heiratete, wenn nicht in der Hoffnung, sich sein Leben zu verbessern.“

Da schwieg er fortan über derartige Dinge.

9.

Eines Tages Ende Juni fuhr Heinz Thursen nach Oberdöbling zu einem Kollegen, welcher draußen eine Villa bewohnte. Er wollte ihm den ersten seiner Artikel überbringen.

Plötzlich hörte er sich angesprochen und blickte in Frau Heidlaufs Gesicht. Sie schien sich sehr darüber zu freuen, ihn nach so langer Zeit einmal wiederzusehen.

„Sie gehörten ja auch zu den Freunden einer glücklicheren Zeit,“ sagte sie, „der Zeit, als ich mein Kind noch bei mir haben durfte.“

Dabei schimmerte es feucht in ihren Augen.

Heinz errötete. Die erste Bestürzung war einem freudigen Gefühl gewichen. Aber hätte sie ihn nicht angesprochen, er würde Frau Heidlauf kaum wiedererkannt haben. Sie war sehr gealtert in den letzten Monaten. Das Haar war ganz grau, der Blick trübe,

ein müder, wehmütiger Zug grub sich um die Mundwinkel ein. Ihre Haltung war die einer alten Frau geworden.

Teilnahmvoll, dabei bemüht, seine innere Erregung zu verbergen, erkundigte er sich nach Maja.

Es ging ihr gut. Sie war noch immer in Paris und nahm Stunden bei der Marchesi. Lord Lyon hatte dies vermittelt. Er war ein Bekannter der berühmten Gesangsmeisterin, die sonst neue Schülerinnen gar nicht mehr annahm. Bis Herbst wolle Maja in Paris bleiben, dann ein Konzert dort geben.

„Und dann? Kehrt Fräulein Maja dann nach Wien zurück?“ fragte er mit angstvoller Spannung.

Frau Heidlauf seufzte. „Ach nein — noch lange nicht. Dann geht sie ja erst nach England. Lady Asher, eine Dame der großen Welt, auf deren Schloß Rosehill neben der vornehmsten Gesellschaft auch die Leuchten der Kunstwelt verkehren, hat Maja eine Einladung zukommen lassen. Dorthin wird sie wohl zunächst gehen. Ob und wann sie dann in London auftreten wird, hängt von dem Pariser Erfolg ab. Sie sehen, lieber Professor,“ schloß Frau Heidlauf mit trübem Lächeln, „ich hänge mit Maja ganz von der Gunst des Publikums und der Umstände ab — wie es ja nun einmal bei diesem Berufe geht. Jedenfalls werde ich lange, viel zu lange für mein Mutterherz, auf ein Wiedersehen warten müssen.“

„Sie werden doch nach Paris zum Konzert fahren? Lord Lyon wird schon dafür sorgen, daß der Erfolg dort nicht ausbleibt.“

„Lord Lyon ist seit dem Frühjahr in England. Ich weiß weder, ob er zu Majas Konzert nach Paris kommen wird, noch ob ich die Mittel zu einer so weiten Reise aufbringen werde. Und wenn auch — es würde nur

ein kurzes, flüchtiges Wiedersehen für mich sein mit einer um so härteren Trennung dann."

Heinz hatte nur eines gehört: der Lord war nicht in Paris. Sein Gesicht strahlte plötzlich, ohne daß er sich dessen bewußt gewesen wäre.

Man sprach noch einiges hin und her. Frau Heidlauf erzählte, daß Maja sich schrecklich fremd und einsam in Paris fühle. Sie schriebe so traurige Briefe. Sie und ihre Begleiterin wohnten in einem Hotel garni, welches sehr streng an dem Prinzip festhalte, nur tadellose Damen aufzunehmen. Sie gingen fast nie aus. Paris mit seinem lärmenden Getriebe und seiner Vergnügungsraserei sei Maja in der Seele zuwider. Nur bei der Marchesi sei sie zuweilen geladen. Über eines wundere sie, die Mutter, sich oft: wie unglaublich wenig Geld Maja verbrauche. Sie habe sich Paris viel teurer vorgestellt. Freilich — die Kleider nähe sie sich selbst. Die Base, welche ihr darin Anleitung gäbe, schriebe ganz begeistert, welch fabelhaften Schick Maja dabei entwickle. Auch sonst müsse Maja durch die Fremde sich sehr verändert haben. Sie äßen nur Mittags auswärts. Die übrigen Mahlzeiten bereite Maja eigenhändig auf dem Spiritusbrenner, denn die Base verstünde außer Schneidern und Hütepußen nichts.

Man sah: es war Frau Heidlauf ein Bedürfnis, sich auszusprechen über das, was ihre Gedanken ganz in Anspruch nahm. Immer neue Einzelheiten fielen ihr ein. Dazwischen entschuldigte sie sich mehrmals: „Nicht wahr — ich bin eine rechte alte Schwätzerin geworden! Aber Sie sind ja ein alter Freund meiner Maja!"

Er hörte zu wie im Traum. Kein Wort entging ihm. Der Verstand war ausgeschaltet. Wunderliche Zauber, aus alten Erinnerungen und neuen Vorstellungen gewoben, umfingen ihn.

Plötzlich unterbrach sich Frau Heidlauf selbst: „Eines habe ich Ihnen ja noch nicht erzählt. Das Lied, welches Sie Maja gaben — Sie erinnern sich doch?“

„Ja, das Liebeslied von Walther von der Vogelweide —“

„Nun — dieses vor allen anderen, welche Maja singt, gefiel der Marchesi am besten. Es ist Majas Lieblingslied geworden. Sie wird es auch im Konzert singen.“

Das Blut strömte Heinz zum Herzen. Sein Lied! Dann verdunkelte ein roter Nebel seinen Blick. Für wen hatte sie es damals so innig gesungen? Doch nur für den steifen Lord! Für ihn würde sie es auch in Zukunft singen — in Paris, in Rosehill, in London.

Da hielt der elektrische Wagen. Man stieg aus und verabschiedete sich. Frau Heidlauf hatte eine Lektion auf der „Hohen Warte“ zu geben, Heinz Thursen eilte in die Villa „Rosalba“ zu seinem Kollegen Holzmann.

Als er gegen Abend heimkehrte, fühlte er das heimliche Schuldgefühl gegen Erika stärker als sonst in sich. Die Begegnung mit Frau Heidlauf und alles, was sie ihm von Maja erzählt hatte, beschäftigte seine Gedanken doch mehr, als er selbst wünschte. In die Gleichmäßigkeit seines Alltags war eine flimmernde Unruhe gekommen.

Er kaufte einen großen Strauß dunkelroter Rosen für Erika und begrüßte sie mit doppelter Zärtlichkeit.

Sie lag sehr behaglich auf der Ottomane im kleinen Salon, legte bei seinem Eintritt einen modernen Roman, in dem sie gelesen, beiseite und freute sich über die Rosen. „Nun, wie war's bei Professor Holzmann?“ fragte sie.

Er erzählte. Dann — es schien ihm geradezu eine heilige Pflicht, ihr nichts zu verschweigen — berichtete er auch ausführlich über sein Zusammentreffen mit

Frau Heidlauf. Jedes Wort, das sie gesprochen hatten, gab er getreulich wieder.

Erika hörte mit spöttischer Miene zu. Als er schwieg, sagte sie: „Na ja — Papier ist geduldig! Wenn Tante Meta alles glaubt, was ihr Maja schreibt —“

„Du glaubst es nicht?“

„Maja Kleider nähend und Kaffee kochend — es ist zum Lachen!“

Ihr Zweifel verstimmte ihn. Schweigend spielte er mit dem Buch, in dem sie gelesen. Erika aber erinnerte sich plötzlich an eine Sache, welche ihr den ganzen Nachmittag über schon Kopfzerbrechen gemacht hatte.

„Ja, denke doch, deine Mutter will für einige Tage nach Wien kommen!“ sagte sie plötzlich. „Sie hat beim Zahnarzt zu tun.“

Sofort glitt ein Schimmer weicher Freude über sein eben noch verdüstertes Gesicht. „Die Mutter? Das ist doch einmal eine richtige Freudenbotschaft!“

Im Geist sah er seine kleine fröhliche Mutter schon über die Schwelle treten und mit ihr die ganze warme Gemütlichkeit des Elternhauses. Denn die war untrennbar mit ihr verschmolzen. Wo die Mutter weilte, war Sonnenschein.

Dann bemerkte er Erikas nachdenkliches Gesicht. „Nun — freust du dich nicht auch?“

Sie nickte ein wenig verlegen. „Doch — natürlich! Nur — was meinst du, Heinz, sie wird am Ende darauf rechnen, bei uns zu wohnen?“

„Aber das ist doch selbstverständlich! Wo sollte die Mutter denn sonst wohnen? Doch nicht im Hotel etwa? Sie hat doch auch früher, wenn sie hereinkam, in meiner Junggesellenbude übernachtet.“

Erika setzte sich auf. „Ja, dann sage mir nur auch — wo? Sie kann doch weder im Speisezimmer noch

in den Salons schlafen! Und dein Zimmer hast du ja mit den schrecklichen Bücherkästen so verrammelt, daß auch nicht ein Stuhl mehr Platz hätte. Übrigens haben wir nicht einmal ein Gastbett."

Er sah sie bestürzt an. Dann kam ihm ein Gedanke. „Man könnte ja mein Bett anstatt der Ottomane hierher stellen und mir drüben im Schlafzimmer auf der Ottomane ein Lager herrichten."

„Du bist wohl nicht bei Trost, Heinz! Den reizenden kleinen Salon mit dem häßlichen Bett verunstalten! Und wenn auch — das Zimmer hat keinen eigenen Eingang und ist als Durchgang ganz unentbehrlich. Wie sollte das Mädchen Morgens ins Speisezimmer gelangen? Dann brauchte man doch schließlich auch einen Waschtisch — und endlich habe ich Male heute kündigen müssen, da sie frech war. Sie geht in drei Tagen. Gott weiß, was ich als Ersatz bekomme. Man kann mir doch nicht zumuten, einen Gast ins Haus zu laden, wenn ich Mädchenwechsel habe!"

Sie hatte zuletzt ganz entrüstet gesprochen. Heinz war aufgesprungen und lief ratlos im Zimmer auf und ab.

„Aber es ist doch ganz undenkbar, daß die Mutter nicht bei uns wohnt! Es muß einen Ausweg geben."

„Es gibt leider keinen. Und undenkbar ist nur das, daß sie bei uns wohnt. Zu den Mahlzeiten meinetwegen, aber wohnen — nein, das geht wirklich nicht! Ich habe mir das nach allen Richtungen hin überlegt — auch, daß sie etwa bei Mama schliefe. Aber Mama hat ja auch kein Plätzchen frei. In meinem Zimmer schlafen die zwei neuen Pensionäre, ihr eigenes hat sie, wie du weißt, seit acht Tagen an eine Engländerin abgetreten. Sie selbst schläft in der Dienstbotenkammer. Wenn du also durchaus darauf bestehst, deine Mutter

bei uns einzuquartieren, so bleibt nichts anderes übrig, als daß ich selbst in ein Hotel ziehe für diese Zeit."

Ihr Ton war so energisch, daß er eingeschüchtert schwieg. Sein ganzes Gefühl empörte sich dagegen, die alte Frau in ein Hotel einzuquartieren. Aber er kannte Erika. Wenn sie so sprach, war nichts mehr zu machen. Daß es wirklich nicht gehen sollte, leuchtete ihm durchaus nicht ein. Fünf Stuben — und kein Platz für seine Mutter! Es war lächerlich. Erika wollte einfach nicht!

Ein böser Blick aus seinen hellen Augen streifte sie. Hatte sie denn gar kein Gefühl? Keine Liebe zu ihm?

Erika starrte nachdenklich vor sich hin mit zusammengezogenen Brauen. Plötzlich veränderte sich ihr Gesichtsausdruck im Handumdrehen. Sie lachte auf. „Ich hab's, Heinz! Ich hab's! Deine Mutter braucht nicht im Hotel zu wohnen, wir quartieren sie bei Tante Meta ein. Majas Bett ist ja frei."

Erstaunt starrte Heinz seine Frau an. „Bei Frau Heidlauf? Du könntest —"

„Na, warum denn nicht? Tante Meta tut mir den Gefallen ganz gewiß gern. Gleich morgen früh gehe ich zu ihr."

„Erika! Hast du vergessen, wie unfreundlich du zu Maja warst? Du hast nicht einmal ihren Abschiedsbesuch erwidert."

„Ach was, daran denkt heute kein Mensch mehr! Ich hatte ja damals den Kopf so voll mit der Hochzeit. Laß mich nur machen, du sollst sehen, das geht tadellos!"

Es ging wirklich tadellos. Als Heinz am nächsten Tag zum Essen heimkam, empfing ihn Erika schon mit triumphierender Miene.

„Es ist alles geordnet. Natürlich willigte Tante

Meta mit Freuden ein. Und über Tag ist deine Mutter ja doch bei uns, soweit sie nicht Geschäfte hat."

Er löffelte schweigend seine Suppe aus. Dann lehnte er sich in den Stuhl zurück und betrachtete Erika kopfschüttelnd, wie etwas ihm Unbegreifliches. „Sage mir nur eines, Erika. Wenn du es schon über dich brachtest, Frau Heidlauf überhaupt um diese große Gefälligkeit zu bitten, wie willst du dich je dafür bei ihr revanchieren?"

Erika schüttelte belustigt den Kopf und betrachtete ihn genau so, wie er zuvor sie. „Du bist doch ein schrecklich schwerfälliger Mensch! Erstens ist es doch nichts so Besonderes, daß Tante Meta sich für ein paar Tage auf ihren Speisezimmerdiwan legt und deiner Mutter ihr Schlafkabinett abtritt, und zweitens gibt es genug Gelegenheiten, ihr gefällig zu sein. Wenn zum Beispiel Maja einmal ein Konzert hier gibt, nehmen wir teure Sitze und machen obendrein für sie Stimmung in unseren Kreisen. Übrigens fällt mir eben noch etwas ein — ich muß ohnehin, ehe die Damen aufs Land gehen, noch einen großen Damenkaffee geben. Das trifft sich gut mit deiner Mutter Anwesenheit. Da sieht Mutter gleich, was für netten, angesehenen Verkehr wir haben. Und dazu lade ich Tante Meta ein. Ich wette, es bringt ihr wieder neue Stunden, und das ist für sie ja doch die Hauptsache."

Sie sagte es sehr selbstzufrieden, gönnerhaft mit herablassender Protektormiene.

Heinz Thursen schwieg. Erika hatte Momente, wo ihr Wesen ihn unbeschreiblich reizte und empörte.

10.

Der Mutter Besuch in Wien verlief noch kläglicher, als Heinz gefürchtet hatte. Alle wortreichen Erklärungen

Erikas hatten der alten Frau nicht hinweghelfen können über die bittere Enttäuschung, daß in ihres Sohnes Haus kein Platz für sie sei.

Sie trug es zwar mit guter Miene und viel Würde, aber Heinz ahnte doch, daß es ihr weh tat. Er ahnte es aus einem gewissen ängstlichen Bestreben der Mutter, sich in seinem Hause so klein und bescheiden zusammenzuducken, als nur irgend möglich war. Immer hing ihr Blick an Erika, immer lobte sie alles, immer nahm sie bei Meinungsverschiedenheiten ohne weiteres die Partei der Schwiegertochter.

Einmal, als Heinz mit ihr allein war, stellte er sie darüber zur Rede.

„Du tust ja gerade so, Mutter, als wärest du die Geduldete bei uns, während du doch die erste, die allererste Person im Hause bist!"

Die Forsträtin wehrte ganz erschrocken ab. „Aber Heinz — die erste Person ist immer die Hausfrau! Und das muß auch so sein."

„Wirklich? Und du, Mutter, hast du dich nicht dein ganzes Leben hindurch daheim geflissentlich als letzte Person des Hauses gefühlt?"

„Tat ich das? Das wirst du dir wohl nur eingebildet haben."

„Nein, es war so. Bei dir galt immer der Grundsatz: Alle anderen zuerst — dann ich! Eben weil du's immer allen so unglaublich gemütlich gemacht hast, solltest du dir's jetzt auf deine alten Tage —" Er unterbrach sich und starrte vor sich hin. Nach einer Pause setzte er fast vorwurfsvoll hinzu: „Weißt du übrigens, daß du mich sehr verwöhnt hast in dieser Richtung? Und daß es nicht gut ist, nachher im Leben so verwöhnt zu sein?"

Die Forsträtin wurde erst rot, dann blaß und sah

ihren Jungen grenzenlos bestürzt an. „Aber Heinzelmann“ — in Momenten der Erregung kam ihr immer wieder dieser Kosename aus seiner Knabenzeit auf die Lippen — „was meinst du denn eigentlich?“

Er fuhr sich über die Stirn. Einen Augenblick ruhten die Blicke von Mutter und Sohn ineinander, dann wurden beide dunkelrot und wandten sich hastig ab.

Und dann begannen beide plötzlich gleichzeitig von ganz gleichgültigen, fernliegenden Dingen zu sprechen.

Es war das einzige Mal, daß sie in Worten an etwas streiften, das ihnen beiden doch fortwährend im Sinne lag, wie scheu sie sich auch bestrebten, ihm auszuweichen.

Im übrigen blieb die Forsträtin nur wenige Tage in Wien. Mit Frau Brand war sie nur zweimal beisammen gewesen, und beide hatten das Gefühl dabei gehabt, als wären sie einander durch die Heirat ihrer Kinder eher entfremdet als nähergerückt worden. Früher, als Brands noch in Fichtenau lebten, hatte man mit weitaus unbefangenerer Herzlichkeit verkehrt.

Frau Brand sprach es nachher zu ihrer Tochter unverhohlen aus: „Sie ist doch eine unglaublich altmodische, immer gefühlsduselige Frau, deine Schwiegermutter! Man sieht, daß sie den größten Teil ihres Lebens auf dem Lande verbracht hat.“

Die Forsträtin aber gestand draußen im Waldhaus ihrem Manne: „Weißt du, Vater, die Brand hat sich in Wien sehr verändert. Ganz aufs Großtun hat sie sich verlegt und wollte mir mit jedem Wort imponieren. So, wie sie jetzt ist, könnte ich mich auf die Dauer gar nicht mehr recht mit ihr verstehen.“ Desto entzückter war sie von Frau Heidlauf. „Das ist mal eine Frau, die mir imponiert! Allen Respekt, wie tapfer die das Leben nimmt! Ich sage dir, ganz gerührt war ich,

als sie mir so nebenbei allerlei aus ihrem Leben erzählte. Wie sie sich mit ihrer Maja durchschlug! Wahrhaftig, ich hätte zehnmal den Mut verloren. Wenn man so sein Lebtag den Mann als starken Schutz neben sich gehabt hat, ist's ja gar kein Verdienst, eine ordentliche Frau zu sein. Aber so —"

„Na, na," lachte der Forstrat, „ich seh' schon, dir ist wieder einmal das Herz mit dem Verstand durchgegangen."

„Gar nicht," verteidigte sie sich eifrig, „du wirst schon selber sehen — es ist dir doch recht, daß ich sie für die Ferien zu uns eingeladen habe?"

„Natürlich. Du wirst ja wissen, was du tust. Vorläufig hab' ich freilich noch ein kleines Mißtrauen gegen diese plötzliche dicke Freundschaft."

Die Forsträtin blieb eine Weile still am Fenster sitzen und sah in ihren Schoß. Dann begann sie in stockender Verlegenheit: „Ja, siehst du, Vater, wir haben's doch allemal so gehalten zwischen uns: rückhaltlose Ehrlichkeit! So will ich dir nur auch gestehen, es wär' vielleicht trotz aller Liebenswürdigkeit der Heidlauf keine so arge Freundschaft geworden, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß — hm, daß wir an ihr ein Unrecht gutzumachen hätten."

Der Forstrat riß seine Pfeife vom Mund und starrte die kleine Frau, deren Gesicht einen ganz bekümmerten Ausdruck zeigte, fassungslos an. „Nanu, da könnte doch der Frosch ein Hase werden! Wir ein Unrecht? Was haben wir denn der Frau getan?"

„Ja, siehst du, ich meine nur, daß wir die Maja doch eigentlich falsch beurteilt haben früher. Sie hatte ja gewiß damals zerrissene Handschuhe und keine Idee von was Praktischem. Aber eigentlich war sie ja doch so jung und für einen anderen Beruf ausgebildet, woher

sollte sie schließlich die Zeit nehmen? Und ein guter Kern steckte doch in ihr. Ich hab' Briefe von ihr gelesen an ihre Mutter, jammervoll ist's, was so 'n armes Mädel alles durchmachen muß an Sorgen, Angst und Entbehrungen, wenn sie gezwungen ist, sich ihr Brot zu erwerben. Ich sage dir, Vater, einfach jammervoll!"

Der Forstrat stapfte breitspurig durch das Zimmer und paffte ungeheure Dampfwolken um sich herum. Endlich sagte er ärgerlich: „Du hast heut wieder deinen sentimentalen Tag. Das packt dich manchmal so an. Was hat denn all dies mit einem Unrecht zu tun, das wir begangen haben sollen?"

Da sagte sie ganz leise: „Nu, siehst du, ich muß jetzt eben immer denken, der Junge hatte das Mädel doch so lieb — und wenn was daraus geworden wäre, dann müßte sie nicht so jammervoll in der Fremde kämpfen, dann hätte die arme Heidlauf ihr Kind bei sich und wohlversorgt — und — ja siehst du, das ist es: wir haben sie ihm doch verekelt!"

„Oho! Bist du denn bei Trost, Alte? Haben wir ihm etwa auch nur mit einem Wort abgeredet?"

„Abgeredet nicht, aber beeinflußt doch vielleicht."

Jetzt war's dem alten Herrn zu dick. Seine buschigen Brauen zuckten auf und nieder, sein Gesicht war dunkelrot vor Ärger. So blieb er vor seiner Frau stehen. „Weißt du, was du bist, Mutter: eine überspannte Person, eine schlechte, lieblose Schwiegermutter! Jawohl! Jammerst, daß der Junge nicht die andere nahm! So was! Aber so was, Mutter! — Ist er etwa nicht glücklich geworden mit der Erika? Gibt's da was? Jetzt mal klipp und klar heraus mit der Sprache! Ist sie ihm eine gute Frau oder nicht?"

Die Forsträtin brach erschrocken in Tränen aus. „Ja — natürlich, natürlich ist sie eine gute Frau! Ich

meinte ja nur so — wie kannst du mich denn nur so anschreien, Vater!“

Der Zorn des Hünen war jäh in zärtlichste Besorgnis umgeschlagen. Seine gute Alte weinte! Das war nicht oft in ihrer Ehe vorgekommen und fast nie durch seine Schuld. Er warf die Pfeife fort und nahm sie in die Arme wie ein kleines Kind. „Aber, Mutter, jetzt weinst du gar! Wer wird denn so kindisch sein! Ich hab' doch auch nur — so gemeint! Du hast ja recht, und wir wollen auch sehr lieb zu deiner Heidlauf sein. Aber wir wollen auch immer lieb gegen Erika sein, gelt? Sie gehört doch jetzt zu uns, und liebevolle Schwiegereltern tragen viel bei zum Glücke einer jungen Ehe. So — und jetzt komm mit mir hinaus auf die Felder, wir wollen sehen, wie der Hafer steht auf dem neuen Acker, den wir im Frühjahr kauften. Das wird dich zerstreuen.“

Sie ließ sich halb getröstet von ihm hinausführen nach dem neuen Haferfeld und dachte beklommen an ihren Jungen dabei.

Ob die zwei nach dreißig Jahren auch noch so miteinander gehen würden?

„Ach, lieber Gott, gib's, daß es dereinst so ist zwischen ihnen!“ rang es sich heiß aus ihrem Herzen.

— — — — — — — — — — — — —

Vier Wochen später traf das junge Paar aus Wien zum Ferienaufenthalt im Waldhaus ein.

Erika hatte allen Bekannten erzählt, sie verbrächten den Sommer am Semmering in der Villa der Schwiegereltern, obwohl Fichtenau weltenfern in seiner Abgelegenheit war von dem, was man unter „Semmeringaufenthalt“ versteht. Nach Fichtenau verirrten sich weder Automobile noch Touristen, noch sah man dort etwas von den romantisch großartigen Szenerien des

berühmten Gebirgspasses. Still und bescheiden lag es in einem der entlegenen Seitentäler inmitten großer Jagdreviere eingebettet.

Einige Tage später kam auch Frau Heidlauf.

Das Mißtrauen des Forstrats hielt nicht lange an. Im Gegenteil war er bald so von Frau Heidlaufs ruhigem, klarem Wesen eingenommen, daß er gar nicht wußte, wie er ihr seine Freundschaft und Wertschätzung deutlich genug ausdrücken könnte. Abends, wenn man vor dem Haus in der Geißblattlaube saß, gab es zwischen beiden meist einen lustigen Krieg.

Frau Meta trat für die Unabhängigkeit der Frau ein und hielt mit ihren Ansichten — die die erleuchtetsten Geister unserer Zeit teilten — wie sie nie zu betonen vergaß, nicht hinter dem Berg. Dann warf sich der Forstrat mit seinem ganzen Temperament zum Verteidiger des Althergebrachten auf.

Die Forsträtin, die tagsüber viel in der Wirtschaft gearbeitet hatte, nickte zuweilen darüber ein, und Heinz saß, still seine Zigarre rauchend, neben seiner Frau.

Erika, welche sich heimlich zu Tod langweilte in Fichtenau und diese Langweile durch unermüdliche Handarbeitenfabrikation etwas zu mildern versuchte, gab sich alle Mühe, wieder die bescheidene, schweigsame Erika ihrer Mädchenzeit herauszukehren. Im Grunde waren sie ja nur nach Fichtenau gegangen, um zu sparen. Zwei Monate umsonst leben würde ihnen später sehr zu gute kommen. Auch daß sie sich mühte, den Schwiegereltern zu gefallen und jeden Streit mit Heinz zu meiden, hatte seinen Grund. Sie wollte ja im Winter ein Haus machen und rechnete für jeden Gesellschaftsabend auf eine ausgiebige Naturaliensendung aus Fichtenau. Darum lobte sie auch schon

jetzt der Schwiegermutter Geflügel, Eier und Butter und ließ es an gelegentlichen Anspielungen nicht fehlen.

Der Forstrat, durch jene Unterredung mit seiner Frau stutzig gemacht, beobachtete anfangs das junge Paar scharf. Aber er konnte nichts entdecken. Heinz schien ganz zufrieden, und Erika auch. Da beruhigte er sich.

Während der zahlreichen Pirschgänge, die er mit seinem Sohn unternahm, machte er dann noch hie und da versteckte Anspielungen, aber Heinz ging nie darauf ein. So setzte sich denn in dem alten Herrn die Überzeugung fest, die Ehe seines Sohnes sei vollkommen glücklich.

In dieser Überzeugung wurde er erst einen Tag vor der Abreise des jungen Paares — Frau Heidlauf war schon früher nach Wien zurückgekehrt — einigermaßen erschüttert.

Heinz machte in seiner Gesellschaft einen letzten Spaziergang zwischen den Wiesen und Feldern hin. Er war schweigsamer als sonst, was der Vater auf die Abreise schob, was in Wahrheit aber seinen Grund in einem Streit mit Erika hatte.

Er war nämlich zufällig gerade dazugekommen, wie sie die Mutter direkt um die bewußten Beiträge zu ihren geplanten Gastereien ersuchte. Die Sache selbst und noch mehr der selbstverständliche Ton, in dem sie ihre Bitte vorbrachte, empörten Heinz. Er machte ihr unter vier Augen Vorwürfe, und sie erwiderte ganz kaltblütig, wenn ihm das nicht passe, dann möge er sich nach Privatstunden umsehen, um ihr Einkommen zu vergrößern. Mit dem Gehalt allein ginge es eben doch nicht.

Erregt suchte er ihr begreiflich zu machen, daß davon in seiner Stellung keine Rede sein könne. Sie aber

zuckte nur die Schultern und lachte. Ein Wort hatte das andere gegeben, und als er dann mit seinem Vater jenen Spaziergang antrat, kochte noch die ganze Erbitterung über ihr Gebaren in ihm.

Sie waren auch an das im Frühling vom Forstrat neu gekaufte Ackerstück gekommen. Golden wiegten sich die reifen Haferbüschel im Abendsonnenschein. Aber es waren magere Büschel, und als der Forstrat mit der Hand darüber hinstrich, finsteren Blickes die Fülle von Unkraut streifend, die sich bunt zwischen den Halmen breit machte, klang es hohl wie von leeren Hülsen.

„Mit dem miserablen Boden haben sie mich schön angeschmiert!“ brummte er zornig. „Den besten Dünger haben wir drauf gegeben und Wunder weiß was für eine Ernte erhofft. Jetzt ist's kaum besser als Stroh!“

Heinz sah mit einem sonderbaren Blick über das buntgesprenkelte Feld hin. Dann lachte er bitter auf. „Beruhige dich, Vater, es ist nur ein Feld! Du hast bessere, die dich entschädigen können. Wenn du aber einen Menschen —“

Er brach ab unter dem starr auf ihn gehefteten Blick des alten Herrn.

Schweigend gingen sie weiter. Als sie das Waldhaus fast erreicht hatten, blieb der Forstrat plötzlich stehen und blickte seinen Sohn unsicher an. „Heinz, ich will nichts fragen und nichts wissen. Nur eines will ich dir sagen. Die Ehe ist etwas Heiliges! Mag die Saat gut sein oder schlecht, die wir finden, immer muß uns der Boden, auf dem sie wächst, etwas Heiliges bleiben.“

Er drückte Heinz mehrmals die Hand, als wolle er damit seine Worte bekräftigen oder seine Erregung mildern.

Heinz erwiderte den Druck. Seine hellen Augen

fest in die des Alten versenkend, sagte er leise: „Ich weiß es, Vater. Hab' keine Angst, daß ich's vergesse!"

Am nächsten Tag reiste das junge Paar ab.

11.

Die milden Lüfte des englischen Frühlings strichen über Rosehills graue Mauern. Das Schloß, in normannischem Stil erbaut, lag an der Grenze der Grafschaft Cheshire und Wales. Dunkler Efeu umspann die runden Normannentürme, Rosen die Rückfront des weitläufigen Gebäudes.

Welliges Hügelland und Wiesenflächen, durchschnitten von den breit und still hinfließenden Fluten des Dee, im Süden, Parkland und herrliche Baumgruppen im Norden bis an die klippigen Ufer der irischen See. Westlich, ganz fern im Nebel verschwimmend, die Gebirge von Wales.

Außer der wegen ihrer Liebenswürdigkeit berühmten Hausfrau, der Lady Asher, besaß Rosehill zwei Sehenswürdigkeiten: sein Rosenparterre, welches die seltensten Arten und wunderlichsten Kreuzungsexemplare aufwies, die ein geschickter Gärtner nur auftreiben konnte, und seine Zedern, welche in großen Gruppen den Glanzpunkt des Parkes bildeten.

Unter einer der größten standen Gartenmöbel aufgestellt. Eine junge Dame saß auf dem reizenden Plätzchen, Maja Heidlauf, welche, ein Buch im Schoß, den Blick sinnend in die Landschaft hinausrichtete.

Es weilten noch andere Gäste auf Rosehill. Außer Dick Wardley, dem Sohn des Herzogs von P., welcher mit Lady Asher, Lord Lyon, Maja und deren Base aus London gekommen war, vergnügten sich noch andere Mitglieder der reichen Landgentry ringsum in der Nähe des Schlosses mit Tennis, Kricket und Polo.

Maja liebte diesen Platz unter den Zedern ganz besonders. Der Horizont dehnte sich hier weit aus, und zuweilen trug der Wind von der See her einen herbfrischen, salzigen Geruch in die weiche Frühlingsluft. Sie liebte auch die traumhafte Stille ringsum und am meisten — die Einsamkeit. Das Leben, welches sie in den letzten Monaten geführt, hatte so viel des Neuen gebracht, daß es manchmal geradezu überwältigend wirkte.

Erst Paris mit seiner Fülle bunter Bilder, die sie an sich vorüberziehen sah, ohne sich innerlich auch nur einen Augenblick damit verbunden zu fühlen. Dort hatte sie gelernt und gearbeitet, nicht bloß in ihrer Kunst, sondern auch daheim auf Gebieten, die ihr früher kaum der Beachtung wert erschienen waren. Sie war in Paris praktisch und sparsam geworden; das Kleid, welches sie sich zuerst allein für ihr Konzert dort hergestellt hatte, erfüllte sie beinahe mit mehr Stolz als die Fortschritte, die sie in ihrer Kunst machte.

Zu dem Gefühl des Fremdseins, das sie in Paris nie verließ, gesellte sich aber auch noch die Angst vor der Zukunft. Würde es gelingen? Würden nicht schließlich doch alle Opfer umsonst sein?

Dann war der erste Erfolg gekommen. Ein wirklicher Erfolg, größer, als sie zu hoffen gewagt hatte. Und was das Schönste daran war: ihre Mutter hatte ihn miterlebt.

Diese drei Tage mit der Mutter in Paris waren der Glanzpunkt des letzten Jahres gewesen. Ein weiches, sehnsüchtiges Gefühl überkam Maja jedesmal, so oft sie daran zurückdachte.

Es war doch schön, eine Mutter zu haben und Hand in Hand mit ihr Zukunftspläne zu schmieden. Es war

fast wie in der Heimat, und man lernte in der Fremde, sich nach der Heimat zu sehnen.

Dann packte sie rasende Ungeduld. Sie hätte der Zeit Flügel geben mögen. Wenn das Große erreicht war, dann konnte sie in die Heimat zurückkehren, konnte eine Gesangsschule eröffnen und immer bei der Mutter bleiben. Mutter durfte dann keine Lektionen mehr geben, sie sah ohnehin so blaß und überanstrengt aus, mußte sich hegen und pflegen lassen, mußte alle Sorgen vergessen. Und dann endlich würde das Leben einen Inhalt haben.

Unvermittelt fiel Maja oft das Wort Heinz Thursens ein: „Einem Menschen alles sein!" — wäre das nicht schön?

Nach Paris kam England. Dort war es schon besser gewesen. Man kam ihr warm entgegen. Lord Lyon hatte alles gehalten, was er versprochen. Er hatte Stimmung für seinen Schützling gemacht, er war genau derselbe ehrliche, selbstlose Freund geblieben, der nichts wollte, als Maja die Wege ebnen.

Im Hause seiner Verwandten hatte sie eine zweite Heimat gefunden. Kein Mensch konnte mit mehr Zartheit und Güte Gastfreundschaft geben als Lady Asher, nirgends auf Erden konnte man freier atmen und sich wohler fühlen als unter den Fittichen dieser echt englischen Gastfreundschaft.

Maja hatte keine Angst mehr für ihr Konzert, das Anfangs Juni in der Albert Hall zu London stattfinden sollte. Sie wußte, daß alle diese Menschen, welche jetzt hier wetteiferten, ihr Freundschaft zu beweisen, dann in London sein und mit ihren Bekannten ihr Konzert besuchen würden, daß Horace Lyon in aller Stille bereits die Kritik auf sie aufmerksam gemacht und ihr ausführliche Berichte in den Zeitungen gesichert hatte.

Sie wußte also, die Tage der Not und des Bangens waren vorüber.

Wenn ihr Blick dennoch unruhig über die liebliche Landschaft ringsum flog, und ihr Herz nicht frei von einer gewissen Beklommenheit war, so hing dies mit der Person Dick Wardleys zusammen.

Dieser junge Mann, dereinstiger Erbe des Herzogstitels und ungeheurer Reichtümer, schien eine ernsthafte Neigung zu ihr gefaßt zu haben. Ihretwegen weilte er nun schon seit Wochen in Rosehill, wie Lady Asher Maja einmal lächelnd angedeutet hatte. Und was das Schlimmste war: sowohl Lady Asher als alle Welt, ja selbst ihr kleines Bäschen schienen es für ganz zweifellos zu halten, daß Maja Heidlauf eines Tages die künftige Herzogin von P. werden würde.

„Welches Glück, ach Gott, welches Glück und wie romantisch!“ seufzte Base Fina zu Majas Ärger alle Augenblicke.

Für Maja selbst war Dick Wardley vom ersten Augenblick an nichts weiter gewesen als ein guter Junge, der im Salon tadellos den Gentleman repräsentierte und im übrigen sich prächtig auf alle Arten von Sport verstand.

Aber ihn lieben? Sie lächelte unwillkürlich bei dem Gedanken. Seine untersetzte Gestalt mit dem gebräunten, gutmütigen Gesicht stand vor ihr, wie sie ihn vor einer Stunde am Tennisplatz verlassen hatte — ganz hingebender Eifer für das Spiel.

Dieser Eifer, der sich mit feierlichem Ernst gab und der übrigens von der ganzen Gesellschaft geteilt wurde, kam Maja immer ein wenig komisch vor. Nein — lieben konnte man Dick Wardley nicht, selbst dann nicht, wenn keine Erinnerungen vorhanden gewesen wären. Ihn heiraten, weil er reich war? Majas Blick verfinsterte sich

jäh. Sonderbar, daß die Welt das immer für so selbstverständlich ansah! Dieselben Menschen, welche sich so viel auf Freiheit der Persönlichkeit zu gute taten, sahen es für ganz natürlich an, daß man nicht nur die Freiheit, sondern sich selbst ohne Besinnen verkaufte für Wohlleben und Reichtum.

Auch Heinz Thursen hatte ihr das zugetraut.

War denn das Geld wirklich etwas so Großes im Leben, daß es Glück, Freiheit und Selbstachtung aufwog? Lag die Seligkeit dieser Welt allein im Nehmen?

Majas Blick hing nachdenklich am Himmelszelt, in dessen Bläue sich große dunkle, golgeränderte Wolkenberge wie gigantische Gebirge hineinbauten.

Plötzlich wurde sie aus ihren Gedanken aufgeschreckt. Dick Wardley stand vor ihr. Sein erhitztes Gesicht hob sich dunkel von dem weißen Flanellanzug ab, seine blauen Augen sahen sie vorwurfsvoll und doch glücklich an.

„Hier haben Sie sich also versteckt, Miß Maja? Warum blieben Sie nicht bei uns? Es war ein wundervolles Spiel!“

Maja lächelte. „Sie wissen, daß ich leider sehr wenig Verständnis für die welterschütternde Wichtigkeit des Tennis besitze. Ich bin darin die reinste Barbarin.“

„Sie werden es lernen, wenn Sie länger in England sind. Sport ist das feinste Vergnügen der Welt! Ich wüßte nicht, was wir ohne Sport das Jahr über auf unseren Landhäusern anfangen sollten.“

„Nun, Sie sind ja in der angenehmen Lage, frei über Zeit und Geld verfügen zu können, während wir gewöhnlichen Menschen doch auch manchmal an die Arbeit denken müssen.“

Er verzog den Mund ein wenig. „Frauen sollten überhaupt nie arbeiten! Es ist, als spannte man Tauben

—

vor den Pflug oder wollte einen Pudding backen aus Rosen und Narzissen."

Maja atmete tief auf. Ihr Blick hing an den goldgesäumten Wolken oben. „Sagen Sie das nicht, Mister Wardley. Arbeit ist etwas Gutes im Leben, etwas sehr Gutes!"

„Vielleicht für gewisse Leute!" Der ganze Hochmut des künftigen Pairs lag unbewußt in seinen Worten. Dann nahm er sich einen Gartenstuhl und setzte sich Maja gegenüber. „Ich möchte Sie etwas bitten, Miß Maja. Darf ich?"

Sie erschrak. Dann suchte sie sich mit einem Scherz zu helfen. „O gewiß. Nur darf es absolut nichts Großes sein."

„Es ist zunächst nichts Großes. Hören Sie, Miß Maja — Sie wissen doch, daß Lady Asher für heute einen neuen Gast erwartet?"

„Nein, das wußte ich nicht. Wer kommt denn? Jemand aus London?"

„Nein — aus Mumble Hall kommt jemand!"

Maja erschrak zum zweiten Male. Mumble Hall war der Sitz des Herzogs von P. „Dann erwarten Sie also wohl Ihren Herrn Vater, Mister Wardley?"

„Ja. Ich habe ihn gebeten, nach Rosehill zu kommen," sagte Dick eifrig, seine blauen Augen bedeutungsvoll auf Majas Gesicht richtend. „Ich möchte so gerne, daß Sie ihn kennen lernen und — er Sie! Ich denke, Sie werden einander gut verstehen, obwohl ja mein Vater ein ernster, alter Mann ist und Sie so jung und so fröhlich."

„Ich? Bin ich wirklich so fröhlich? Ich dachte immer, das hätte ich eigentlich schon ganz verlernt."

„O nein. Neulich, als Sie mit Grace Windmere und Lord Lyon über die frischgemähten Wiesen liefen,

da waren Sie so entzückend fröhlich wie ein Kind. Ich sah Sie vom Fenster aus. Sie bewarfen einander mit Heu, und Ihr Lachen klang wie kleine silberne Glocken. Leider waren Sie fort, als ich hinabkam!"

„Ach ja. Das Heu duftete so süß, und Grace, die wirklich noch das reine Kind ist, steckte uns beide an mit ihrem übermütigen Frohsinn. Aber sonst —"

Dick Wardley sah Maja plötzlich forschend an. „Sagen Sie, Miß Maja, Sie sind wohl sehr gut mit Lord Lyon?"

„O ja — wie mit einem Bruder. Er war immer so sehr gütig zu mir," gab sie unbefangen zurück.

„Er könnte aber doch eher Ihr Vater sein als Ihr Bruder!" sagte Dick mit scharfer Betonung.

Maja sah ihn groß an. „Ich habe nicht das Gefühl, daß Lord Lyon schon so alt ist," erwiderte sie kühl. „Mindestens nicht innerlich. Aber Sie wollten mich ja um eine Gefälligkeit ersuchen?"

„In der Tat!" Dick blickte verwirrt zu Boden. Dann fuhr er rasch fort: „Wollten Sie so freundlich sein, heute abend nach dem Essen ein Lied zu singen? Mein Vater liebt Gesang sehr, und — ich habe die Empfindung, er würde Ihnen am raschesten nähertreten, wenn er Sie singen hörte."

„Ich werde sehr gerne singen, wenn der Wunsch danach vorhanden ist," sagte Maja zurückhaltend, „obwohl ich nicht recht begreife, weshalb der Herzog und ich uns gerade nähertreten sollten, da wir einander doch völlig fremd sind."

Traurig über ihren abweisenden Ton blickte Dick zu ihr auf. Nach einer Weile kam es leise über seine Lippen: „Sollten Sie wirklich nicht erraten, daß dies mein sehnlichster Wunsch ist, und — warum?"

In diesem Augenblick näherte sich Lord Lyon der

Gruppe unter dem Zedernbaum. „Lieber Wardley,“ rief er schon von weitem, „man sucht Sie bereits an allen Ecken und Enden. Ihr Vater ist soeben angekommen.“

Seufzend erhob sich Dick. So viel ihm an seines Vaters Kommen lag, in diesem Moment kam er ihm entschieden ungelegen.

Maja aber atmete erleichtert auf und warf Lord Lyon einen dankbaren Blick zu.

12.

Horace Lyon hatte Dicks Platz eingenommen. Einen Augenblick betrachtete er Maja forschend, dann sagte er lächelnd: „Nun, Sie machen ja ein Gesicht, als seien Sie mindestens einer Todesgefahr glücklich entronnen. Ich kam wohl gerade zu rechter Zeit?“

Auch sie lächelte, ganz unbefangen, denn Horace Lyon stand ihr innerlich wirklich nahe wie ein Bruder. Sie sprachen, wenn sie allein waren, einander nur beim Vornamen an, und Maja konnte ihm alles anvertrauen, ohne je mißverstanden zu werden. Diesen letzten Umstand rechnete sie ihm besonders hoch an, und das hatte ihn allmählich auch zu einer Art Ausnahmestellung über alle anderen emporrücken lassen.

„Ja — beinahe so war es. Und denken Sie nur, jetzt hat er seinen Vater kommen lassen. Was soll ich nur tun?“

„Nichts. Die Dinge an sich herankommen lassen.“

„Aber wenn —“

„Wäre es denn ein solches Unglück, wenn er Ihnen einen Antrag machen würde? Eigentlich ist Dick Wardley doch ein sehr netter Junge.“

„Horace!“ Maja blickte den Lord ganz erschrocken an. „Ich dachte, Sie seien mein Freund,“ sagte sie

dann langsam und stockend. „Freunde sollten einander kennen. Ich könnte einen Dick niemals lieben."

„Nur Dick nicht, oder überhaupt niemals lieben?" fragte er rasch.

Maja antwortete nicht. Dunkle Röte überzog flammend ihr Gesicht.

Er folgte der Richtung ihres Blickes, der, von ihm abgewandt, sich in dem ungeheuren Luftraum über ihnen verlor. Das Himmelsblau war gänzlich verschwunden unter Wolkengebirgen, die goldenen Wolkenränder aufgesogen von einem kalten, stumpfen Grau, das die Landschaft düster und den Himmel höher erscheinen ließ. Ein paar Möwen, die kreischend in den Lüften flatterten, zeichneten sich mit ihrem schneeweißen Gefieder scharf von dem dunklen Hintergrund des Himmels ab.

Eine Weile beobachtete Lyon aufmerksam ihren zuckenden Flug. Dann sagte er plötzlich und unvermittelt: „Sagen Sie mir eines, Maja, sind Sie zufrieden?"

„Womit?"

„Nun mit dem, was Sie erreicht haben, mit Ihrer Kunst, mit allem, was Ihr Talent und Ihr Fleiß sich errungen hat?"

„Sagen Sie lieber: wozu Sie mir verholfen haben, Horace, denn Ihnen verdanke ich ja doch alles."

„Unsinn. Übrigens selbst wenn es wahr wäre, würde das gleichgültig sein. Irgend jemand ist immer der Handlanger des Schicksals, das so dem Glück die Wege ein wenig ebnen läßt. Was ich wissen möchte, ist, ob Sie das Erreichte nun als Glück empfinden?"

Maja sah betroffen vor sich hin. Glück? War es Glück? Sie hatte sich diese Frage bis jetzt noch nicht gestellt.

„Ich weiß es nicht," sagte sie endlich langsam. „Volles Glück müßte wunschlos sein. Ich — ich möchte meine Mutter bei mir haben. Ich fühle mich manchmal so allein. Dann kommt mir alles, was ich tue, zwecklos vor, als täte ich es im Grunde ohne tieferen Ansporn."

„Mit einem Wort — Ihre Kunst füllt Sie nicht ganz aus. Aber vielleicht ist das nur jetzt an der Schwelle des Ruhmes so. Sie haben erst genippt, Maja, man muß in vollen Zügen getrunken haben, um berauscht zu werden. Wenn Sie erst nach Amerika gehen und im Triumph dort von Stadt zu Stadt reisen werden, überall gefeiert, überall —"

Sie legte fast erschrocken ihre Hand auf seinen Arm. „Nein, nein — das will ich nicht! Ich habe nur die eine Sehnsucht: zurück in die Heimat und dort ganz still mit der Mutter leben. Ich will dann Stunden geben, vielleicht eine Gesangschule gründen — ach, ich weiß noch nicht was — nur bei ihr bleiben und ihr das Leben so angenehm machen wie möglich. Sehen Sie, Horace, seit ich selber kämpfen mußte und allein auf mich angewiesen war in Paris, da lernte ich erst verstehen, was Mutters Leben war. Etwas so Armes, so Freudloses! Nun soll sie ausruhen, und ich will arbeiten."

Er sah sie nicht an. Etwas Steifes war in seinen Zügen, wie wenn er sich Mühe gäbe, den gleichgültigen Ausdruck festzuhalten. „Gesangslehrerin also!" sagte er endlich kühl. „Und das soll alles sein, was Sie erreichen wollten? Haben Sie denn keinen Ehrgeiz mehr?"

„Nicht in dem Sinne wie früher. Wissen Sie, wie ich mir manchmal vorkomme? Wie ein Füllen, das wild und neugierig in die Weite sprengte und sich nun nach dem sicheren, warmen Stall zurücksehnt. Wenn ich jetzt zurückdenke, muß ich gestehen, daß ich mir recht

phantastische, übertriebene Vorstellungen von allem machte. Viel zu groß auf der einen, viel zu klein auf der anderen Seite. Menschen und Dinge habe ich überschätzt — sie können mich nie ganz ausfüllen. Das andere, an das ich nicht glauben wollte, das ich unterschätzte, haben Sie mich gelehrt: nach Erhabenem streben, im Erhabenen Genuß und Frieden suchen. Sagte ich Ihnen nicht einst, Horace, wenn Sie mich das lehren, dann haben Sie mir mehr gegeben, als wenn Sie mich zur berühmten Künstlerin machen?" Sie streckte ihm die Hand entgegen und sah ihn warm an. „Ich danke Ihnen so viel — mehr, als Sie ahnen können. Und das Beste, das mir meine Kunst je eintragen konnte, ist, Ihre Freundschaft gewonnen zu haben."

Er behielt ihre Hand in der seinen. Fliegende Röte überzog sein knochiges Gesicht. Für einen Augenblick versank die eherne Ruhe seines Wesens in einer Flut stürmisch aufwallender Wünsche. „Maja, ich ahnte nicht, daß ein einziges Jahr Sie so gereift hat!"

Sie lächelte melancholisch. „Ein Jahr, das für zehn gilt, lieber Freund!"

„Aber dann," fuhr er unsicher fort, „wenn Ihre Wünsche so bescheiden geworden sind, und wenn meine Person Ihnen etwas gilt, warum dann einen so dornenreichen Beruf ergreifen, um Ihrer Mutter ein behagliches Alter zu schaffen? Könnten Sie sich dann nicht entschließen, doch lieber Lady Lyon zu werden?"

Sie entzog ihm ihre Hand nicht, schüttelte aber den Kopf. „Nein, Horace, das könnte ich nicht. Es wäre nichts Erhabenes, sondern etwas sehr Trauriges, das ich in unser beider Leben trüge, wenn ich Ihnen aus Dankbarkeit meine Hand reichte. Sie verdienen eine Frau, welche Sie von ganzer Seele liebt."

„Ich werde nie heiraten," sagte er leise.

Sie schüttelte ihm die Hand. Ihr Blick hing jetzt, wie früher der seine, an den Möwen, die immer noch kreischend über ihnen flatterten. „Dann wollen wir also Freunde bleiben wie bisher, Horace. Auch ich werde nie heiraten."

Er sah sie betroffen an und las plötzlich die große, wehmütige Sehnsucht, welche, ohne daß sie es wußte, in ihrem Gesicht geschrieben stand. Jene Stunde im Prater fiel ihm ein. Da erriet er, was sie ihm verschwieg. Nicht bloß Freunde waren sie, sondern — Schicksalsgenossen.

„Maja," sagte er so weich und zärtlich, wie man zu einem traurigen Kinde spricht. „Arme liebe Maja —"

Sie zuckte zusammen, zog ihre Hand zurück und blickte verstört um sich. Dunkel lag über der Landschaft.

In diesem Augenblick tönte vom Schloß her die Glocke, welche täglich um diese Stunde geläutet wurde, um die Damen an ihre Toilette zu mahnen.

„Kommen Sie, Horace, und stehen Sie mir, bitte, bei in der Sache mit Dick Wardley. Ich möchte nicht, daß er mich zwingt, ihm einen Korb zu geben — am wenigsten vor meinem Konzert. Man würde mir es ja nie verzeihen, und die freundliche Stimmung für mich schlüge gewiß ins Gegenteil um."

— — — — — — — — — — — — —

Das Mahl war vorüber. Maja stand in dem einfachen Kleid aus weicher, weißer Seide, das sie sich selbst gearbeitet hatte, am Klavier und sang Heinz Thursens Lied.

Sie ahnte nicht, wie lieblich sie aussah, und wie rührend der keusche Zauber ihrer Mädchenhaftigkeit auf all diese reichen, verwöhnten Menschen ringsum wirkte.

Sie trug keinerlei Schmuck. Nicht einmal ein Gold-

kettchen lag um den schlanken, weißen Hals, der etwas, vorgestreckt beim Singen, die wundervolle Nackenlinie ahnen ließ, die sich von der Fülle dunklen Haares niedersenkte in die duftige Wolke aus Tüll und Spitzen, welche den Ausschnitt umgab.

Man konnte sich nichts Bescheideneres, aber auch nichts Kleidsameres denken. Wie eine Feenkönigin sah sie aus.

Dick schielte nach seinem Vater. Der Herzog saß neben Lady Gwendoline Asher, und der Blick, mit welchem er die junge Sängerin betrachtete, hatte etwas ebenso Wohlwollendes als Respektvolles. Dick jubelte innerlich. Nun war alles gewonnen. Morgen, jedenfalls aber noch im Laufe der nächsten Tage, welche man noch in Rosehill blieb, würde er die Feenkönigin seine Braut nennen dürfen!

Horace Lyon saß abseits, halb verborgen in einer der tiefen Fensternischen, und wandte kein Auge von Maja, wie immer, wenn sie sang.

Er hatte oft darüber nachgegrübelt, worin der besondere Zauber lag, den sie unbewußt auf ihre Umgebung ausübte. Schönheit? Jugend? Künstlerschaft? Viele Frauen nannten das ihr eigen. Oder war es die kühle Gleichgültigkeit, welche sie Huldigungen entgegenbrachte, der gänzliche Mangel an Gefallsucht? Auch das fand man öfter bei geistig bedeutenden Frauen.

Heute begriff er diesen Zauber plötzlich. Es war die tiefe, erhabene Reinheit ihrer Seele, die wie ein geheimnisvolles Licht ihre Person durchdrang und umstrahlte. Ein Gemisch von Stolz und Demut, von Kind und Weib, von unvergleichlich hoher Lebensauffassung und rührend einfacher Innigkeit des Empfindens.

Während sie mit ihrer süßen Stimme das Lied Walthers von der Vogelweide sang, grübelte er in seiner

Erinnerung nach, wer der Gegenstand ihrer Gefühle sein konnte. Kannte er doch den kleinen Kreis ihrer Wiener Freunde gut genug. War irgend ein Mann von Bedeutung darunter? Er konnte sich nicht erinnern, daß ihm einer besonders aufgefallen war.

Dann dämmerte es doch langsam. Es fiel ihm ein, daß in all ihren Programmen stets ein Lied wiederkehrte — das, welches sie auch jetzt sang, das sie sang wie kein anderes, mit wehmütiger Innigkeit und einer zartverhüllten Hingebung. Er erinnerte sich, daß sie ihm auf jenem Fest des akademischen Vereins einen Mann gezeigt hatte, von dem sie das Lied erhalten hatte, einen großen, schlanken Menschen mit hellen Augen und dunklem, kleinem Backenbärtchen. Und dann stand plötzlich unvermittelt eine kleine Szene bei Fossati vor seinen Augen. Derselbe Mann, welcher eine Banknote auf das Kassenpult warf, ihm einen wilden Blick zuschleuderte und wie sinnlos davonrannte.

Lord Lyon mußte plötzlich lachen. Dann dachte er wieder an Maja und wurde ernst.

Der Mann hatte bald danach geheiratet. Das blonde Mädchen, das Majas Freundin war.

Kein Zweifel — der war es!

Majas Lied war zu Ende. Man umdrängte sie und sagte ihr viel Überschwengliches. Lady Asher umarmte sie mit Tränen in den Augen. Der Herzog sagte ihr wohlwollend: „Ich hoffe, Miß Heidlauf, Sie werden in Zukunft auch in Mumble Hall singen!“

Dick aber stand daneben und verschlang seine „Feenkönigin“ mit strahlenden Blicken.

Lord Lyon merkte nichts davon. Er war mit seinen Gedanken noch tief in der Vergangenheit und kam erst wieder in die Wirklichkeit zurück, als der Herzog ihn ansprach.

„Lieber Lyon, auf ein Wort!"

Horace erhob sich und folgte dem Herzog in eines der stilleren Seitenzimmer, welche sich rechts und links anschlossen.

Dort sagte der Herzog: „Sie werden meine Worte nicht als Indiskretion auffassen, lieber Lyon. Ich möchte Ihnen nur einen Wink geben. Wie ich zufällig weiß, haben Sie Ihre Gelder dem Bankhaus Dalton in London anvertraut."

Horace sah gleichgültig auf. „Allerdings —"

„Nun, die Bank steht nicht mehr fest, wie ich zufällig kürzlich erfuhr. Sie ist stark in Amerika engagiert, und die dort hereingebrochene Krisis —"

Lord Lyon lächelte. „Ein Sturm, der bald vorüber sein wird. Ich kenne Dalton persönlich, er ist ein sehr vorsichtiger Geschäftsmann, in den ich völliges Vertrauen setze. Ihm jetzt Schwierigkeiten bereiten, hieße den Mann unverantwortlicherweise in Gefahr bringen."

„All right — ich habe Sie gewarnt!"

„Besten Dank, aber ich glaube an Dalton."

Zwei Minuten später dachte Horace nicht mehr an die Sache.

13.

Es war Dick Wardley in Rosehill nicht mehr geglückt, Maja auch nur für eine Viertelstunde ungestört zu sprechen, um ihr das zu sagen, was ihm so sehr am Herzen lag.

Sein Vater hatte erklärt, ihm nichts in den Weg legen zu wollen, wenn ihm auch die Tochter eines Baronetts oder Earls lieber als Schwiegertochter gewesen wäre. Immerhin — Dick hätte schlimmer wählen können. Maja Heidlauf war entschieden eine Lady,

alle Welt hatte sie zu ihrem Liebling erklärt, Lady Gwendoline war ganz vernarrt in sie.

Dick hatte also die Erlaubnis erhalten, seinem Herzen zu folgen. Leider gelang ihm dies vorläufig recht schlecht.

Wie schlau er auch Gelegenheiten ausspionierte, um Maja seine Werbung vorzubringen, immer kam jemand dazwischen, und fast immer war es Lord Lyon, der sich mit seinem ewigen Lächeln und seiner ehernen Ruhe im letzten Augenblick störend dazwischen schob.

Hier in London, wo man seit acht Tagen weilte — Maja als Gast Lady Ashers in deren Hause am Belgrave Square — war es nun die kleine Base, welche nicht von ihrer Seite wich.

Dieses Persönchen hat plötzlich ein anderes Gesicht aufgesteckt. Es bittet die Welt nicht mehr um Verzeihung für sein Dasein, sondern trägt sein Köpfchen beinahe stolz. Und das kam so. In der Nähe von Rosehill steht ein kleines, allerliebstes Cottage, welches Mr. Mac Henderson, Schotte von Geburt, früher Seemann von Beruf, jetzt ein wunderlicher alter Sonderling, bewohnt. Als er sich in „Meadowhouse" zur Ruhe setzte, geschah es in der Absicht, zu heiraten. Aber er war so wählerisch, daß er zwanzig Jahre lang keine Frau finden konnte, die seinen Ansprüchen genügte, bis sich dann plötzlich herausstellte, daß den alten grilligen Mann keine mehr mochte. Nun fragte er überall an und bekam überall Körbe — eine Tatsache, an die der etwas eitle Mann nicht recht glauben konnte, so deutlich man es ihm auch machte.

Da führte der Himmel ihm das Bäschen in den Weg, die gute Fina, die ihr Lebtag für alles Männliche eine grenzenlose Bewunderung gehabt, die trotz ihrer vierzig Jahre noch von Liebe und Romantik träumte.

Das Ende vom Lied war, daß sie Maja am Tag vor der Abreise von Rosehill verschämt strahlend mitteilte, sie ginge wohl noch nach London mit, aber nimmer nach Wien, denn sie habe sich mit Mr. Mac Henderson verlobt und wolle im Juli Hochzeit machen.

Diese neugebackene Braut ließ sich auf Majas Bitten nun bereit finden — wenn auch sehr gegen ihre Überzeugung, denn sie fand Dicks Liebe so romantisch — bis zum Abschied den Zerberus zu spielen, und kam ihrem Versprechen gewissenhaft wie immer nach.

So mußte Dick sich abermals in Geduld üben. Er hoffte auf die Zeit nach dem Konzert. Noch stand nicht fest, ob Maja danach Lady Gwendolines Bitten nachgeben und ihr Gast bleiben oder nach Wien zurückkehren werde. Jedenfalls aber kehrte die kleine schreckliche Base dann nach Rosehill zurück, wo sie bis zu ihrer Hochzeit bleiben würde. —

An diesem Abend saß Dick Wardley sehr aufgeregt in einer der ersten Reihen der Albert Hall, welche bis auf den letzten Platz gefüllt war. Da und dort nickten ihm junge Damen grüßend zu, er sah es kaum. Seine Gedanken waren ausschließlich bei Maja. Er zitterte um ihre Toilette, welche manche Damen vielleicht zu einfach finden könnten, zitterte, ob die Wahl der Lieder Anklang finden, ob Maja gut bei Stimme, ob sie nicht Lampenfieber haben würde — er zitterte einfach für alles.

Dazwischen dachte er: Gottlob, es ist das letzte Mal, daß sie abhängig ist von der Gunst des Publikums. Zukünftig wird sie nur noch in ihren eigenen Salons singen.

Während der arme Dick also regelrecht vom Lampenfieber gequält wurde, stand Maja völlig ruhig im Künstlerzimmer zwischen Lord Lyon und der kleinen

Base. Angst oder Aufregung hatte sie nur einmal im Leben empfunden, damals, als sie zum ersten Male vor der Marchesi sang.

So fragte sie auch heute nur, ob viele Besucher da seien. Als diese Frage bejaht wurde, wartete sie mit heiterer Gelassenheit auf die festgesetzte Zeit.

Es fehlten nur noch fünf Minuten. Fina bastelte und zupfte immer noch an der weißen Seidenschleppe herum, die ihr nicht tadellos genug fiel. Lord Lyon stand blaß und schweigsam daneben.

Wenn Maja sich mit einer Bemerkung an ihn wandte, fuhr er jedesmal verstört auf, wie einer, den man aus einem Traum weckte. Sie schob es auf die Erregung, in welche ihn vielleicht die heimliche Angst vor einem möglichen Mißerfolg versetzte.

Aber es war etwas anderes. Als er vor einer halben Stunde nämlich das Vestibül betreten hatte, mußte er an zwei Herren vorüber, die lebhaft miteinander sprachen. Anfangs achtete er kaum darauf, bis plötzlich ein Wort scharf wie Messerklingen seine Brust durchfuhr: „Wissen Sie schon, Stevenson, daß Dalton sich erschossen hat? Um zwölf Uhr wurde sein Bankhaus gerichtlich versiegelt — um ein Uhr war er eine Leiche. Er wollte die amerikanischen Verluste hereinbringen und verlor alles. Die Passiven betragen sechs Millionen —“

Mehr hörte Lyon nicht. Ihn schwindelte. Wie im Traum schritt er weiter. Dann kam Maja. Er sprach mit ihr, mit der Base, mit anderen Leuten — und hatte dabei stets ein eigentümliches Gefühl dumpfer Leere im Kopf. Einigemal versuchte er zu denken, sich klarzumachen, was geschehen war, welche Folge es für ihn hätte, aber er kam nie über ein einziges Wort hinaus: „Bettler!“

Da gab er die Versuche auf.

Jetzt kam der Klavierspieler, der Maja begleiten sollte. Mit ihm zugleich steckte ein Diener den Kopf herein und blickte sich suchend um.

Lord Lyon sah eine Depesche in seiner Hand. Mechanisch ging er auf ihn zu. Die Depesche war aus Wien und an Maja Heidlauf adressiert. Er nahm sie dem Diener ab und bestätigte den Empfang. Unschlüssig starrte er darauf nieder. Sollte er sie ihr geben? Vielleicht war es nur ein Glückwunsch, ein Gruß — vielleicht aber stand auch etwas Schlimmes darin.

Endlich schob er sie in die Tasche. So oder so — es mußte Zeit haben bis nach dem Konzert.

Im selben Augenblick verließ Maja am Arm ihres Begleiters das Zimmer. Lord Lyon ließ sich müde auf einen Stuhl fallen.

Dann hörte er ihre süße Stimme gedämpft herüberklingen.

Bettler!

Beifall drang an sein Ohr, lang, stürmisch. Dann wieder die weiche, süße Stimme. Ein Duft von Blumen zog leise durch die Luft, Menschen eilten vorüber. Maja erschien wieder. Draußen spielte der Pianist eine Zwischennummer. Das Zimmer begann auszusehen wie ein kleiner Garten — Rosen, Flieder, Orchideen, Lorbeer, Palmen — dazwischen Stimmengewirr. Dicks begeisterte Stimme, Majas Dankesworte, bis das Klavierspiel draußen verstummte und sie wieder hinaus aufs Podium mußte.

Für eine Weile wurde es wieder still im Zimmer. Nichts als Majas Stimme, gedämpft, entfernt, und der betäubende Duft vieler Blumen.

Bettler!

Endlich war alles vorüber. Rasender Beifall erhob sich, nicht enden wollend —

Lord Lyon hatte das dunkle Gefühl, daß es ein enormer, ganz ungewöhnlicher Erfolg gewesen war.

Dann stand Maja plötzlich vor ihm, Tränen in den strahlenden Augen, jubelnde Freude in der Stimme. „Schnell, schnell — bringen Sie mich nach Hause! Die Leute machen mich sonst noch tot! Und ich schäme mich so, ich muß heulen wie ein kleines Kind! Ach, Horace, ich bin ja so glücklich! So glücklich!" —

Sie fuhren allein nach Belgrave Square in einem Hansome, das Horace für die Dauer seines Londoner Aufenthalts gemietet hatte.

Lady Asher war mit ihren Freunden schon vorausgefahren, um Maja daheim festlich zu empfangen. Ein großes Festmahl, wozu alle geladen waren, welche Maja in Rosehill kennen gelernt hatte, sollte den großen Tag beschließen.

Die Base, welche die schwierige Aufgabe übernommen hatte, die Blumenspenden nach Belgrave Square zu schaffen, sollte folgen.

Unterwegs sagte Maja plötzlich: „Wissen Sie, daß Sie gar nicht nett sind, Horace? Sie allein sagten mir noch kein Wort der Anerkennung. Sind Sie nicht zufrieden mit mir, oder was haben Sie sonst?"

Er sah sie mit einem seltsam abwesenden Blick an. „Sie müssen ein wenig Nachsicht mit mir haben, Maja. Morgen werde ich wieder auf der Höhe sein. Heute — hm, heute muß ich darüber nachdenken, welche Wege des Broterwerbs mir offen stehen. Ich hatte nämlich etwas Pech — das Bankhaus, dem ich meine Gelder anvertraute, hat falliert. Ich bin ein Bettler."

Sprachlos vor Schreck starrte ihn Maja an.

Ehe sie ein Wort herausbrachte, legte er die Hand

auf ihren Arm: „Nicht sprechen darüber — bitte! Im Grunde ist Geld etwas so Untergeordnetes im Leben — nur daß einer, der keines hat, allen Einfluß auf die Menschen verliert. In Zukunft werde ich Ihnen nichts, gar nichts mehr nützen können — und diese Erkenntnis lähmt mich heute ein wenig."

Maja brach in Tränen aus.

„Immer die anderen! Und an sich selbst denken Sie gar nicht! Was für ein großer, edler Mensch sind Sie doch, Horace!"

Er lächelte halb zärtlich, halb gerührt. „Sie Kind, das Sie sind! So rührend überschwenglich! Mein größter Reichtum lag doch nicht in Daltons Bankhaus, sondern in der Freundschaft, deren Sie mich würdigten."

Plötzlich — der Wagen bog eben nach Belgrave Square ein — erinnerte er sich der Depesche aus Wien.

„Sie haben ein Telegramm bekommen, wahrscheinlich einen Gruß Ihrer Mutter zu dem Konzert."

Er reichte ihr die Depesche.

Majas Augen bekamen sofort einen weichen Schimmer. „Von der Mutter! O — wie schön wird das nun werden in Zukunft — immer mit ihr vereint — auch Sie müssen zu uns kommen, Horace!"

Plötzlich — sie hatte inzwischen das Telegramm geöffnet und beim Schein der Laternen einen Blick darauf geworfen — fuhr sie mit einem Schrei zurück. Ihre Augen waren weit aufgerissen, ihre Gestalt zitterte wie im Schüttelfrost.

„Mein Gott! — O mein Gott!" Mehr brachte sie nicht heraus.

Lord Lyon beugte sich erschrocken zu ihr und überflog die Depesche.

„Kommen Sie so rasch als möglich, Ihre Mutter schwer erkrankt. Thursen.“

Horace war mit einem Schlag wie ausgewechselt. Seine praktische Besonnenheit und eherne Ruhe war zurückgekehrt. Kein anderer Gedanke war in ihm als Maja und ihre Angst.

„Beruhigen Sie sich, Maja! Krank ist doch noch lange nicht tot! Sie dürfen jetzt weder zittern noch weinen, sondern müssen reisen. In zwei Stunden geht ein Zug nach Dover mit Schiffsanschluß. Kleiden Sie sich jetzt ruhig um, packen Sie das Allernötigste, während ich Lady Asher verständige und Ihnen Geld umwechsle. In einer Stunde hole ich Sie wieder ab. Vor allem — verlieren Sie den Mut nicht! — Was hier zu besorgen ist, werde ich besorgen — für das andere müssen wir den Himmel sorgen lassen.“

— — — — — — — — — — — — —

Es war Abend, als sie in Wien ankam. Niemand erwartete sie. Als sie die kleine Gartenwohnung betrat, kam ihr eine fremde Pflegerin entgegen. Maja erfuhr, daß ihre Mutter an einer Lungenentzündung erkrankt und bewußtlos sei. Der Arzt gebe so gut wie keine Hoffnung, das Herz sei zu sehr geschwächt.

Dann kamen schreckliche Tage. In halber Besinnungslosigkeit saß Maja Tag und Nacht am Bett der Mutter, die entweder in Fieberdelirien unaufhörlich nach ihr rief und sich mit schrecklichen Bildern abquälte, oder völlig teilnahmlos dalag.

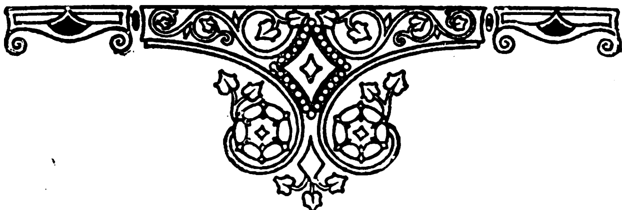
Ab und zu meldete die Magd, daß Schülerinnen da seien, um sich nach dem Befinden ihrer Lehrerin zu erkundigen. Täglich einmal, meist gegen Abend, fragte Heinz Thursen an. Früher hatte er manche Stunde am Krankenbett verbracht, jetzt eilte er immer rasch wieder davon, wenn er von der Magd Auskunft

erhalten hatte. Maja dachte gar nicht daran, hinauszugehen. In ihr war nur Raum für einen einzigen Gedanken: Wird sie mir erhalten bleiben oder nicht?

Erika ließ sich nicht blicken.

Am fünften Tage war alles vorüber. Maja brach ohnmächtig zusammen neben dem Sterbebett. Ihr Traum von der Zukunft war ausgeträumt, ehe er begonnen hatte.

(Fortsetzung folgt.)





Harzveilchen.

Humoreske von E. v. Adlersfeld-Ballestrem.

Mit Bildern von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

Wenn ein junger Mann sich verliebt, so wird kein billig Denkender etwas dagegen einzuwenden haben, sintemalen das schon öfter passiert sein soll, ohne daß der Betreffende sich um die Mißbilligung sauertöpfischer Vettern und Basen sonderlich gekümmert hätte. Es hat also für niemanden einen Zweck, sich der Tatsache wegen aufzuregen, wenn ich mir die Indiskretion erlaube, mitzuteilen, daß Müller-Tistel sich auf dem letzten großen Juristenballe sterblich in die zu diesem Zwecke, das heißt zum Zwecke des Ballbesuchs, bei Oberlandgerichtsrats zum Besuch weilende Nichte dieses würdigen Paares sterblich verliebte.

Müller-Tistel war seines Zeichens Referendar und hieß eigentlich Johann Baptist Müller, aber es war durchgesickert, daß sie ihn daheim „Tistel" nannten, welch reizender Kosename ihm schon manche schwere Stunde bereitet hatte. Ein früherer Studiengenosse, den das Schicksal gleichfalls zu besagtem Oberlandesgericht verschlagen, hatte in einer schwachen Stunde verraten, daß der „schöne Müller" dort durchweg „Müller-Tistel" hieß, und ehe man noch wußte, wie's kam, war der „schöne" vergessen, und er war wieder

der „Müller-Tistel" geworden. Es half gar nichts, daß er sich's verbat, es half auch nichts, daß er jeden zu fordern drohte, von dem er wußte oder ahnte, daß er ihn Müller-Tistel nannte, und es war dabei wirklich schon einmal zu einem Gott sei Dank glücklich verlaufenen Duell gekommen. Wem einmal ein Name anhängt, der wird ihn nicht mehr los, soweit die deutsche Zunge klingt und redet, er kann sich darüber ärgern und aufregen, soviel er will.

Na also, Müller-Tistel, der, wie sein vergessenes Beiwort besagte, ein wirklich hübscher und obendrein feiner und eleganter junger Mann war, verschoß sich beim letzten Juristenball sterblich in die Nichte von Oberlandgerichtsrats und bewies damit einen hervorragend guten Geschmack, den er ja auch überhaupt hatte, denn Ilse v. Vieneburg war wirklich eine sehr hübsche und ganz aparte Erscheinung, und daß der Engel auch noch Geld hatte, tat dem Gesamteindruck durchaus keinen Abbruch. Müller-Tistel fand alles begeisternd an ihr — das haselnußbraune Haar, das feine, blasse Gesicht mit dem roten Munde, die großen grauen, träumerischen Augen, die schlanke Gestalt, die vornehme, einfache Toilette. „Welch herrlicher Charakterzug," dachte er, „daß ein so reiches, vornehmes Mädchen es nicht verschmäht, in einem solch schlichten weißen Kleide einen Ball zu besuchen, in einem Kleide, das einer Ladenmamsell sicherlich zu einfach wäre." Woraus erhellt, daß der gute Müller-Tistel keine blasse Ahnung hatte, was dieses „einfache, schlichte weiße Kleidchen" wert war. Dafür taxierten es die Damenaugen, die bewundernd und mißgünstig darauf ruhten, um so richtiger, und in der Tat war dies weiße Wunder aus Chiffon mit Spitzeninkrustationen und dem Koller von rauschendem weißseidenen Taft sicher nicht billig zu

haben gewesen, wie Müller-Tistel in der Unschuld seines Herzens glaubte.

Die raffinierte Einfachheit zeugt freilich von Geschmack, aber sie kostet auch schweres Geld. Und Ilse v. Vieneburg war wirklich raffiniert einfach — kein Schmuck war an ihr zu sehen, kein Halsband oder Armband, keine Brosche, keine Kette — nur ein voller Strauß langstieliger Parmaveilchen war an den Ausschnitt ihres weißen Kleides geheftet mit einer Brillantnadel, welche die Veilchen halb verhüllten, und die so kostbar war, daß nur Kenner es wirklich erkannten.

Müller-Tistel ging zuerst auf den Leim dieser „einfachen Toilette“, und dann folgte deren Inhaberin.

„Na, Müller-Tistel schustert ja höllisch beim Alten,“ meinten seine lieben Kollegen, als er sich auch noch den Kotillon nach zwei Rundtänzen, einem „karierten“ Tanze und der allerdings „morganatischen“ Tischnachbarschaft erobert hatte.

Aber sie taten ihm unrecht damit. Wenn auch wirklich etwas Streber, so war Müller-Tistel doch kein Schuster, und besonders in diesem Falle war er's nicht, denn schon nach dem „karierten“ Tanze war es ihm blutiger Ernst mit seinen Gefühlen. Mit Bewunderung hatte er begonnen, mit totaler, rettungsloser „Verschossenheit“ endete er.

Aber die Welt ist nun einmal schlecht und neigt immer zu verdächtigenden Unterstellungen für die Handlungen des lieben Nächsten, ganz besonders, wenn es sich um einen „Kollegen“ handelt.

Müller-Tistel ahnte in seiner Seligkeit natürlich nichts von den schwarzen Motiven, welche seiner etwas heftigen Courmacherei untergeschoben wurden, und hätte er's geahnt, so wär's ihm höchst egal gewesen — dieserhalb wie anderseits, denn wenn man erst an-

fangen will, sich darum zu kümmern, was die Leute denken und sagen, dann hätte man viel zu tun, und es würde nie eine Verlobung zu stande kommen.

Verlobung —! Schon bei dem Essen, während er ihr morganatischer Nachbar war, und er sie ihrem legitimen Tischherrn durch seine brillante Konversation in einer ganz unqualifizierbaren Weise entzog und dadurch seine eigentliche Tischdame wiederum „unqualifizierbar" sitzen ließ, kapselte sich der Verlobungsbazillus bei ihm ein, und er setzte die lithographierte Anzeige dazu schon im Geiste auf; aber als der Kotillon dann kam, und er an ihrer weißen Seite, dicht neben den verwelkenden Veilchen saß, da hatte er doch nicht den rechten Mut, mit einem Antrage loszuschießen, wie er eigentlich vorgehabt. Denn obwohl sie sehr liebenswürdig, ja direkt freundlich war, hatte ihr Benehmen doch gar nichts direkt Ermutigendes für einen so raschen Sturm auf die Festung ihres Herzens und ihrer Hand — sie war gegen ihre anderen Tänzer ganz genau ebenso „nett" gewesen wie gegen ihn; er hatte sie wohl beobachtet. Und dann lag auch so etwas in ihrem Blick, als ob sie sagen wollte, daß man bei ihr nur bis zu gewissen Grenzen gehen könnte. Das imponierte ihm wieder und drängte das vorschnelle Wort auf seinen Lippen zurück.

Auch auf schmachtende Andeutungen reagierte sie nicht, und sein berühmtes „Augenklappern", mit dem er sich einen gewissen Ruf verschafft, fand keine Gegenliebe. Ruhig sahen ihre, wie schon gesagt, etwas träumerischen Augen ihn an, wenn sie mit ihm sprach, aber sie senkten sich nicht und sahen auch nicht weg bei seinem oft erprobten Augenaufschlag und dem „tiefen Blick", mit dem er ein bißchen zu kokettieren pflegte.

Aber Müller-Tistel hatte noch andere Mittelchen. Er sprach ihr von seinen Lieblingsstudien und Beschäfti-

gungen und fragte sie nach den ihrigen aus — ein Fragebuch, berüchtigten Angedenkens, hätte es gar nicht gründlicher zuwege gebracht. Lieblingseigenschaft am Manne und am Weibe, Oden von Glück und Unglück, Lieblingsheld in der Geschichte, Lieblingsbuch und



-dichter, Oper, alles kam an die Reihe, auch die Lieblingsspeise.

„Ich habe keine," erklärte sie energisch. „Es ist mir ziemlich gleichgültig, was ich esse, da nun schon einmal gegessen werden muß — vorausgesetzt, daß es nichts direkt Unästhetisches ist, was mir vorgesetzt wird."

„Unästhetisches?" wiederholte er erstaunt. „Verzeihung, was verstehen gnädiges Fräulein unter unästhetischen Speisen?"

„Nun, zum Beispiel alle die, welche einen unangenehmen Geruch haben — Käse, Stockfisch und so

weiter. Womit Sie sich die bekannte Ballfrage ersparen können, ob ich gern Käse esse," erwiderte sie mit einer liebenswürdigen, lachenden Bosheit, die ihm leider aber entging.

„Oh!" machte Müller-Tistel verblüfft. „Natürlich — wie könnten Sie diese Dinge lieben," setzte er eilig hinzu mit einem Blick, der Bände sprach. „Scheußliches Zeug — in der Tat direkt unästhetisch, gnädiges Fräulein haben ja so recht," tat er seinen Gefühlen Gewalt an, denn er selbst aß Käse leidenschaftlich gern, besonders den zur Spezies der „Stinkadores" gehörenden. „Nun, lassen wir diese kulinarische Ausgeburt — aber eines, gnädiges Fräulein, müssen Sie mir noch verraten — es gehört zu Ihrem Bilde, das ich in unauslöschlicher Erinnerung dieses Abends mit mir nehme, in ganz, ganz un—aus—lösch—licher Erinnerung: welches sind Ihre Lieblingsblumen?"

„Veilchen. — Aber das ist wirklich die letzte Frage, die ich Ihnen beantworte, Herr Referendar," entgegnete sie lachend. „Sie werden einmal ein ganz hervorragender Untersuchungsrichter sein. Wer vor Ihnen steht, der muß Ihnen seine ganze Seele enthüllen — ja sogar seinen Magen." —

Gleich darauf tanzte sie mit einem Herrn davon, und Müller-Tistel sah ihr nach mit der unbehaglichen Frage im Herzen, ob sie ihm ein Kompliment gesagt hatte oder nicht. Auf alle Fälle war eines sicher: mit Kommen, Sehen und Siegen war's nichts, man mußte sich hier zum regelrechten Werben entschließen.

Darunter verstehen nun die Leute die allerverschiedensten Wege zum Herzen und sehen meist oft zu spät ein, daß der von ihnen eingeschlagene ein Holzweg war. Wenn nun aber ein Mensch ganz instinktiv den rechten Weg einschlägt, und es gelingt jener gewissen

Sorte von Kobolden, die da immer auf der Lauer liegen, um die Verliebten „hineinzulegen“, sich der Angelegenheit zu bemächtigen, dann — nennt man das „Pech“, und dieser viel und mit Recht gefürchtete Stoff wurde schon für den armen Müller-Tistel gesotten, als er während der Pause, in welcher seine Angebetete ihm am Arm eines anderen entschwebt war, den sonst durchaus glücklichen, wenn auch nicht gerade originellen Gedanken hatte, ihr Herz durch Blumen, durch Veilchen zu bombardieren und sich geneigt zu machen.

„Man kann,“ dachte er befriedigt, „morgen früh zum Beispiel mit einem Veilchensträußchen anfragen, wie der Ball bekommen ist. Das ist nicht bloß höflich, sondern deutet durch die Blume sozusagen an, wie's gemeint ist. Die Veilchen fangen jetzt schon sehr nett an. Natürlich muß man ganz sachte vorgehen, erst so 'n Sträußchen wie 'n Handteller groß — wird das gnädig angenommen, dann wirkt man mit der Masse. Es gibt aber auch verschiedene Sorten von Veilchen — helle und dunkle — — hm, man muß sich erkundigen, welche sie am meisten liebt, welche am schönsten ist. Schade, daß ich auf Blumen bisher so wenig geeicht bin — na, wird sich auch lernen lassen. Da ist ja der alte, brave Kollege Seesen — der ist so 'n Bukettfatzke, der wird Bescheid wissen. Wenn man schon so viele Vielliebchens verbandelt hat wie der, da kennt man die Sorten. Werde ihn mal vorsichtig aushorchen. Vorsicht ist hierbei, wie in so vielen anderen Dingen, die Mutter der Weisheit — man muß die Frage diplomatisch stellen, sonst riecht er Lunte, und das Geuze hat kein Ende mehr. Er liebt das Uzen, der gute Kollege Seesen, und dabei hat er dann so was Selbstgefälliges, daß man ihm gleich eine 'runterlangen könnte. Also Vorsicht! Das Sicherste freilich wäre es, man fragte sie

selber, welche Sorte von Veilchen sie am meisten liebt, aber ich fürchte, ich darf, heute wenigstens, nichts mehr fragen."

Das war nun freilich sehr weise, inzwischen arbeitete aber Müller-Tistels erfinderischer Kopf sich schon ab, um einen Vorwand zu finden für die Massenwirkung, von der er sich den entscheidenden Erfolg versprach. Ein Vielliebchen? Ja, das war wohl das beliebte Mittel, mit dem Kollege Seesen seine Angriffe vom Stapel ließ, aber dazu gehörte das Dessert einer Mahlzeit, und dazu wieder, daß Knackmandeln dabei waren, und unter diesen wiederum jene doppelkernigen, die der Courmacherei so anmutig förderlich sind. Und vor allem, daß seine Angebetete dazu die ersehnte Tischnachbarin war. Vier Bedingungen für eine einzige Sache, es war, um — um Tinte zu schneuzen!

Aber Glück muß ein junger Mensch haben! Denn als sie eben von ihrem durch eine Kotillonfinesse verlängerten Ausflug an ihren Platz zurückkehrte, da löste sich gerade die Brillantnadel, die den Veilchenstrauß am Ausschnitt ihres Kleides festhielt, und die welkenden Blumen fielen zu Boden.*) Im nächsten Moment wurden sie schon von den weißbehandschuhten Händen Müller-Tistels aufgehoben und ohne weiteres in die Brusttasche seines Frackes befördert.

Fräulein v. Vieneburg war zunächst zu sehr damit beschäftigt, ihre Brillantnadel in Sicherheitszustand zu versetzen, als daß sie sich um die Veilchen sonderlich bekümmert hätte. Als der Schmuck aber gesichert war, sah sie sich doch nach ihren Veilchen um.

„Haben Sie den Strauß gefunden?" fragte sie ihren Tänzer.

---

*) Siehe das Titelbild.

„Ja," erwiderte er kühn. „Gefunden und — verwahrt!" Damit klopfte er auf seine Herzseite, wo die Tasche sich befand, die sich dort durch eine beulenartige Ausbauschung kennzeichnete, denn der Strauß war nicht ganz klein.

„Sehr liebenswürdig," murmelte Fräulein v. Vieneburg, den Kopf etwas zurückwerfend, was Müller-Tistel leider als ein Warnungszeichen an ihr noch nicht kannte. „Aber ich möchte Sie nicht belästigen — bitte, geben Sie mir den Strauß zurück."

„Belästigen! O, mein gnädiges Fräulein, wenn Sie wüßten, wenn Sie ahnten, was diese Veilchen mir sind —" stotterte er hervor.

Aber sie sah ihn groß an. „Ich weiß oder ahne gar nichts," sagte sie kühl. „Wollen Sie die Güte haben, mir diese Veilchen wiederzugeben?"

Müller-Tistel war viel zu sehr Kavalier und viel zu gut erzogen, um nicht sofort in die vorschriftsmäßige Bahn einzulenken. „Ihr Wunsch ist mir Befehl, gnädiges Fräulein," versicherte er. „Aber," setzte er verbindlich hinzu, „wollen Sie mir nicht wenigstens gestatten, die Blumen für Sie einstweilen — einstweilen nur — aufzubewahren, da Sie ja doch augenblicklich nicht wissen, wohin damit? Ich werde mir erlauben, Sie Ihnen gewissenhaft zurückzuerstatten."

„Unter dieser Bedingung wäre ich Ihnen dankbar dafür," war die ebenso verbindliche Erwiderung. „Übrigens meine Tante hat einen sehr geräumigen Pompadour bei sich, sie würde gewiß noch Platz darin haben für meine armen, welken Veilchen."

„Es ist ein schöner Zug von Ihnen, sich auch von diesen welken Veilchen nicht trennen zu wollen," sagte er, ohne auf den Pompadour der Tante Oberlandgerichtsrat weiter einzugehen. „Die meisten werfen

welke Blumen fort — sie haben ausgedient, weil sie verblüht sind, und man kümmert sich nicht mehr um sie. Das Los der Blumen, mein gnädiges Fräulein!“

„Gewiß — aber mit Unterschied,“ erwiderte sie mit einem leisen Lächeln, das er sich in seinem Sinne deutete. „Ich werfe Veilchen niemals fort. Wenn sie verwelkt sind, dann verbrenne ich sie und streue die Asche in die Lüfte, denn sie in den Kehricht zu werfen, das käme mir vor, als ob ich etwas sehr Liebes in den Staub treten wollte.“

„Wie wunderbar tief, wie poetisch!“ murmelte er bewundernd.

„Also — ich rechne bestimmt auf die Zurückbringung meiner Veilchen,“ schloß sie freundlich, aber mit sehr bestimmter und scharfer Betonung.

Müller-Tistel verbeugte sich mit dem festen Vorsatz im Herzen, diese Veilchen sicherlich zu behalten und dafür ein frisches Veilchenwunder abzuliefern, das sich gewaschen haben sollte, und über das ihr die Augen über- und das Herz aufgehen sollte.

— — — — — — — — — — — — —

In seines Kollegen Seesen Gesellschaft ging Müller-Tistel von jenem denkwürdigen Balle nach Haus. Viel sprachen sie nicht miteinander, denn es war spät, und beide waren müde vom Tanzen, Courmachen, Schwatzen und überhaupt — wie es einem so nach solch Massenvergnügen mit Musikbegleitung unter obligatem Staubgenusse, mit dem sich die Lunge gefüllt hat, zumeist ergeht. Die Menschheit leidet immer noch unter dem längst überlebten Wahne, daß ein Ball ein Vergnügen ist — alles rüttelt an irgend etwas Überlebtem, um es endlich mal zu Falle zu bringen, aber diese unhygienischen, kostspieligen, törichten und nerventötenden Bälle aus der Welt zu schaffen, deren Folge

allemal ein mehr oder weniger stark entwickelter physischer oder moralischer Kater ist — das ist selbst dem reformwütigsten Übermenschen noch nicht eingefallen.

Kollege Seesen und Kollege Müller-Tistel kauten an ihren Zigarren, die Hände in den Taschen, weil's recht kalt war, und trennten sich dann vor Seesens Tür. Während der letztere den Hausschlüssel im Stockfinstern ins Schlüsselloch zu bringen versuchte, räusperte sich Müller-Tistel.

„Sag mal, Seesen," meinte er mit erheuchelter Gleichgültigkeit und so nebenbei, „du bist ja in Blumen eine Autorität — welche Sorte Veilchen ist die schönste?"

„Will der Kerl mich früh zwischen drei und vier Uhr in ein blumistisches Kreuzverhör nehmen!" brummte Seesen, mit seinem Hausschlüssel beschäftigt. „Wen willste denn beglücken?"

„Muß man denn immer gleich jemanden beglücken wollen? Ich bin doch nicht du," fuhr Müller-Tistel auf, weil er sich erkannt sah. „Ich fragte eben so," setzte er besänftigend hinzu. „Wollte nur wissen, welche Sorte von Veilchen du für die schönste hältst, welche dir die liebste ist."

„Ach so — na weißte, alter Junge, mir persönlich sind die Harzveilchen die liebsten," meinte Seesen, seine Haustür aufmachend. „Und nun gute Nacht — ich muß früh auf'm Gericht sein und will mir noch 'n paar Augen voll Schlaf leisten."

„Ich auch, Seesen. — Harzveilchen — kein übler Gedanke," zögerte Müller-Tistel, die Hand des Freundes festhaltend. „Ob's jetzt schon welche gibt?"

„Die gibt's das ganze Jahr," versicherte Seesen lachend. „Gute Nacht, Tistel!"

„Gute Nacht, Seesen! Schlaf wohl — hm — weißt du 'ne gute, zuverlässige Adresse für die Harzveilchen?"

„Natürlich weiß ich eine. Bei solchen Sachen muß man immer an die Quelle gehen und das Veilchen da pflücken, wo es blüht. Meine Mutter läßt sie direkt aus'm Harz kommen — wart mal — aus Ilsenburg von — von Müller & Sohn —“



„Mach keine schlechten Witze, Seesen!“ fuhr der arme Tistel auf.

„Wieso denn?“ fragte der in ehrlichem Erstaunen, denn er wußte wirklich nicht, daß „sie“ Ilse hieß. „Du hast doch kein Monopol auf den Namen Müller, soviel mir bekannt ist. Na also — nicht immer gleich Beleidigungen wittern, Tistel — das mußt du dir wirklich abgewöhnen, wenn du doch schon mal Müller heißt, was übrigens ein

sehr hübscher alter, echter deutscher Name ist. — Na, ich bin ja schon stille! Also in vollem Ernste — Müller, Müller & Sohn in Ilsenburg — ich geb' dir mein Wort, die Adresse ist richtig und durchaus zuverlässig. Und nun wirklich Schluß! Morgen!" —

Müller-Tistel ging nicht mehr schlafen. Er war viel zu aufgeregt dazu. Er machte sich daheim einen Kaffee und setzte sich dann an seinen Schreibtisch, um ein Gedicht zu schmieden, das also lautete:

„Am Harz, wo Prinzessin Ilse träumt,
Da blühen die Veilchen so duftig,
Die flicht sie ins lichte Haar sich hinein
Und hüllt sich in Schleier so luftig.

O, Ilse, du hast es mir angetan,
Daß immer an dich ich muß denken,
Daß ich in dich mein Leid und mein' Lust,
Mein ganzes ‚Ich' möcht' versenken!

Und denk' ich an dich, steigt's wie Veilchenduft
Aus allen Winkeln und Ecken —
Ich sollte wohl fliehen und kann's doch nicht,
Ich kann mich vor ihm nicht verstecken!

Ein Strauß welker Veilchen, den ich dir nahm,
Erblühte am Herzen mir wieder
Mit einem Duft, der wie Lenzeshauch
In Wellen durchströmt meine Lieder.

Und wenn du errötend dein holdes Gesicht
Wohl senkst auf die duftenden Massen,
Dann möchte auch ich ein Harzveilchen sein
Und suchen mein Glück zu erfassen!"

„So," murmelte Müller-Tistel befriedigt, „wenn sie das nicht packt im Verein mit den Harzveilchen, dann weiß ich nicht, was es sonst sollte. Aber es wird schon. Nun wollen wir das Gedicht auf meinen schönsten dicken Briefbogen mit dem Monogramm J. B. M.

schreiben, adressieren und mit der Bestellung dem Veilchenonkel schicken, damit er es direkt mit dem Kistchen oder der Schachtel an die Adressatin gelangen läßt. Hm — Herren Müller & Sohn — und ob es Gärtner sind? Na, jedenfalls doch, wird wohl aber nicht erst nötig sein, zu bemerken — in Ilsenburg — — für fünf Mark Harzveilchen — e ch t e Harzveilchen — (eigentlich wundervoll, wie das zusammenstimmt mit Ilse und Veilchen!), besonders hübsch verpackt, wofür ich noch eine Mark beifüge, und dann zu senden an Fräulein Ilse v. Vieneburg bei Herrn Oberlandgerichtsrat u. s. w. Klar ist die Sache doch? O ja, das müßten doch patentierte Esel sein, wenn sie das nicht machen könnten! — So, das wollen wir heut früh gleich zur Post bringen, und dann wollen wir uns mal rar machen, damit wir keine Mahnung wegen des welken Veilchenstraußes erhalten, ehe nicht die frischen Harzveilchen eingetroffen sind. — Laß mal sehen: morgen hat das Geschäft Brief und Geld. Wenn der Auftrag gleich ausgeführt wird, können die Harzveilchen übermorgen da sein. Heut haben wir Mittwoch — am Sonnabend könnte man's riskieren, einen Besuch bei Oberlandgerichtsrats zu machen. Vormittags. Nachmittags bestellt man dann die Verlobungsanzeigen, und am Sonntag können wir uns einstweilen mit Adressenschreiben amüsieren. Ja, ja, Tistel — das heißt Johann Baptist, mein Junge, so machen wir's! Mächtig fein und klug haben wir's angefangen, das muß uns der Neid lassen."

— — — — — — — — — — — — —

Wie er sich's ausgedacht, so tat er. Zunächst machte er sich „rar", das heißt er machte keinen Besuch bei Oberlandgerichtsrats, weil er ja dann den nun ganz trockenen Veilchenstrauß hätte abliefern müssen laut dem

gegebenen Versprechen. Und das wollte er nicht, das war ja gerade der Kniff dabei.

Wie er aber diese drei Tage bis zum Freitagabend, wo er seine Sendung in den Händen der Angebeteten vermuten durfte, verlebte, das wußte nur er allein. Er ließ sich nirgends sehen, um nicht ausgefragt oder geneckt zu werden, weil er sich seiner Unruhe und einer damit verbundenen Gereiztheit bewußt war. Beim Mittagstisch nahm er sich zusammen, da ging's noch, aber damit war auch seine Selbstbeherrschung erschöpft. Er schloß sich im Zimmer ein und ließ sich selbst vor Seesen verleugnen, vor dem erst recht.

Am Freitag gegen Abend klingelte es — ein Klingeln, wie wenn der Mensch, der's tat, ein Recht hätte, bei ihm einzutreten. Er war allein, denn die Bedienung war fortgegangen, und er zögerte, hinauszugehen und zu sehen, wer's war. Da klingelte es nochmals, lauter, länger, energischer. Am Ende der Telegraphenbote — oder gar der Geldbriefträger — na, kurz und gut, Müller-Tistel ging hinaus und öffnete. Er prallte förmlich zurück, denn vor ihm stand sein Chef, der Oberlandgerichtsrat, ein nicht ganz kleines Paket unterm Arm.

„Sie haben wohl geschlafen, lieber Müller?“ fragte der joviale Beamte, in den Korridor tretend, in dem des immer noch stark verblüfften Referendars Nase jetzt einen nicht eben feinen Geruch entdecken wollte. So etwas ist peinlich, wenn der Chef zu einem kommt, dessen Besuch ihm ohnedies eine gewisse Unruhe einflößte, denn verschwenderisch war der Gewaltige sonst nicht mit diesen Gunstbezeigungen bei den Junggesellen seines Stabes. Schließlich war aber Müller-Tistels Gewissen ziemlich rein, er erinnerte sich nicht, irgend etwas „ausgefressen“ zu haben, und wenn er's trotzdem getan

hätte, dann würde ihn der Chef doch rufen lassen, um ihn zu „rüffeln", und nicht selbst zu ihm kommen, sozusagen eigenhändig.

„Verzeihen Herr Oberlandgerichtsrat, wenn ich warten ließ," begann er sich nach der ersten Betäubung zu entschuldigen, indem er sich bemühte, seinem Besuch den Regenschirm abzunehmen, wobei dieser das Paket nicht weglegte, sondern mit ins Zimmer nahm.

Aber auch hier schien es dem armen Müller-Tistel mit einem Male so schlecht zu riechen — merkwürdig, daß ihm dieser direkt gemeine Geruch vorher gar nicht aufgefallen war!

„Darf ich fragen, wie Ihre Damen sich befinden?" raffte er sich zu einer krampfhaften Höflichkeit auf.

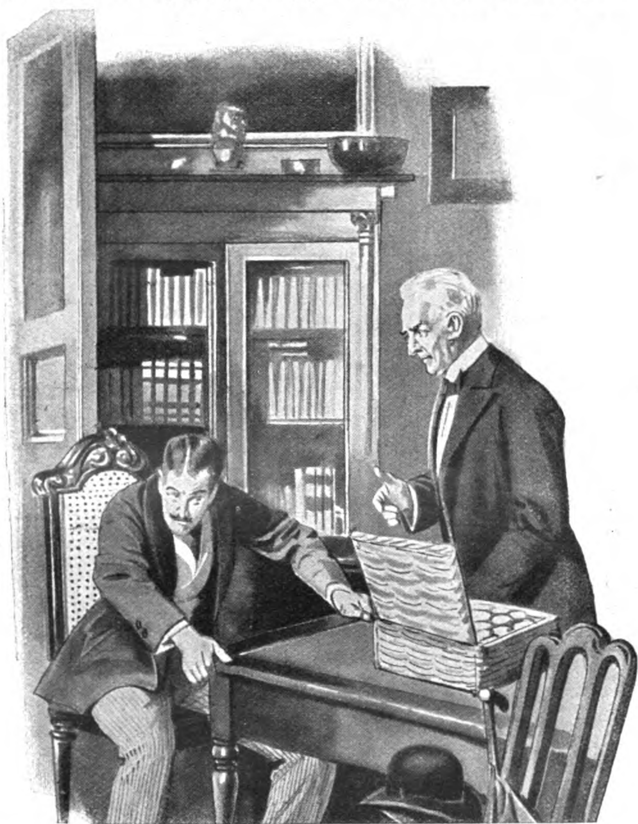
Der Oberlandgerichtsrat warf seinem Untergebenen einen merkwürdig durchdringenden Blick zu, stellte sein Paket auf den Tisch vor dem Sofa und räusperte sich. „Meine Damen," sagte er scharf, während etwas um seine Lippen zuckte, was Müller-Tistel sich nicht recht zu deuten wußte — „meine Damen, lieber Müller, befinden sich gottlob physisch wohl, moralisch freilich sind beide, vor allem aber meine Nichte, stark aus dem Gleichgewicht geraten, was ihr ja in Anbetracht der Tatsachen, besonders in der ersten Überraschung, nicht ganz zu verdenken ist. Dieses moralisch erschütterte Gleichgewicht meiner Nichte und meiner Frau ist es auch, was mich zu Ihnen führt."

„Zu mir?" stammelte Müller-Tistel, jetzt wirklich grausige Ahnungen im Busen, indem er gleichzeitig empfand, wie der eigentümliche Geruch, der ihm schon im Korridor aufgefallen war, nunmehr sich zum Gestank verdichtete.

„Ja, Sie!“ fiel der Oberlandgerichtsrat ein. „Wundern können Sie sich schließlich eigentlich auch nicht darüber. Lassen Sie mich berichten: Meine Nichte, der Sie auf dem Balle neulich ein bißchen auffallend die Cour geschnitten haben — was ich Ihnen nicht weiter zur Last legen will, denn Ilse ist wirklich sehr nett — die Sie dann die nächsten Tage ebenso effektvoll zu ignorieren beliebten, was nach der Heftigkeit Ihrer Attacke auffallend war, meine Nichte also bekommt heute nachmittag dieses Paket, das sich hier auf Ihrem Tische eben bemüht, Ihr Zimmer zu verpesten. Das Paket, Absender Müller & Sohn in Ilsenburg im Auftrage des Herrn Referendar J. B. Müller, war gut verpackt und verriet nichts, auch noch nicht, als die erste Hülle fiel und in der Verschnürung des zweiten ein Briefumschlag, an meine Nichte adressiert, sichtbar wurde. Natürlich las meine Nichte zuerst diesen Brief. Ich wußte gar nicht, daß Sie Dichter sind, lieber Müller! Mein Kompliment Ihrer Muse. Ilse hat uns Ihre Verse nämlich zum besten gegeben — Sie haben damit der profanen Sendung ein poetisches Mäntelchen umgehängt, das wirklich sehr hübsch ist — aber — — hm —! Nachdem sie das Gedicht genossen, das ja im übrigen von gar nicht mißzuverstehender Deutlichkeit ist, öffnet meine Nichte das Paket und fällt, als sie den Inhalt sieht, beziehungsweise riecht, erst fast in Ohnmacht, dann aber — lieber Müller — dann wurde sie sehr lebendig. Und nun sagen Sie mir, Herr, wie kommen Sie dazu, meiner Nichte, einer Ihnen fremden jungen Dame, eine solche Beleidigung zuzufügen?“

So schloß der Oberlandgerichtsrat mit erhobener Stimme, indem er das Paket vollends aufmachte und in der nun sichtbaren Schachtel, appetitlich ver-

packt und „aufgemacht“, wie die Händler sagen, viele Reihen unvergleichlicher kleiner — Harzkäse enthüllte, die zwar ausgezeichnet schmecken, aber einen Ge-



ruch entwickeln, der sich besser unter Glasglocken flüchtet.

Müller-Tistels Augen hatten sich bei der Rede seines Chefs beängstigend vergrößert — nun aber gingen sie

ihm über. Beim Anblick und Geruch dieser lieblichen Käsereihen machte er einen Satz rückwärts, dann sank er auf den nächsten Stuhl.

„Das — das ist ja eine niederträchtige, unqualifizierbare Gemeinheit!“ stotterte er, blaurot im Gesicht. „Ein Schurkenstreich ist es — für den dieser — dieser Kerl, der Müller in Ilsenburg mit samt seinem Sohne mir vor die Pistole soll. Wie einen Hund knalle ich den — den — den Schuft nieder!“

„Na na, nur sachte, lieber Müller!“ rief der Oberlandgerichtsrat mit merkwürdig arbeitenden Zügen. „Sie selbst widmen ja in Ihrem Gedichte meiner Nichte diese — Harzveilchen! Ja, ich glaube, Sie wünschen darin sogar selbst eines zu sein, um —“

„Das wünsch' ich auch noch!“ begehrte Müller-Tistel auf. „Harzveilchen habe ich bestellt, weil Fräulein v. Vieneburg die Veilchen so liebt — und nun kommen diese Stänker!“

„Aber bester Müller, Sie müssen doch wissen, daß man diese Harzkäse mit dem Kosenamen ‚Harzveilchen‘ benennt!“ wandte der Chef ein mit mühsam bewahrter Fassung.

„Nein, das hab' ich wahrhaftig nicht gewußt!“ erwiderte Müller-Tistel verblüfft, um in halbem Atem auch schon wieder loszutoben: „Das hat mir der Seesen eingegeben, das ist eine Niederträchtigkeit von ihm! Ich frage ihn, welches die schönste Veilchensorte ist, und er sagt mir: Harzveilchen, und gibt mir die Adresse dazu — — und — und — aber ich fordere ihn heut noch — gleich — übers Schnupftuch werde ich mich mit ihm schießen!“ schrie er aufspringend.

„Nun, lieber Müller,“ sagte da der Chef beruhigend, „nun lassen Sie uns mal vernünftig miteinander reden. Sehen Sie, ich hab' mir gleich gedacht, daß hier ein

Irrtum Ihrerseits vorliegt, denn nach den einleitenden Versen Ihres Gedichtes war diese — Entwicklung in der Tat nicht anzunehmen. Aber die Weibsleute lassen sich so schwer überzeugen — na, und da dacht' ich, ich will selbst zu Ihnen mit diesen ‚duftenden Massen' gehen und die Sache aufklären. Und wenn Sie klug sind, dann lassen Sie den Seesen ganz aus dem Spiele, ob er Sie auf den Leim gelockt hat oder nicht, bleibt besser ununtersucht, denn wenn er erst weiß, daß Sie darauf 'reingefallen sind, dann wird die Geschichte so ruchbar wie diese — Harzveilchen hier, und der Fluch der Lächerlichkeit verfolgt Sie damit bis ins Greisenalter. Sehen Sie das ein? — Ja? — Na, ich wußte ja, daß Sie Vernunft annehmen werden. Es wird meine Sorge sein, daß aus meinem Hause nichts von dieser merkwürdigen Geschichte heraussickert. — Und nun machen Sie sich fertig und kommen Sie zum Abendbrot zu uns — ich gehe einstweilen voraus, um die Gemüter daheim wieder zu beruhigen. Nur, wissen Sie, die Ilse müssen Sie sich aus dem Kopfe schlagen, denn die ist schon verlobt — heimlich vorläufig — und bezieht ihre Veilchen nur von ihrem Bräutigam, ja, und für ‚Harzveilchen' hat sie keine besondere Neigung. Wenn Sie mir aber so 'n Dutzend von diesem Segen stiften wollen — ich lasse mein Leben dafür und habe lange keine echten mehr gegessen!" —

Nun, Müller-Tistel war so klug, der Anweisung seines Chefs zu folgen. Er verehrte diesem die ganze Kiste „Harzveilchen", schloß seinen Frieden mit der empörten Ilse und begoß sich mit dem Punsch, den der Oberlandgerichtsrat dazu spendete, etwas die Nase, was ihm aber nicht verübelt wurde nach der Gemütsbewegung, in die ihn das für ihn wirklich recht peinliche Erlebnis versetzt hatte.

Die Erinnerung daran wirkt noch heute insofern in ihm nach, daß er zwar heilen Herzens aus dem Strohfeuer, das die schöne Ilse in ihm entzündet hatte, hervorging, aber für Veilchen hat er seitdem nichts mehr übrig, und wenn er gar „Harzveilchen“ sieht oder riecht, dann wird ihm heute noch schlecht.





Englands indische Streitmacht.

Von L. Brenkendorff.



Mit 12 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Die Annäherung, die sich dank einer geschickten britischen Politik neuerdings zwischen England und Rußland vollzogen hat, ist in ihrer Bedeutung für die allgemeine Weltlage sicherlich noch um vieles höher einzuschätzen als das englisch-französische Übereinkommen, und zwar um so höher, da sich ja schon seit längerer Zeit zwischen St. Petersburg und Paris die Bande inniger Freundschaft gewoben haben; die Beteiligung Englands an einem künftigen europäischen Kriege wäre jedenfalls ohne eine vorherige Verständigung mit Rußland kaum denkbar gewesen, denn von keiner Seite hätte dem britischen Reiche in Asien so unmittelbare Gefahr gedroht als von Rußland.

Während zwischen Deutschland und Rußland Interessengegensätze von einschneidender Bedeutung kaum bestehen, bedingen die beiderseitigen Besitzverhältnisse in Asien zwischen Großbritannien und dem Zarenreiche eine Rivalität, die beide Großmächte seit vielen Jahrzehnten nötigt, voreinander sorgsam auf der Hut zu sein. Englands verwundbare Stelle heißt Indien, und je mehr sich im Lauf der Zeit die russische Machtsphäre

den Grenzen dieses kostbarsten britischen Besitztums näherte, desto ernsthafter mußten die Politiker an der Themse mit der Möglichkeit rechnen, daß das an der Newa nie erstorbene Begehren nach dem Wunderlande Hindostan sich eines Tages in kriegerische Taten umsetzen könnte.

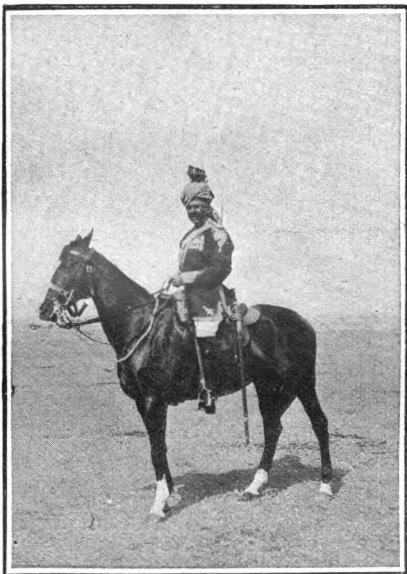


Hoher Offizier der Truppe eines eingeborenen Fürsten.

Ein „heimlicher“ Krieg — das heißt ein diplomatischer — um die Vorherrschaft in Zentralasien wurde zwischen beiden Mächten während des verflossenen Jahrhunderts ja beinahe ununterbrochen geführt. Alles, was sich in dieser Zeit nördlich vom Himalaja an kriegerischen Ereignissen zugetragen — die inneren Umwälzungen in den Pufferstaaten Persien, Afghanistan und Tibet nicht ausgenommen — war eine mittelbare oder unmittelbare Folge dieses Aufeinanderstoßens der gegensätzlichen englischen und russischen Interessen. In kritischen Zeitläuften, wie namentlich im Jahre 1878, schien sogar der Ausbruch eines russisch-englischen Krieges unmittelbar bevorzustehen.

Weniger die Liebe zum Frieden als ein auf beiden Seiten bestehendes Mißtrauen in die Zulänglichkeit der eigenen Streitkräfte hat bisher in solchen gefährlichen Augenblicken die Entzündung des immer vorhandenen Brennstoffes verhindert. England aber mußte sich in seiner Aktionsfähigkeit nach irgend einer anderen Seite hin immer sehr stark beengt fühlen, solange es sich auf unangenehme asiatische Überraschungen von seiten Rußlands gefaßt zu machen hatte.

Hat das reiche und mächtige Großbritannien denn nun wirklich gegründeten Anlaß, hinsichtlich des Ausganges solcher bisher gefürchteten Überraschungen wirklich besorgt zu sein?



Offizier der Eingeborenenarmee zu Pferde.

Zieht man die Zahl der Streitkräfte in Betracht, über die es in Vorderindien verfügt, so möchte man ohne nähere Kenntnis der Verhältnisse derartige Beklemmungen schier unbegreiflich finden. Berechnet sich doch die reguläre Armee auf etwa 235,000 Mann, wozu im Kriegsfalle dann noch kämen: eine Reserve von jetzt ungefähr 20,000 Mann,

die man nach und nach bis auf 50,000 zu erhöhen gedenkt; die von den einheimischen Fürsten bei Ausbruch eines Krieges zu stellenden Hilfstruppen in Stärke von rund 16,000 Mann und 30,000 Freiwillige. Eine Angriffsarmee, die solcher Streitmacht an Zahl auch nur halbwegs gewachsen wäre, über die schwierigen Gebirgspässe nach Indien hineinzuwerfen, muß als nahezu unmöglich erscheinen, und die anglo-indische Regierung könnte somit der Zukunft mit Seelenruhe entgegensehen, wenn ihre Truppen ebenso zuverlässig wären als sie zahlreich sind, und wenn nicht überdies die gegebenen Verhältnisse einer zweckmäßigen Organisation unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten.



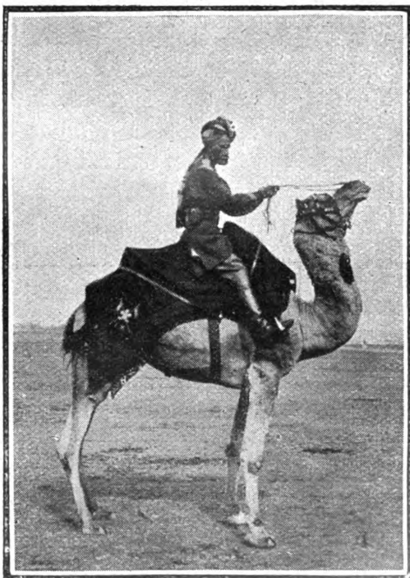
Eingeborener Offizier zu Fuß.

Schon das trockene Zahlenmaterial spricht da eine ziemlich beredte Sprache. Die englisch-indische Streitmacht ist seit 1907 — nach ihrer Reorganisation durch Lord Kitchener — in zwei Armeen, eine nördliche und eine südliche, zu je fünf Divisionen eingeteilt, die ihre

Standquartiere in Peschawar, Rawal Pindi, Lahore, Mirat, Lakhnau, Sikanderabad, Birma, Quetta, Mhow und Puna haben. Sie besteht aus nationalenglischen Mannschaften mit regelmäßigem Ersatz aus dem Heimatlande und aus angeworbenen Eingeborenentruppen, die sich am Schlusse des Jahres 1908 wie folgt verteilten.

Nordarmee: 29 Bataillone britischer und 73 Bataillone indischer Infanterie, 6 Regimenter britischer und 23 Regimenter indischer Kavallerie, 7 reitende, 22 Feld-, 5 Gebirgs- und 14 Festungsbatterien britischer, 6 Gebirgs- und 1 Festungsbatterie indischer Artillerie.

Südarmee: 22 Bataillone britischer, 58½ Bataillone indischer Infanterie, 4 Regimenter britischer und 16 Regimenter indischer Kavallerie, 4 reitende, 23 Feld-, 3 Gebirgs- und 11 Festungsbatterien britischer, 4 Gebirgsbatterien indischer Artillerie.



Reiter vom Kameltrain.

Zum richtigen Verständnis dieser Zahlen muß hinzugefügt werden, daß die Stärke eines britischen Bataillons ist: 29 Offiziere, 2 Warrantoffiziere, 45 Sergeanten und 957

Mann; die eines eingeborenen Infanterieregiments: 12 bis 14 britische, 16 eingeborene Offiziere und 812 bis 896 Mann; die eines britischen Kavallerieregiments: 29 Offiziere, 2 Warrantoffiziere, 53 Sergeanten, 543 Mann und 525 Pferde; die eines eingeborenen Kavallerieregiments: 10 bis 14 britische, 16 bis 17 eingeborene Offiziere, 608 Unteroffiziere und Mannschaften.

Bei der britischen Artillerie hat die reitende Batterie 5 Offiziere, 157 Mann und 153 Pferde, die Feldbatterie 5 Offiziere, 157 Mann und 110 Pferde. Bei der britischen Gebirgsartillerie gehören zu einer Batterie: 6 Offiziere, 141 Mann, 185 eingeborene Fahrer, 5 Pferde, 262 Ochsen und 12 Elefanten, während die aus Eingeborenen zusammengestellten Batterien der Gebirgsartillerie bei leichtem Geschütz 5 britische, 3 eingeborene Offiziere, 132 Mann und 234 Fahrer, bei schwerem Geschütz 5 britische, 3 eingeborene Offiziere, 124 Mann und 187 Fahrer haben.

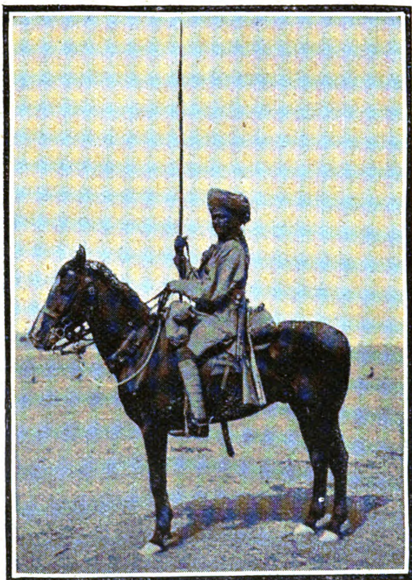
Auf beide Armeen verteilt sind dann noch folgende Truppenkörper: das Ingenieurkorps, das Führerkorps (Kavallerie und Infanterie), 3 Korps Pioniere (die letzteren zusammen 57 britische, 62 eingeborene Offiziere, 89 britische Sergeanten, 2521 Unteroffiziere und Mannschaften), 1 Eisenbahnkompanie, 2 Lokalkorps, das Malva-Bhil-Korps (Infanterie aus dem Volksstamm der Bhil, 4 britische, 16 eingeborene Offiziere, 696 Mann) und der Gesundheitsdienst.

Selbstverständlich besteht überall, wo das Eingeborenenelement im Offizierkorps vertreten ist, die Mannschaft ausschließlich aus Eingeborenen.

An Freiwilligen sind vorhanden: 7 Kavallerie-, 7 Artillerie-, 7 Genie-, 8 berittene Infanterie- und 45 Infanteriekorps, alle von sehr verschiedener Stärke.

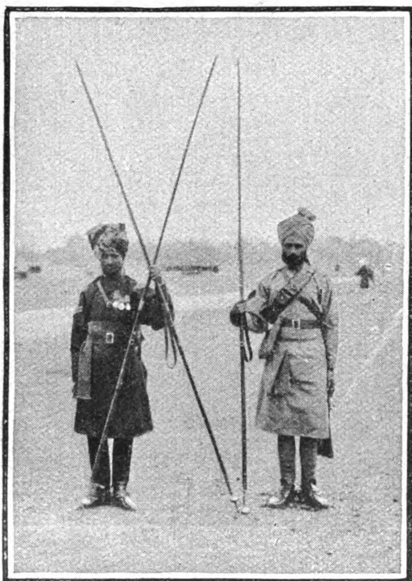
Schließlich gibt es in Kalkutta und in Rangun noch je 2 Marinekorps.

Das Verhältnis zwischen britischen und eingeborenen Mannschaften stellte sich Ende 1908 auf 75,600 zu 157,518. Diese Zusammensetzung aber ist gewiß nicht ganz unbedenklich in einem Lande, dessen eingeborene Bevölkerung sich zum guten Teil erst nach langen und schweren Kämpfen hat unterwerfen lassen, und in dem es wiederholt noch schwererer Kämpfe bedurft hat, um Aufstände von gewaltiger Ausdehnung niederzuwerfen. Niemand ist darüber im Zweifel, daß ein sehr großer Teil der von den britischen Herren zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgedrückten sechshundert einheimischen Fürsten das englische Joch nur höchst widerwillig trägt, und niemand vermag vorauszusagen, welche Haltung diese unzufriedenen Nisams, Maharadschas und Radschas im Falle eines auswärtigen Krieges annehmen würden. Wenn man sich in London darauf verläßt, daß die 60 Millionen Mohammedaner sowie die mittel-



Lanzenreiter.

baren Vasallenstaaten unbedingt treu zu England stehen würden, so hat der fromme Wunsch an dieser Überzeugung einen wesentlich größeren Anteil als ihn die nüchterne Sprache der Tatsachen zu rechtfertigen vermöchte, und selbst wenn man sich nicht täuschte, bliebe doch noch immer zu bedenken, daß das indische Reich 283 Millionen Einwohner zählt, die in unruhigen Zeiten mit einer Armee von 234,000 Mann in Schach zu halten auch bei einer anderen Beschaffenheit dieser Armee eine keineswegs leicht zu lösende Aufgabe sein würde. Hat es doch neuerdings an verschiedenen Stellen des indischen Kaiserreiches schon wieder recht bedenklich gegärt, und ist die unterworfene Bevölkerung doch allerorten sehr weit von der Überzeugung entfernt, daß die britische Herrschaft eitel Segen über das Land gebracht habe. Die furchtbaren Verheerungen hintanzuhalten, die in kurzen Zwischenräumen immer wieder von der Pest angerichtet werden, stand wohl allerdings außerhalb menschlicher Macht. Schwer aber



Abgesessene Lanzenreiter in Paradeanzug (links) und in Khakiuniform (rechts).

wiegen die von weiten Schichten der Bevölkerung erhobenen Vorwürfe, daß die Maßnahmen zur Abwendung der schrecklichen Hungersnöte, unter denen beispielsweise in den Jahren 1899 und 1900 nicht weniger als 81 Millionen Menschen entsetzlich zu leiden hatten, an Weitherzigkeit und gutem Willen beinahe alles zu wünschen übrig lassen. Auch die religiösen Empfindungen, die wohl nirgends in der Welt eine so bedeutsame Rolle spielen wie in Indien, werden vielfach nicht mit dem gerade in einem unterworfenen Lande gebotenen Zartgefühl geschont, und in der Verwaltung fehlt es nicht an Willkürlichkeiten, die als Bedrückung und Nichtachtung heiliger Rechte empfunden werden. Rechnet man dazu die gerade durch die Unzuverlässigkeit der Bevölkerung gebotene weitläufige Lagerung der Truppen und die große Zahl der Garnisonen, durch die Truppenübungen in größeren Verbänden ebenso erschwert werden, wie eine schleunige Mobilisierung und eine rasche, kraftvolle Verwendung der vorhandenen Streitkräfte, so wird man es schon eher



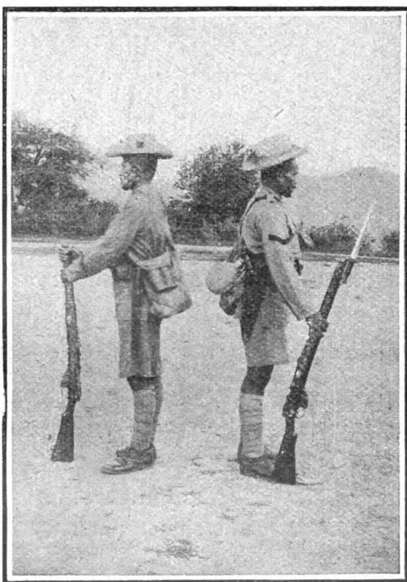
Eingeborener Soldat in Felddienstanzug.

begreiflich finden, daß die englische Regierung bei aller nach außen hin zur Schau getragenen Zuversicht in Wahrheit nicht allzu hochfliegende Hoffnungen auf die Schlagfertigkeit ihrer indischen Streitmacht setzt.


Ein Sikh.

Um die Mängel des aus Eingeborenen rekrutierten Mannschaftsmaterials einigermaßen auszugleichen, ist man sorgsam darauf bedacht, aus dem Mutterlande nur tüchtige Soldaten nach Indien zu schicken. Man tut außerdem unter Aufbietung großer Geldmittel das Menschenmögliche, Liebe und Begeisterung für ihren Beruf in ihnen wachzuhalten. In seinem vortrefflichen, farbenreichen Werke „Indien und seine Fürstenhöfe“ entwirft Ernst v. Hesse-Wartegg eine Schilderung von dem äußerst angenehmen Leben, das den braven „Tommy“ in Indien erwartet. „Dort ist er ein Sahib, ein Herr, steht turmhoch über der indischen Einwohnerschaft und hat seine Diener, die er ganz so herumkommandieren kann, wie es seine Offiziere in England mit ihm selbst tun. — In diesem Zauberlande

mit seiner braunen beturbanten Bevölkerung, mit seinen Palästen und seiner tropischen Üppigkeit muß er sich wie ein verwunschener Prinz vorkommen. Statt der elenden Häuser in dichtgedrängten staubigen Straßen sieht Tommy einen weiten, schattigen Park, wie ihn daheim die Lords auf ihren Landsitzen haben. Zwischen den hohen, dichten Bäumen versteckt, erheben sich hübsche luftige Villen — Bangalows — mit breiten Veranden und Rasenflächen ringsum, in der Mitte zwischen ihnen ein Klubhaus. Zu seinem Erstaunen wird ihm zusammen mit einigen seiner Kameraden ein solches Bangalow als seine Wohnung angewiesen, und solange er hier weilt, lebt er wie ein Gentleman. Je drei Soldaten zusammen erhalten einen indischen Kuli angewiesen, der ihnen Stiefel und Uniformen putzt und alle nötigen kleinen Dienste besorgt. Für die gröberen Arbeiten gibt es eigene Kasernenkulis. Über jedem Bett hängt der Panka, und begeben sich die Herren Soldaten zur Ruhe, dann steht draußen vor der Tür ein Hindu, der Pankawallah,



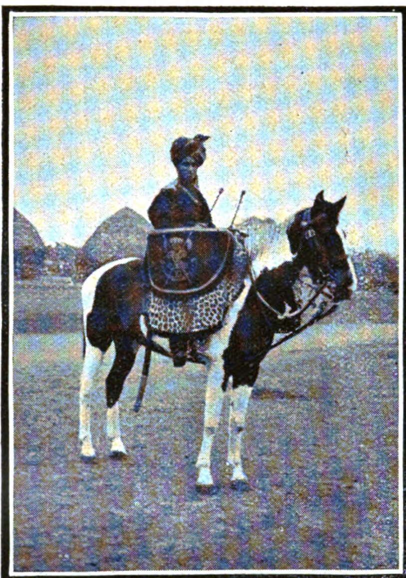
Zwei Gurkhas.

der, an einer Schnur ziehend, diesen Hängefächer in Bewegung setzt und so den Schläfern die so sehr nötige Kühlung zufächelt. Für Vergnügen und Zerstreuung ist ebenfalls durch englische Spiele aller Art gesorgt, da der Soldat öffentliche Lokale nicht besuchen darf, und für seine persönlichen Ausgaben erhält er noch täglich eine Mark. Dienst ist gewöhnlich nur Morgens von sechs bis halb acht Uhr und Abends von fünf bis halb sieben Uhr. Sonntag und Donnerstag hat er ganz frei, und will er einige Tage Urlaub, um im Dschangel auf die Jagd zu gehen, so wird ihm diese Freiheit ohne viele Umstände gewährt. Ist er Kavallerist, dann hat er noch einen eigenen Stallkuli, der ihm das Pferd besorgt; kurz, er ist in Indien ein ebenso großer Gentleman, wie sein Offizier zu Hause.“

Diese für einen deutschen Leser gewiß höchst verwunderliche Lebensführung eines aktiven Soldaten wird durch das heiße, mörderische Klima bedingt, das zu den meisten Tagesstunden schwere Arbeit für den Europäer vollkommen unmöglich macht. Welche Kosten aber unter solchen Umständen der Unterhalt von mehr als 70,000 Mann in Indien verursacht, kann man sich leicht vorstellen. Das Jahresbudget der indischen Militärmacht, einschließlich der Eingeborenentruppen, die aber unverhältnismäßig viel weniger kosten, erreicht 400 Millionen Mark. Es entfallen also, selbst wenn die Freiwilligenkorps mit eingerechnet werden, auf den Mann rund 4000 Mark.

Von den eingeborenen Truppen, deren markanteste Typen wir im Bilde vorführen, weiß Hesse-Wartegg als scharfblickender und gewissenhafter Beobachter zu erzählen: „Sie werden überall, wo man eben Rekruten braucht, durch die Werbetrommel angeworben. Ein

Sergeant mit zwei Begleitern wandert durch die Dörfer, und das große Elend, das in vielen Distrikten herrscht, die Verlockung, schöne Uniform zu tragen, sowie die Aussicht, während der zwölfjährigen Dienstzeit von allen Nahrungssorgen befreit zu sein, läßt die jungen Leute alle Familien- und Kastenrücksichten vergessen. Von den Kasten erkennen die Engländer nur die große Hauptkaste der Brahmanen an, und die Brahmanen werden in besondere Regimenter zusammengetan. Vor seinen Landsleuten verliert jeder Hindu seine Kaste von dem Augenblick an, da er den Soldatenrock anzieht. Er wird von den Mitgliedern seiner Kaste ausgestoßen und nie wieder in diese, noch in irgend eine andere aufgenommen. Das Opfer ist in Anbetracht der strengen Kastengesetze also ein sehr großes. Die Rekruten dienen zunächst sechs Monate lang auf Probe. Während dieser Zeit tragen sie noch keine Uniform, doch erhalten sie ein Paar Stiefel, um sich an dieses ihnen fremde und unbequeme Kleidungsstück zu gewöhnen. Ihren



Paukenschläger.

Lebensunterhalt müssen sie von den acht Rupien (ungefähr elf Mark) bestreiten, die sie monatlich bekommen. Erst wenn das Probehalbjahr gut abgelaufen ist, werden sie in Uniform gesteckt, die sie aber von ihrem Monatslohn, der nun fünfzehn Mark beträgt, in Raten selbst bezahlen müssen. Der Rest muß für ihren Lebensunterhalt genügen. Für europäische Verhältnisse scheint dies unmöglich, der indische Soldat aber kann sich davon noch Geld ersparen. Er kauft für fünf Mark einen Zentner Reis der schlechtesten Sorte, dann für eine Mark Curry und Holz, und damit hat er für einen ganzen Monat gesorgt. Nach Fleisch, das ihm ja auch seine Religion verbietet, hat er kein Bedürfnis. Die indischen Soldaten leben nicht in Kasernen, sondern in kleinen, niedrigen Lehmhütten ohne Fenster, die nur einen Wohnraum von drei bis vier Meter im Geviert besitzen. Dazu bekommen sie jährlich zwei wollene Decken und vielleicht eine Palmenmatte als Schlafstelle. Möbel bedürfen sie keine. Jede solche Lehm-



Eingeborener Militärkapellmeister.

hütte beherbergt sechs Mann. Ist ein Soldat verheiratet, so erhält er eine Hütte für sich und seine Familie. Nun lassen sie ihre Frau, vielleicht auch Mutter und Schwiegermutter nachkommen, kaufen sich Hühner, Ziegen oder gar Kühe, denn das ist ihnen keineswegs verwehrt, und da es natürlich an Stallungen fehlt, so leben sie eben zusammen mit ihrer zwei- und vierbeinigen Haushaltung in ihren Lehmhütten. Wie es in diesen bald aussehen müßte, kann man sich bei dem Mangel an Reinlichkeitssinn leicht vorstellen, und so werden denn auf Regimentsunkosten eigene Kehrer bestellt, welche täglich zweimal die Soldatenquartiere ausfegen müssen."



Dudelsackpfeifer.

Die Besetzung der Offizierstellen bei den Eingeborenenregimentern hat schon früher Erwähnung gefunden. Der Oberst, der Oberstleutnant und ungefähr zehn ihnen nachgeordnete Offiziere sind Engländer, der Rest Eingeborene. Sie rekrutieren sich gewöhnlich aus Soldatensöhnen, echten Kindern des Regiments, in dem sie dienen. Schon mit acht Jahren tragen sie Uniform

und werden in die Schule geschickt, um vor allem Englisch zu lernen. Mit zwölf Jahren sind sie Kadetten, mit vierzehn oder sechzehn Unteroffiziere und rücken im neunzehnten oder zwanzigsten Jahre zum Leutnant auf. In ihrer Offizierslaufbahn können sie es höchstens bis zum Major bringen und erhalten dann eine Gage von ungefähr 93 Mark. Von den englischen Offizieren des Regiments werden sie nicht als Kameraden angesehen, auch nicht in den Klub und zu den gesellschaftlichen Veranstaltungen derselben zugelassen.

Die Dienstzeit des eingeborenen Soldaten beträgt zwölf Jahre, doch kann er jederzeit aus seinem Militärverhältnis austreten, wenn er einen triftigen Grund vorbringt und ordnungsgemäß „kündigt".

Für die Verwendung gegen einen europäischen Feind können die Eingeborenentruppen nach der übereinstimmenden Ansicht aller sachverständigen Beurteiler kaum ernstlich in Frage kommen. Auszunehmen wären vielleicht einzig die aus den kriegerischen Sikhs und Gurkhas (siehe die betreffenden Abbildungen) bestehenden Regimenter. Aber gerade vor diesen müssen auch die Engländer selbst beständig auf ihrer Hut sein, denn sie sind Angehörige von Stämmen, die sich erst nach zwei langen, blutigen Kriegen unter die Gewalt der englischen Fremdherrscher beugen ließen.

Als der berühmte Lord Kitchener, ein Feldherr, dem seine großen militärischen Erfolge das unbegrenzte Vertrauen der britischen Nation eingetragen haben, im Jahre 1903 den Oberbefehl über die indischen Truppen übernahm, fand er nach seiner eigenen Erklärung recht unerfreuliche und verfahrene Heeresverhältnisse vor. Die Feldartillerie war mit veralteten Geschützen bewaffnet, die Munitionskolonnen waren schlecht organisiert, und der Transportdienst ließ so gut wie alles zu

wünschen übrig. Der außerordentlichen Energie des genannten Generals ist es zu verdanken, daß innerhalb weniger Jahre auf diesen Gebieten sehr erhebliche Verbesserungen durchgeführt worden sind. So ist namentlich die Feldartillerie heute durchweg mit neuen Schnellfeuergeschützen ausgerüstet. Außerdem ist die Küstenverteidigung bedeutend verstärkt, und eine Generalstabsschule eingerichtet worden, für die ein besonders dringendes Bedürfnis vorhanden gewesen war.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Selbständigkeit der anglo-indischen Armee ist der unter Kitchener erfolgte Ausbau der Arsenale, der es ermöglicht, Geschütze, Gewehre und sonstiges Kriegsmaterial im Lande selbst herzustellen. Auch auf eine Vervollständigung der Reservevorräte für den Mobilmachungsfall ist Lord Kitchener bedacht gewesen, und die Einrichtungen des Ambulanz- und Lazarettwesens haben durch ihn eine teilweise sehr tiefgreifende, zeitgemäße Umwandlung und Ausgestaltung erfahren. Dagegen sind seine eifrigen Bemühungen, eine Erhöhung der Heeresstärke durchzusetzen, bis jetzt ohne Erfolg geblieben.







Die Göttin der Liebe.

Novelle von Hedwig Abt.

Getauft war sie vor siebzehn Jahren draußen in San Paolo auf den Namen Margherita, aber genannt wurde sie allgemein nur la Biondetta, die Blonde, wegen ihres goldschimmernden Haares, das um das schmale, von der heißen Sonne Roms braun geküßte Gesichtchen in krausen Löckchen strahlte wie ein Heiligenschein. Und darunter leuchteten zwei große dunkle Augen wie ein Paar stille Kirchenlichter. In einer der großen Mietskasernen, die der Spekulationsgeist vor den Toren der ewigen Stadt allerorten aus dem Boden wachsen läßt, hauste sie mit der Großmutter in einem kleinen Stübchen hoch droben unterm Dach, und arm waren sie beide, wie man nur unter Italiens lachendem Himmel arm sein kann, wo ein paar Apfelsinen und etwas Polenta für den schlimmsten Hunger genügen, und um ein paar Soldi schwarzgraue Bohnensuppe ein sonntäglich Festmahl bedeutet.

Aber die uralte Großmutter und das junge Enkelkind in ihrem kahlen Stübchen unter den schrägen Dachsparren, durch die im Winter die eisige Zugluft strich, und im Sommer die sengende Hitze glühte, zählten noch nicht einmal zu den Allerärmsten. Wenn die Großmutter wie ein zusammengesunkenes Häuflein Elend im Vorhof von San Paolo auf den Marmorstufen

hockte und den das alte Gotteshaus besichtigenden Fremden die braunrunzlige, zitternde Hand entgegenstreckte, konnte sie in ihr „Um der Barmherzigkeit willen —“ einen so mark- und beindurchdringenden Klang legen, daß so leicht keiner an ihr vorüberging, ohne in die Tasche zu langen. Und wenn dann Abends Großmutter und Enkelin die eingeheimsten Soldi überzählten, und der Tagesanteil der Wohnungsmiete beiseite gelegt war, blieb manchmal ein Rest, der nicht nur für Polenta, sondern selbst zu einem Makkaronigericht langte. Ja, sogar Fleisch hatte es schon einigemal gesetzt, wenn der Lello, der bei Frascati im Weinberg des reichen Pächters arbeitete, in heimlich gelegten Schlingen ein paar Vögel fing und triumphierend mit seinem Zaunkönigsbraten ankam und ihn der Großmutter in den Schoß warf. Immer nur der Großmutter, nie der Biondetta.

Aber die beiden wußten's doch, wie sie zueinander standen. Seit dem letzten Osterfeste wußten sie es ganz genau. Der Lello hatte es wohl schon vordem gewußt, aber die Biondetta war immer noch ein solches Kind gewesen, daß eine gewisse Scheu in ihm war, sie vorzeitig zum Weibesbewußtsein wachzuküssen. Dann kam aber doch ein Tag, wo es in des Mädchens Augen aufgeleuchtet hatte, anders, heißer noch, als wie ein Kind sich freut, wenn es den wiedersieht, den es von lang her kennt und gern hat. Und der Lello verstand das Freudenleuchten, und ohne erst viele Worte zu machen, riß er die Siebzehnjährige in seine Arme und küßte ihr mit seinen heißen Lippen den roten Mund und das goldschimmernde Haar, bis die Treppe herauf die Großmutter gehumpelt kam.

Da gab's denn freilich zunächst ein Lamento, was die beiden denn eigentlich dächten, worauf sie heiraten

wollten, und was dann wohl aus ihr werden sollte, die sie doch seit dem Tode ihrer Eltern die Biondetta großgezogen und für ihr bißchen Lebensende doch wohl auf Dank hätte rechnen können.

Den ihr vorzuenthalten, war der Lello auch nicht willens. Natürlich würde die Großmutter bei ihnen wohnen, und wovon sie heiraten wollten — ei, der Rafaello Bellucci war ja doch ein Kapitalist. Bare neunzig Lire hatte er sich, immer im Hinblick auf die Biondetta, zusammengespart, und wenn der runde Hunderter voll war, dann konnte man mit gutem Gewissen daran gehen, den nötigen Hausrat zu beschaffen. In längstens zwei Monaten würde es so weit sein.

Längstens zwei Monate noch! Wenn sie daran dachte, da war's der Biondetta, als wüchsen ihr Flügel, und die trügen sie geradeswegs in den Himmel hinein. Ganz heimlich — die einzige Heimlichkeit, die sie vor dem Lello hatte — begann auch sie ihr Teil für die Aussteuer zusammenzusparen. Auf den Campagnawiesen wuchsen alle die würzigen Pflanzen und Kräuter, die der Römer als Salat und als Gemüse liebt. Viel zahlte der Grünkramhändler ja nicht, wenn sie mit ihrem vollgepackten Korbe zu ihm kam, doch ihr dünkten die paar Soldi ein Königreich, und eher wäre sie Hungers gestorben, ehe sie von dem so sauer verdienten Gelde zu ihrem oder der Großmutter Bedarf etwas verwendet hätte.

Sie fieberte ordentlich, wenn sie sich's ausmalte, wie sie den Lello mit ihrem Reichtum überraschen wollte, sobald sie ein volles, blankes goldenes Zwanziglirestück beisammen hatte. O, er sollte nicht denken, daß er eine Frau bekam, die nicht auch ihr Teil zur Wirtschaft mitverdienen konnte, sie ließ sich's schon angelegen sein! Stundenweit lief sie in die Campagna

hinein und suchte mit emsigen Händen am Boden herum. Wenn sie dann ihre Ernte beisammen hatte, da sprang sie jedesmal auf einen der kleinen Hügel hinauf, die der weitgestreckten Campagnalandschaft ihre sanftgeschwungene Wellenform geben, und schaute sehnsuchtsvoll dort hinüber, wo nach Frascati zu die Vigna lag, darin der Lello arbeitete. Gab's im Weinberg nichts zu tun, so arbeitete er auf den Feldern oder half auf dem Pachthof. Umsonst zahlte der Padrone den Wochenlohn ihm nicht. Der war gerade so streng, wie er reich war, wenn er auch nur ein Pächter war. Das Haus, darin sie mit der Großmutter wohnte, gehörte ihm auch.

Mußte das eine Monatseinnahme geben, wenn er die Mieten beisammen hatte! Sie allein schon mußten für ihr Dachkämmerchen zehn Lire zahlen. Morgen war die Miete schon wieder einmal fällig. Gottlob, daß sie die beisammen hatten. Denn gegen saumselige Zahler war der Padrone unerbittlich. Das heißt, er selber kassierte natürlich die Mieten nicht ein, das tat der Hausverwalter. Der Padrone, der auf seinem schönen Pachthof wohnte, war zu vornehm dazu. Höchstens daß er den Ausweisungsbefehl unterschrieb, wenn einer nicht zahlen konnte. Erst vor ein paar Wochen hatte er die arme Signora Lucia mit ihrem kranken Mann und ihren drei kleinen Kindern ohne Gnade und Barmherzigkeit auf die Straße gesetzt, weil sie mit dem Zins im Rückstand waren. Daß doch die Reichen immer ein so hartes Herz haben! Sie würde das niemals haben, wenn sie auch noch so reich wäre. Reich sein, Geld haben, viel, viel Geld, vielleicht ganze tausend Lire — und der Lello statt Taglöhner selbst Padrone, der seine Leute befehligte, auf einem feinen Pachthof wohnte — der Kopf wirbelte ihr beim Gedanken an

so viel Glücksmöglichkeit. Aber wenn er auch Millionen besäße, lieber konnte sie ihren Lello doch nicht haben, als sie ihn jetzt hatte. Und lieber würde er auch sie nicht haben, und wäre sie reich wie die Königin.

Was hatte er doch neulich erst gesagt? „Das Gold auf deinem Kopfe ist mir mehr wert als alle Schätze der Banca Italia.“ Ganz verzückt hatte er das flimmernde Goldgelock über ihrer Stirn geküßt. Aber nicht bloß kurze Löckchen waren's. Wenn sie die Zöpfe löste, hüllte es sie wie ein gleißender Mantel ein. Einmal hatte sie der Lello so gesehen, da war er mit erhobenen Händen vor ihr auf die Kniee gestürzt und war ganz blaß geworden, und seine Augen brannten wie zwei Feuer zu ihr empor.

Seitdem hatte sie ihr blondes Haar so lieb, und manchmal, wenn sie allein war, flocht sie die Zöpfe auf, und wenn der goldene Mantel an ihr herniederrollte, erschauerte sie vor lauter Glück. So reich war sie, so reich konnte sie machen! Nein, sie begehrte gar nichts anderes, als wie es eben war, und wenn sie auch gleich den ärmsten Campagnabewohnern in einer der Erdhöhlen hausen mußten, aber doch miteinander, bis an ihrer beider Lebensende allzeit miteinander!

Weit hielt sie die erhobenen Arme gebreitet, als wolle sie dort hinüberfliegen, wo der Geliebte weilte, und auf der blonden Pracht, die an ihr herniederrieselte, blitzte das Gold der Sommersonne.

Als der Reiter, der ihr im Rücken querfeldein dahergetrottet kam, sie so sah, fuhr er im Steigbügel empor. Er war keiner von denen, die allerorten fromme Wunder wittern, jetzt aber war's ihm einen Augenblick nicht anders, als wäre eine der Himmlischen aus ihrem Heiligenschrein auf die Campagna hinausspaziert, und fast hätte er vor der Erscheinung das Kreuz geschlagen.

Dann aber sah er unter dem ärmlichen Röckchen die braunen, nackten Füße, sah neben ihr den mit Grünzeug angefüllten Korb, ein selbstverspottendes Lachen klang auf, und er schlug seinem Gaul die Sporen ein, um sich aus nächster Nähe zu vergewissern, daß die Dortstehende auch nicht das mindeste mit einer Heiligen zu tun hatte.

Als die Biondetta dicht hinter sich den Hufschlag des Pferdes hörte, fuhr sie herum und raffte schleunigst mit beiden Händen das wallende Haar am Hinterkopf zusammen, denn aus dem bärtigen Männergesicht bohrten sich zwei funkelnde Augen an ihr fest, und der Reiter rief ihr von seinem Braunen herunter in gemachtem Zorne zu: „He, du gelbe Hexe du, was treibst du da für Unfug auf meinem Grund und Boden?“

Sie erschrak so heftig, daß sie kein Wort hervorbrachte. Was wollte der Mann von ihr? Hatte sie denn etwas getan, was sie nicht durfte? Und wie er sie ansah! Sie wußte gar nicht, wohin sie mit ihren eigenen Augen sollte.

„Kannst du nicht reden?“ fuhr er sie jetzt an. „Wer hat dir's erlaubt, mir mein Gras zusammenzutrampeln und hier zu stehlen, was mir gehört? Weißt du nicht, was darauf für Strafe steht?“

Jetzt sprudelten ihr die Worte wie ein Sturzbach hervor. Sie dachte nicht länger daran, die blonde Haarflut zusammenzuraffen, hob die gefalteten Hände zu dem Zürnenden empor und bettelte: „O Signore, Signore, ich hab's ja nicht gewußt, daß ich was Unerlaubtes tat. Ich hab' nicht gedacht, daß ich das nicht durfte. Ich bin ja auch nicht weit in die Wiese hineingelaufen, bin nur immer ganz am Rand geblieben und — und —“

Furchtsam sprang sie zur Seite, als der Reiter seinen

Gaul noch dichter an sie herantrieb und, auf den gefüllten Korb deutend, grollend rief: „Und hast mir mein bestes Grünzeug gestohlen! Löwenmaulsalat — der möchte dir wohl schmecken! Mein Brauner frißt ihn auch gern. Es ist ja gerade seine Frühstückszeit. Gib ihm sein Futter, das du für ihn gesammelt hast. — Na, wird's bald!" gebot er noch einmal, und seine stechenden Augen zuckten wie zwei Pfeile auf sie ein.

Da hob sie zitternd ihren Korb empor und hielt ihn dem Gaul entgegen. Der ließ sich das fette, würzige Kraut wohl schmecken. Der Biondetta traten die Tränen in die Augen. Fünf Soldi hätte ihr heute der Grünkramhändler mindestens gezahlt, und die fraß nun das Pferd.

Tief aufseufzend ließ sie endlich ihren leeren Korb wieder zu Boden fallen.

„Wie heißt du?" fragte barsch wie zuvor der Reiter, der den Blick nicht von ihr wandte.

„Biondetta —" wollte sie sagen, besann sich aber auf ihren Taufnamen und flüsterte: „Margherita — Margherita Sarto."

„Und wo wohnst du?"

Sie nannte ihm Straße und Hausnummer.

Da stutzte der Mann und wollte wissen, ob sie bei ihren Eltern lebte, Geschwister habe, einen Liebsten oder gar schon einen Mann.

Sie wurde feuerrot. Ach nein, sie wohnte doch nur mit der Großmutter zusammen. Den Lello erwähnte sie nicht.

„So so — mit der Großmutter! Und die ist wohl ein rechter Drache und speit Pech und Schwefel, wenn du heute mit leerem Korb ankommst? Na, da laß ihn dir im Grünkramladen wieder füllen."

Er langte in die Tasche, warf ihr ein Geldstück zu und sah auf einmal gar nicht mehr böse aus, sondern zwinkerte sie mit lachenden Augen an.

Das Mädchen war noch betretener als zuvor, starrte den Reiter an, starrte auf die Silbermünze zu ihren Füßen und getraute sich nicht, sie aufzuheben.

Er weidete sich an ihrer Verlegenheit, dann rief er ihr: „Auf Wiedersehen, Biondetta!“ zu, riß seinen Gaul herum und sprengte davon.

Biondetta hatte er gesagt. Woher wußte er denn, wie man sie nannte? Aber nein, er wußte das wohl nicht weiter, es nannte sie eben jeder so. Und wie blond sie war, das hatte er ja doch genügend gesehen. Himmel, wenn das der Lello wüßte, daß sie sich so vor einem fremden Manne gezeigt! „Umbringen tät' ich jeden, der wagte, dich nur anzurühren, nur ein einziges deiner Haare anzurühren,“ hatte er einmal gedroht.

In fliegender Eile, als gält's, ein Verbrechen zu verbergen, zwang sie nun die goldenen Strähnen wieder zum festen Zopf zusammen, den sie rund um den Kopf legte. Dann aber hob sie das Geldstück vom Boden empor und lachte dabei über das ganze Gesicht. Gut war der Signore und hatte nur Spaß gemacht, als er sie so angefahren. Und sie hatte ihm nicht einmal gedankt! In der Richtung, in der er davongesprengt, winkte sie ihm jetzt mit beiden Händen dankend nach, dann nahm sie ihren leeren Korb vom Boden auf und eilte leichtfüßig davon.

Bald war sie wieder daheim angelangt. Schon von ferne hatte sie gesehen, daß sich vor ihrem Hause etwas zugetragen haben mußte. Ein Haufen Leute stand heftig gestikulierend vor der Tür, und wie sie näher kam, hörte sie mitleidige Rufe.

Um Gottes willen, die Großmutter! Es würde ihr doch nichts zugestoßen sein!

Durch den Menschenhaufen drängte sich die Biondetta hindurch. Nein, die Heiligen seien gepriesen, ans Leben war's der Großmutter nicht gegangen. Dort saß sie auf der Türschwelle, wackelte mit dem Kopf, rang die Hände und schrie mit überschnappender Stimme in einem fort: „Zehn Lire — mein schöner, guter Zehnlireschein — zehn Lire!"

Und der Chorus der Umstehenden fiel ein: „Zehn Lire — o die Arme — o die arme Alte!"

Als die Großmutter die Biondetta erblickte, kreischte sie auf, rutschte von der Türschwelle herunter und lag auf einmal wie tot am Boden da.

Wehklagend stürzte sich das Mädchen über sie. „Großmutter, was ist denn nur geschehen?"

Die Alte blieb stumm und streckte sich, als läge sie schon im Sarge, noch steifer zurecht. Von den anderen aber erfuhr die Biondetta, welches Unglück sich zugetragen. In dem Baumwolltuch, das die Alte noch in den verkrampften Händen hielt, hatte sie ihren Haufen zusammengebettelter Kupfermünzen hin zum Geldwechsler getragen und sich von dem einen Zehnlireschein dafür geben lassen. Einen guten, schönen Zehnlireschein, mit dem sie morgen die Miete bezahlen wollte. In das Tuch hatte sie den Schein gebunden, und wie sie droben in ihrer Stube das Tuch aufgemacht hatte, war kein Schein mehr drinnen, sie mußte ihn unterwegs verloren haben.

„Nicht verloren!" kreischt die Großmutter und sitzt plötzlich wieder aufrecht da. „Herausgehext hat ihn mir irgend ein Maledetto, ein böser Teufel."

Der Biondetta ist das Köpfchen zur Brust herabgesunken, wie sie die volle Schwere des Unglücks er-

faßt. „Wir wollen suchen gehen," schlägt sie endlich vor.

Aber gesucht ist ja schon längst, ein jeder hat dabei geholfen, die Straße hinauf und hinab. Ein abhandengekommener Zehnlireschein findet sich aber in Rom noch schwerer wieder als anderswo.

„Ach, das Unglück!" stammelt nun auch die Biondetta, und die Alte zetert: „Legt mich nur gleich ins Grab hinein. Wenn morgen der Padrone den Verwalter schickt, und ich kann die Miete nicht bezahlen, da ist's ja doch mit mir zu Ende." —

Es war ein böser Abend und ein noch schlimmerer Morgen, den Großmutter und Enkelin daraufhin verlebten. Zitternd erwarteten sie die Stunde, da der Verwalter kam, um die Mieten einzufordern. Was sollte denn nur werden, wenn er sie mit leeren Händen fand? Wäre doch nur wenigstens der Lello da, um einen Rat zu geben! Aber der kam immer nur Sonnabends von der Vigna herein, und heute war's Mittwoch.

Ängstlich rückten im Stübchen drinnen die beiden dichter aneinander, so oft sich draußen auf der Treppe etwas regte. Von San Paolo hatte es zwölf geschlagen. Jeden Augenblick konnte er kommen.

Und er kam. Mit schweren Tritten stapfte er die Treppe herauf, klopfte an die Tür, und ohne erst den Hereinruf abzuwarten, tut die Tür sich auf, und groß und vierschrötig, in hohen Stulpenstiefeln, den Hut auf dem Kopfe, steht schwarzbärtig und mit pechschwarzen Augen einer auf der Schwelle. Die Großmutter bemerkt vor lauter Aufregung gar nicht, daß der dort nicht der kleine bartlose Hausverwalter ist, und streckt ihm die gerungenen Hände entgegen.

„O Signore, das Unglück, das Unglück! Seid barmherzig gegen eine arme Alte, die schon über achtzig ist

und noch nie einen Menschen wissentlich betrogen hat! O Signore, Signore —“

Die Biondetta, die sich gleichfalls eine flehende Rede ausgedacht, sagt gar nichts, nur ihre Augen werden groß und immer größer. Sie hat's auf den ersten Blick erkannt, wer dort steht. Es ist derselbe, der sie gestern so rauh angelassen und ihr dann eine Lira geschenkt hat. Wie aber kam er jetzt hierher, wer war er eigentlich, und was wollte er wohl?

Da sagt er's selber und kommt vollends in das Stübchen herein. „Ich bin der Padrone und will mit eigenen Augen bei meinen Mietern nach dem Rechten sehen.“ Dabei blinzelt er der Biondetta zu, als wollte er fragen: „Na, was sagst du dazu?“

Sie sagt noch immer nichts, doch was sie noch eben so schwer bedrückt, wird plötzlich bedeutend leichter. Wer sich gestern so freigebig gezeigt, der würde wohl auch heute nicht gar so hartherzig sein.

Die Großmutter teilt vorderhand noch nichts von dieser schönen Zuversicht. Daß es der Padrone in höchsteigener Person ist, der seine Miete einkassieren kommt, das gibt ihr den Rest, und sie macht Miene, vor ihm auf die Kniee zu fallen.

„Ah — der Padrone selber — ach, die Ehre, die Ehre — und das Unglück, das große Unglück!“

Es ist kein Klugwerden aus dem, was sie unter fortwährendem Gestöhn hervorzuhaspeln beginnt, bis die Biondetta, immer mit der heimlichen Zuversicht auf des Padrones gutes Herz, ihm mit klaren Worten den Sachverhalt mitteilt und versichert: „Wir werden ja ganz gewiß die Miete noch bezahlen, wenn der Padrone uns nur eine Frist geben will.“

Der schneidet eine Fratze und sieht sie aus eingekniffenen Augen an. „Nachbezahlen — wovon denn?

Etwa von dem Erlös des Grünzeugs, das du auf meinen Feldern holst und dir dann von mir abkaufen läßt?"

Sie wird rot, schämt sich und muß doch lachen — ein leises, kicherndes Lachen. Wie das die Großmutter hört, spitzt sie die Ohren. Lachen konnte die Biondetta! Und nun lacht auch der Padrone, da er doch wußte, daß sie die Miete nicht hatten. Lacht, statt zu wettern und zu fluchen! Die Alte reißt ob des Wunders den zahnlosen Mund von einem Ohr bis zum anderen auf, und dabei nickt sie in einem fort: „Die Biondetta — ja ja — ja — die Biondetta!"

„Ja, die Biondetta!" meint jetzt auch der Padrone und stellt sich so dicht vor das Mädchen hin, daß seine vierschrötige, breite Gestalt ihre feine, schmächtige streift. „Ja, das ist wohl so eine, die's faustdick hinter den Ohren hat. Was — Biondetta?"

„O nein, nein, nein!" wehrt die mit beiden Händen und weicht bis gegen die Wand vor dem Padrone zurück. Er kommt ihr nach, tritt abermals hart an sie heran, und sie muß ihm standhalten, ob sie sich schon lieber in die Wand hineindrücken möchte.

Er sieht's, und das Zwinkern in seinen Augen verstärkt sich, während sein Atem heiß über des Mädchens Gesicht streicht. Da ist sie wie eine Eidechse an ihm vorbeigeschlüpft und steht nun neben der Großmutter, sich gleichsam mit dem Knochengerüst der Alten deckend.

Der Padrone grinst. Das Manöver macht ihm Spaß. Und des Mädchens scheinbare Scheu und Sprödigkeit machten ihm auch Spaß. Die würde schon zutraulicher werden, wenn man's nur recht anfaßte. Die alte Hexe freilich durfte sie sich nicht als Schutzmauer vorbauen. Das Hindernis mußte erst aus dem Weg geräumt werden.

Er stemmt die Arme in die Seite und wendet sich

der Großmutter zu. „Also die Miete ist nicht beisammen. Schöne Geschichte das. Ich muß auch Zins zahlen und Pacht, und ein Vertrösten auf später gibt's da nicht."

„Oh — oh — oh —" stöhnt die Großmutter, „der Padrone ist so reich, und wir sind so arm! So eine arme Alte! Über achtzig! Und nichts für den Hunger und immer vor San Paolo um der Heiligen willen die Barmherzigkeit anrufen! Oh — oh — der Padrone wird auch barmherzig sein und Frist geben!"

„Frist — jawohl, bis morgen mittag geb' ich Frist. Seht zu, was Euch bis dahin vor San Paolo die Heiligen beschert haben. — Und du, Kleine, hast ja genug Gold auf deinem Kopf. So an die zehn Lire wär's vielleicht schon wert."

Zausend fährt er ihr mit plumpen Fingern durch das helle Gelock, und die Biondetta zuckt zurück, als habe der Leibhaftige seine Krallen nach ihr ausgestreckt.

Wieder lacht der Padrone. Dann schwenkt er sich auf dem Absatz herum, und ohne nochmals zurückzublicken, stapft er hinaus und die Treppe hinab.

Großmutter und Enkelin sehen sich an, als wollte eines vom anderen wissen, was denn nun werden würde. Das Mädchen seufzt — sie weiß es nicht.

Die Alte hebt langsam die zitternde Hand und deutet auf die blonde Pracht. „Zehn Lire, so hat er gesagt, ist's wert — und nach wächst's auch wieder."

„Nein — nein!" schreit die Biondetta und streckt die Arme zur Wehr vor sich hin, als wolle ihr einer mitsamt dem Haar gleich den Kopf vom Halse schneiden. „Nie — nie — niemals! Jedes einzelne meiner Haare gehört dem Lello, und niemals soll ein anderer daran rühren."

„Morgen nacht werden wir kein Dach überm Kopfe

haben, und ich muß elend im Straßengraben sterben und verderben," sagt die Großmutter. Dann nimmt sie den Rosenkranz und humpelt zur Tür. Sie will ihr Standquartier vor San Paolo aufsuchen. Vielleicht haben die Heiligen heute ein Einsehen und bringen irgend einen mildtätigen Fremden daher.

Die Biondetta ist allein. Auch sie wendet sich voll Inbrunst an die Heiligen, betet zu ihrer Schutzpatronin und betet zur Madonna, daß die doch helfen und sich ihrer erbarmen möge, denn mit ihrer Zuversicht zu dem guten Herzen des Padrone ist's vorbei. Sie hat Furcht vor ihm, regelrechte Furcht, und ganz entsetzt fährt sie zurück, als die Türklinke von behutsamer Hand niedergedrückt wird, und der Hauseigentümer sich noch einmal in das Stübchen schiebt.

Was will er denn schon wieder? Sie will nicht allein mit ihm sein. Sie fürchtet sich allein mit ihm. Sich vorwärts duckend will sie an ihm vorbei zur Tür hinaus, aber seine Arme, die sich um ihre Schultern legen, zwingen sie wieder zurück, und mit Gewalt hält er sie fest, als sie ihm abermals zu entschlüpfen sucht.

„Na, Kleine," fragt er, „hast du dir's überlegt, was ich dir von dem Gold auf deinem Kopfe gesagt habe? Meinst du, daß wir handelseinig werden? Ein Haarschneider bin ich nicht, aber im Golde wühl' ich gern herum."

Wieder zaust er ihr im Blondgelock, während seine andere Hand sie mit kecker Liebkosung festhält.

Mit aller Macht sucht sie sich ihm zu entwinden. „Laßt mich los, Signore, laßt mich los!"

Aber er läßt sie nicht. „Schrei nicht so!" sagt er und preßt ihr die Hand auf die Lippen. „Wozu erst schreien und dich spreizen? Zahm wirst du ja schließlich doch. Zahm ist noch eine jede geworden, sobald ich's

will. Du gefällst mir, Blonde, und meiner Treu, ich bin kein Knauser, wenn mir eine gefällt. Nun sei auch du nicht geizig, Närrchen, und gib mir einen Kuß!“

Seine Lippen, denen der Dunst des Weines entströmt, bei dem er drüben in der Osteria die Zeit bis zum Fortgang der Großmutter verbracht hat, pressen sich auf der Biondetta roten Mund.

Sie wehrt sich wie eine Verzweifelte, will aufschreien, doch sie bringt nur dumpfe, von den widerlich heißen Männerlippen halberstickte Laute hervor.

„Hilfe — Lello — Lello! Hilfe!“ gellt es endlich.

„Lello?“ fragt der Padrone. „Ist das dein Liebster etwa?“

„Mein Verlobter ist's. Mein künftiger Mann.“

„Also der Künftige doch schon in Sicht! Na, ich mißgönne dich ihm ja nicht. Sei doch nicht so zimperlich, ich will ja nur noch ein Küßchen von dir!“

Sie kann sich nicht wehren, sich ihm nicht entringen, aber ein Schrei gellt jetzt, als wäre des Mörders Dolch über ihr gezückt.

„Lello — Lello!“

Draußen auf dem vorletzten Treppenabsatz hört einer den Schrei — er, der Rafaello Bellucci, dem's einer heute morgen mit allerhand Ausschmückungen und Steigerungen in der Vigna erzählt hat, was für ein Unglück die Großmutter betroffen hat. Immerzu mußte er bei der Arbeit daran denken, was denn wohl werden würde, wenn sie die Miete nicht zahlen könnte, und auf einmal hat er die Hacke von sich geschleudert und stürmt davon — der Stadt zu. Immer ist's ihm, als hört' er die Biondetta ihn zur Hilfe herbeirufen.

Und nun ruft sie ihn wirklich.

Der gelle Aufschrei trifft ihn wie ein Schlag vor

den Kopf. Alles bewußte Denken wird davon erschlagen, und nur eine wilde, rote Blutwelle schießt ihm ins Hirn.

Mit ein paar Sätzen ist er die Stiege vollends hinauf, stößt die Tür zum Stübchen auf, und wie ein geschmeidiger Panther sich auf einen Elefanten wirft, so ist der Lello gegen den Padrone losgesprungen und schlägt ihm die Nägel in die Kehle ein.

Der Padrone wird blutrot im Gesicht unter den würgenden Fäusten. Seine Hände geben das Mädchen frei und wenden sich gegen den Angreifer. Der aber läßt sich nicht abschütteln. Mit Händen und Füßen und Zähnen hat sich sein sehniger, schmächtiger Körper an der herkulischen Gestalt des anderen verbissen und verkrampft. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod. Die Biondetta sieht's und wirft die Arme empor.

„Lello, Lello, bring ihn nicht um!“ schreit sie. „Wenn die Karabinieri kämen und dich abführten, ich wär' ja gleich auf der Stelle tot. Bring ihn nicht um! Er hat mir ja nichts getan. Es — war ja nur — ein Spaß —“

„Und für den Spaß soll er zur Hölle fahren!“

Nur einen Augenblick haben seine Hände ihren mörderischen Griff gelockert, der Augenblick genügt dem Padrone. Mit allem Aufgebot seiner brutalen Kraft schleudert er den Burschen zu Boden und läßt die geballte Faust wie einen Schmiedehammer auf den schwarzlockigen Kopf herniederschmettern. Doch der Lello empfängt nicht die volle Wucht des Schlages, der ihm wohl für alle Zeiten das Wiederaufstehen verleidet hätte. Die Biondetta hat sich dazwischen geworfen und das bedrohte Haupt mit ihrem Arm geschützt.

Nun kommt ein ächzender Schmerzenslaut von

ihren Lippen, und wie gebrochen fällt ihr der Arm herab.

„Mörder!“ schreit der Lello und ist schon wieder emporgeschnellt, sich von neuem auf den anderen zu werfen. Jetzt erst erkennen Arbeiter und Arbeitgeber einander. Einen Atemzug lang starren sie sich ganz verblüfft an, dann kommt bei dem Padrone die lodernde Wut. Dem Lello aber gesellt sich zu der eifersüchtigen Raserei des Augenblicks der von lang her genährte Haß gegen den reichen Pächter, der seine Leute schindet, wo er nur kann. Mit einem aufbrüllenden Laut hat er blitzschnell das Messer aus der Tasche gerissen.

„Du Hund, du Bestie!“

Doch der Padrone ist noch schneller als er. Er kommt der drohenden Bewegung zuvor, zwingt aus des Burschen Faust das Messer und hält die scharfe Klinge nun gegen ihn selbst gezückt. Allein er stößt nicht zu. Bei aller Wut behält er doch noch so viel Überlegung, daß ein Totschlag selbst in der Verteidigung unter allen Umständen mit lästigen Scherereien verknüpft ist, und so begnügt er sich damit, den Burschen abermals zu Boden zu schleudern, ihm mit aller Wucht das Knie auf die Brust zu drücken, und das Messer ihm gegen die Kehle haltend schäumt er: „Du Bandit, du Schuft, dich könnt ich jetzt abstechen wie ein Schwein!“

Da geschieht genau das, was er selbst vermeiden will: die Biondetta alarmiert die Polizei. Sie hat das Fenster aufgerissen, biegt sich halben Leibes hinaus und schreit, gellt es auf die Straße hinab: „Zu Hilfe! Karabinieri — zu Hilfe — Hilfe! Er sticht ihn tot. Hilfe!“

Und das Ungewöhnliche ist wirklich der Fall, ein Wächter der öffentlichen Sicherheit, der in der Regel nie da zu finden ist, wo man ihn gerade braucht, geht

in seiner koketten Uniform, mit dem roten Federbusch auf dem Hut, gravitätisch gerade dem Hause gegenüber auf dem Bürgersteig hin und her. Er gerät bei dem Alarmruf nicht sofort aus seiner schönen Ruhe, läßt zunächst mit einem Feldherrnblick die Augen an dem Hause hin und her schweifen, aus dessen Dachfenster noch einmal der Hilfeschrei gellt, reckt sich in der geschmeidigen Taille auf, macht eine scharfe Schwenkung und marschiert nunmehr im Geschwindschritt über die Straße — dorthin, wo man seiner bedarf. Andere, die gleichfalls den Hilferuf vernommen, rennen ihm nach. Wie die wilde Jagd geht's die Treppen hinan, aus allen Türen des Hauses drängen weitere Neugierige herzu, und vor der offenen Tür des Dachstübchens steht händeringend die Biondetta, steht hinter ihr der Padrone und hält den Lello, der wie ein wildes Tier um sich stößt, mit eisernem Griff im Genick gepackt.

„Im Namen des Gesetzes!" sagt der rotbebuschte Hüter der allgemeinen Ordnung, legt die Hand an die Waffe und pflanzt sich vor der Gruppe auf. „Was geht hier vor?"

„Schafft den Kerl auf die Polizei," sagt der Padrone und stößt dem Schutzmann den Burschen zu. „Er hat mich mit dem Messer bedroht, weil ich mir meine Miete einfordern will, um die mich das Lumpenpack betrügt."

„Lüge!" brüllt der Lello auf.

„Das ist nicht wahr!" schluchzt die Biondetta. „Der Lello kam dazu, wie der Padrone — er hat — er wollte —"

Scham schließt ihr die Lippen, und Verzweiflung löst sie ihr wieder, als sie sieht, wie sich des Schutzmanns Hand schwer auf des Geliebten Schulter legt.

„Küssen wollte mich der Padrone, und das wollte der Lello nicht leiden.“

„Küssen!“ Der Pächter schlägt eine tolle Lache auf. „Das ist nicht übel ausgedacht — hahaha! Augen gemacht hat mir die gelbe Hexe, und wie sie's merkte, daß ich nicht willens war, mich auf diese Art um meine Miete bringen zu lassen, da hat sie dem Kerl, der draußen auf der Lauer lag, das Signal gegeben, und der Bandit ist mit dem Messer über mich hergefallen.“

„Der Hund!“ knirscht der Bursche und die Augen quellen ihm aus den Höhlen hervor, seine Hände fahren zuckend durch die Luft. „Vermaledeiter Lügner!“

„Ruhe!“ gebietet der Beamte, packt den Rasenden fester und stößt ihn zur Treppe hin. „Auf die Questura mit dir — dort wird sich's zeigen, wer hier lügt!“

Auf die Questura — das Schreckwort, dahinter der besitzlose Italiener, einerlei ob er sich im Unrecht weiß oder nicht, gleich das Gefängnis und die Galeere wittert. Wie eine Katze duckt sich der Bursche ein, um sich dem Griff zu entwinden. Allein der wohlgeübte Polizist hält fest, und jetzt taucht auf der Treppe noch ein zweiter roter Federbusch auf. Da läßt der Lello das nutzlose Sträuben, und nur ein funkelnder Blick ohnmächtigen Hasses trifft den Padrone, der wohlgefällig zusieht, wie die beiden Männer den Burschen in ihre Mitte nehmen.

Die Biondetta steht wie entgeistert. Auf einmal liegt sie vor den Sicherheitswächtern auf den Knieen. „Nicht auf die Polizei mit ihm, Signori! Er hat nichts Böses gewollt. Nur schützen wollte er mich gegen den Padrone, und ich weiß nicht, wie ich mich vor ihm hätte retten sollen, wenn der Lello nicht dazugekommen

wäre. Die Heiligen wissen's, daß das die lautere Wahrheit ist. Gnade, Signori, nicht auf die Polizei mit ihm!"

Beide Polizisten sind nicht unempfänglich für das rührend holdselige Bild, das die Biondetta in ihrer Verzweiflung bietet. Es klingt wie tröstend, als der eine wiederholt: „Auf der Polizei wird sich's ja herausstellen, wer im Unrecht ist."

„Ja, und die Betteldirne nehmt nur gleich mit und gebt auch ihr freies Nachtquartier," schreit der Padrone. „Nicht eine Stunde länger dulde ich das Betrügerpack in meinem Hause. Und mit dem Lumpenkrempel, an dem ich mich für meine Miete schadlos halte" — er deutet auf die wenigen Möbelstücke im Stübchen drinnen — „da mögen sie dann auf der Vigna das Ungeziefer ausräuchern."

„Eine Schande!" ruft einer aus dem Haufen der Gaffer, die Hausflur und Treppe füllen. „Eine Schande!" rufen andere nach. „Der Padrone hat ein Herz von Stein, und was er von der Biondetta sagt, das ist nicht wahr. Wir alle kennen die Biondetta. Die macht keinem Augen und tut nichts Unrechtes. Der Padrone aber — warum hat er drüben in der Osteria am Fenster gesessen und roten Genzano getrunken, bis er die Großmutter fortgehen sah? Was hat er mit der Biondetta vorgehabt?"

„Hund — elender!" schäumt der Lello, und kaum gelingt es den Polizisten, ihn von dem Pächter zurückzuhalten. Da reißt sich der Bursche mit der freigezwungenen Linken unter dem Hemd hervor ein an einer Lederschnur hängendes Beutelchen und zerrt es mit den Zähnen voneinander. „Die Miete werf' ich dem Schuft vor die Füße. Fort sollen sie noch heute aus seinem Haus, aber er soll sie nicht 'rauswerfen,

die zehn Lire zahl' ich ihm, und das andere — soll er mir bezahlen!"

Es klirrt hell in dem aufgezerrten Beutelchen und schimmert blitzend hervor. Ein Ausruf höchster Verblüffung kommt von den Umdrängenden, als sie gewahren, welche Schätze der arme Teufel von Weinbergarbeiter bei sich führt.

In des Pächters Augen aber funkelt es tückisch, und er ruft: „Da ist's ja erwiesen, daß er nicht bloß ein Mörder, sondern auch ein Räuber ist. Auf die Galeere mit ihm, wo so ein Bandit hingehört!"

Die Polizisten wechseln einen bedeutsamen Blick miteinander.

„Wo hast du das Geld her?" fragt barsch der eine.

Der andere faßt nach dem Beutelchen. „Das wird mit Beschlag belegt, bis du dich über den rechtmäßigen Besitz ausgewiesen hast."

Wie das blanke Gold in des Polizisten Hand hineinklirrt, brüllt der Bursche auf wie ein zu Tod getroffenes Tier. „Mein Erspartes ist's! Zwei Jahre hab' ich daran gespart. Wenn ich hundert Lire beisammen hatte, wollt' ich heiraten. Ich hab' die hundert Lire jetzt beisammen. Mein Geld gebt mir!"

„Hundert Lire!" höhnt der Padrone. „Daß er sich die nicht von seinem Lohn zusammensparen kann, weiß keiner besser wie ich, denn der Kerl steht seit Jahr und Tag bei mir in Arbeit. Aber in der Campagna wird oft ein Fremder ausgeplündert."

„Vorwärts — marsch!" kommandieren die Polizisten, stoßen den Burschen die Stufen hinunter, und von hinten hilft der Padrone nach.

„Lello — mein Lello!" ächzt die Biondetta und drängt sich an seine Seite.

Er beißt sich in die Lippen, daß es blutigrot unter

den blanken Zähnen hervorrieselt. Ein Wort sagt er nicht mehr. Erst als sie drunten vor der Haustür angelangt sind, wendet er den starren Blick dem verzweifelten Mädchen zu und würgt hervor: „Geh hinauf.“ Und wie sie außer sich den Kopf schüttelt und die gefalteten Hände gegen ihn ausstreckt, wiederholt er's, und der Atem stößt ihm keuchend aus der Brust: „Geh hinauf. Ich will's nicht, daß du mitläufst. Ich — will's nicht —“

Sie haben ihn zum Haus hinausbefördert, und das Mädchen wagt es nicht, seinem Willen entgegen ihm zu folgen. Der Jammer macht sie fast besinnungslos. Die Arme gegen die Wand gespreizt, lehnt sie am Türpfosten wie eine Gekreuzigte.

Die Hausbewohner suchen ihr zuzureden. Viel Hoffnung, daß der Lello auf der Polizei heiler Haut davonkommt, hat keiner. Wenn ein reicher Mann gegen einen armen Teufel aussagt, sieht's von vornherein mißlich aus, und vollends das Bedenkliche mit dem vielen Geld, das der Lello bei sich geführt! — Aber trotzdem — vielleicht half ihm die Madonna aus der Not!

Eine Weile läßt die Biondetta taub und fühllos den Strom der Worte über sich hinrauschen, dann schlägt eines, das immer wiederkehrt, an ihr schmerzvergehendes Empfinden an wie eine Rettungsglocke — die Madonna.

Ihre gefalteten Hände pressen sich gegen die Brust, und plötzlich stürzt sie zum Haus hinaus und rennt die Straße entlang. Nicht in der Richtung, in der sie den Lello abgeführt, sondern entgegengesetzt nach San Paolo zu.

Im Vorhof des alten, herrlichen Gotteshauses sitzt auf ihrem angestammten Treppenplatz die Großmutter.

Sie hat die Kniee hochgezogen, den Kopf darauf hinabgebeugt und ist über ihrem Rosenkranz, den sie noch zwischen den Fingern hält, fest eingeschlafen. Die Biondetta huscht an ihr vorüber in die Kirche hinein.

In einem der Seitengänge wirft sie sich vor dem Altar der wundertätigen Mutter Gottes auf die Kniee.

„O Madonna, hilf, hilf ihm!“ betet sie nur immer wieder und wieder. Voll verzehrender Inbrunst hangen ihre Augen an dem Bilde der Gebenedeiten. Mit Gold und Edelsteinen war es geschmückt — lauter Opfergaben solcher, die Dank brachten für gewährte Hilfe, oder diese Hilfe sich erst erflehen wollten. Ja, wer so etwas ganz besonders Herrliches darbrachte, das Schönste und Kostbarste, das er besaß, dem neigte sich die Madonna gewiß in besonderer Huld. Sie aber hatte nichts, gar nichts, was sie darbringen konnte. Nicht einmal eine Kerze konnte sie ihr weihen. Oder doch? Im Strohsack ihres Bettes versteckt war ja der Erlös für ihr Grünzeug. Sechs Lire hatte sie beisammen, und mit dem, was der Padrone ihr gestern geschenkt, waren's sogar sieben. Dabei gab's beim Wachshändler gewiß eine schöngeschmückte Kerze. Aber was wollte all den funkelnden Juwelen gegenüber auch die dickste Kerze bedeuten! Ja, hätte sie Besseres gehabt, etwas, das den geweihten Schätzen gleichwertig war —

„Das Gold auf deinem Kopfe ist mir mehr wert als alle Schätze der Banca d'Italia —“

Daß ihr Lellos Worte plötzlich einfielen. Unwillkürlich tastet ihre Hand nach den blonden Zöpfen, die wie eine Krone um ihre Stirn liegen, und dabei murmelt sie wieder ihr: „Hilf, Madonna, gnadenreiche Königin, hilf dem Lello!“

Das Gold auf ihrem Kopfe! — Der Gedanke läßt sie nicht wieder los. Ihr wertvollster Besitz, an dem

sie, weil ihn der Lello so liebt, selber hängt — sie weiß jetzt erst wie sehr. Tief neigt sie sich auf die Altarstufen hinab. In ihr tobt ein heftiger Kampf.

„Um der Liebe deines Sohnes willen — um der Liebe willen —“ betet sie und erhebt sich langsam von den Knieen. Auf dem lieblichen Gesicht liegt ein großer, heiliger Entschluß. Voll kindlich vertrauenden Glaubens blickt sie noch einmal zur Madonna empor, dann geht sie mit langsamen Schritten durch eine der kleinen Seitenpforten aus der Kirche.

Draußen im Vorhof bieten Händler neben Rosenkränzen und geweihten Amuletten allerhand Kleinkram feil. Zu einem, den sie kennt, tritt die Biondetta heran. Sie will nichts kaufen, sich nur für ein paar Minuten etwas borgen. Was sie denn damit wolle, fragt der Mann.

Sie gibt keine direkte Antwort, sagt nur, immer mit dem heiligen Glauben im Blick: „Um der Madonna willen! — Ich bring's gleich zurück.“

Da leiht er ihr, um was sie ihn gebeten, und sie verschwindet wieder hinter der Kirchenpforte.

Ein paar Minuten später kommt sie wieder zum Vorschein und reicht dem Händler die geliehene Schere zurück. Er nickt, legt sie in den Kasten und weiß dabei nicht gleich, was ihn an der Biondetta so fremd berührt. Vielleicht, daß sie noch mehr als sonst wie eine kleine Heilige aussieht mit dem losen goldenen Haar, das wie eine breite Gloriole das Gesichtchen umstrahlt. Plötzlich schreit er auf: „Die Zöpfe, du hast die schönen Zöpfe abgeschnitten!“

Die Biondetta schauert zusammen, drückt die Hände vor die Augen und schleicht mit schweren Füßen dorthin, wo noch immer die Großmutter hockt.

Die hat sich wieder ermuntert, starrt aus blöden

Augen vor sich hin, und wie sie die Enkelin erkennt, spreizt sie stöhnend die leeren Hände empor. „Noch keinen einzigen Soldo heute von der Barmherzigkeit.“

Da schluchzt die Biondetta auf, kauert sich vor der Großmutter nieder und preßt den Kopf in ihren Schoß. „Die Madonna wird helfen — jetzt wird sie ganz gewiß helfen!“

„Ja, ja, die Madonna,“ murmelt die Alte und streichelt über des Mädchens Kopf. Dann plötzlich ein Tasten, Suchen, ein Stottern. „Deine Zöpfe — wo sind denn deine Zöpfe hin?“

Am heiligen Gewand der wundertätigen Mutter Gottes hangen sie zwischen all dem blitzenden Edelgestein wie eine fließende Schärpe aus gesponnenem Golde.

Und vor dem Marienbildnis, dem sie ihr Kostbarstes geopfert, kniet die Biondetta nun Tag für Tag, Tag für Tag, während sie den Lello in Untersuchungshaft immer noch festhalten.

Die Beweisaufnahme sei noch nicht geschlossen, hatte ihr einer der Wärter gesagt, als sie's schließlich nicht mehr ertrug und dorthin eilte, wo sie ihn festhielten. Die Beweisaufnahme! Was wollten sie ihm denn beweisen, als daß er unschuldig war wie die Sonne am Himmel droben. Daß er im vollen Rechte war und jeder im gleichen Falle so gehandelt hätte. Sie konnten ihn doch nicht ins Gefängnis werfen, bloß weil er arm war, und der Padrone ein reicher Mann — so viel grausame Ungerechtigkeit konnte es doch auf der Welt nicht geben!

Der Beamte, dem sie das alles klagt, zuckt die Schultern. „Ich kann nichts tun in der Sache. Ich bin nicht der Präfekt.“

Der Präfekt — der also konnte ihn freigeben, tät's

vielleicht, wenn ihn jemand fußfällig darum bäte. Sie denkt's in einem fort, während sie in den Straßen hin und her irrt. Sie war nur selten in der inneren Stadt, weiß wenig dort Bescheid. Zehnmal möchte sie nach der Präfektur fragen und traut sich nicht. Und was half es ihr denn, wenn sie auch den Weg dahin wüßte, hinein wagte sie sich doch nicht. Der Präfekt war doch auch nur für die Reichen da.

Müde gegen eine Hausecke gelehnt, starrt sie auf das Straßenschild, das hinauf zum Kapitol weist, und geht dann mechanisch weiter, erst die enge Gasse entlang und dann den breiten Stufenweg empor. Was sie droben will, weiß sie nicht. Die Zeit hinbringen, denn was soll sie wohl daheim. Sie haben ja kein Heim mehr. Noch am selben Tage, als der Lello abgeführt wurde, haben sie aus ihrem Dachstübchen hinaus gemußt. Ihr bißchen Hausrat mitzunehmen, hatte ihnen übrigens niemand verwehrt, und mit dem armseligen Gerümpel standen sie nun da und wußten nicht wohin. Da hatte sich die Signora Caterina ihrer erbarmt und ihnen in ihrer Hütte draußen auf der Via Appia einen Winkel eingeräumt — als Nachtlager, wie sie betont und damit deutlich gemacht hatte, daß sie ihre Gastfreundschaft nicht auch tagsüber ausgenützt wissen wollte. Ihr heimlich Erspartes zu nehmen und dafür ein eigenes Stübchen, und wär's nur das erbärmlichste, zu mieten, das kam der Biondetta nicht einen Augenblick in den Sinn. An das Geld durfte jetzt weniger denn je gerührt werden. Wer weiß, wozu das noch einmal helfen mußte, wenn der Lello wieder freikam.

Kam er denn überhaupt wieder frei, oder hielten sie ihn im Kerker fest, eingesperrt hinter eisernem Gitter, wie dort das arme Tier, auf das sie voll brennenden Mitleids starrt — die Wölfin auf dem Kapitol, das

lebendige Wahrzeichen Roms? Die Biondetta weiß nichts von Romulus und Remus und ihrer vierfüßigen Amme, aber daß es von alters her Brauch ist, auf dem Kapitol eine Wölfin eingesperrt zu halten, das weiß sie, und das Herz krampft sich ihr zusammen, wenn sie in dem höhlenartigen Verlies das Tier mit hängendem Kopfe hin und her schleichen sieht. Immer hin und her.

Wenn auch der Lello so in seinem Gefängnis hin und her irrte! — Sie schlägt die Hände vor die Augen und hastet an dem gefangenen Tier vorbei.

Nun ist sie droben auf dem Kapitol. Die Mittagssonne brennt auf den freien Platz herab, und sie sieht sich nach einem schattigen Winkel um, wo sie ein Weilchen niedersitzen kann. Dort drüben unter den Säulen des mächtigen Gebäudes, zu dem das Portal weit geöffnet ist, da mußte es kühl sein. Leute kommen heraus, andere gehen hinein, Fremde, die wohl etwas besichtigen wollen. Jetzt kommen wieder zwei, sie sprechen Italienisch, wenn auch mit ausländischem Ton. Sie tragen große Schlapphüte und scheinen Künstler zu sein.

„Das kapitolinische Museum war mein erster Gang, als ich nach Rom kam," sagt der eine, „nun soll's auch mein letzter sein. Ich will Abschied von meiner Göttin nehmen."

Der andere nickt schweigend dazu, und sie durchschreiten das Portal. Die Biondetta faßt sich ein Herz und geht ihnen nach. Der Türhüter mißt sie von Kopf zu Fuß, doch läßt er sie vorbei.

Kühl weht's ihr aus der weiten Halle entgegen, und sie zieht mit geöffneten Lippen den erfrischenden Lufthauch in sich hinein. Statt auf die Marmorgruppen, die die Halle füllen, blickt sie den beiden Fremden nach, die den Gang hinunter zur Treppe gehen, die ins obere

Stockwerk führt. War da oben die Göttin, von der der eine gesprochen? Eine Madonna vielleicht, zu der er noch einmal beten wollte?

Scheu und ängstlich schleicht sie gleichfalls zur Treppe hin und folgt den zweien in ihren Samtjoppen und den Schlapphüten droben von Raum zu Raum. Selbst ihr naives, künstlerisch völlig ungeschultes Empfinden begreift etwas von der erhabenen Schönheit, die ihr hier aus schimmernden Marmorbildnissen auf Schritt und Tritt entgegenleuchtet. Die Art, wie die beiden vor ihr vor dieser oder jener Gruppe stehen bleiben, gibt ihr die Schätzung für den größeren oder geringeren Wert des Kunstwerks. Jetzt waren sie wohl vor etwas ganz besonders Herrlichem angelangt. Wie in Ehrfurcht neigt sich der eine, der vorm Scheiden stand, vor der Herrlichen, die in leuchtender Hoheit auf ihrem Postamente thront.

„Salve — ich grüße dich, du holde Göttin der Schönheit und der Liebe!“

Leise schleicht die Biondetta herzu. Sie stand vor der berühmten kapitolinischen Venus.

An eine der Säulen gedrückt, sich halb dahinter verbergend, steht das Mädchen da und starrt die hehre Göttin an.

Die beiden Künstler haben sie plötzlich gewahrt, und das lebendige Schönheitsbild drängt für Augenblicke das Interesse für das leblose zurück. Sie wechseln ein paar halblaute Worte, dann tritt der Scheidende zu der Biondetta hin, und auf die Venus deutend nickt er ihr zu.

„Sieh sie dir nur an!“ sagt er. „Ehedem haben deinesgleichen ihr rote Rosen gestreut. Du könntest das heute noch tun, denn sie hat's gut mit dir gemeint, sie hat dich reich bedacht mit ihren Gaben.“

Das Mädchen versteht den Sinn der Worte nicht, doch daß Bewunderung für ihre eigene Schönheit aus den Künstleraugen leuchtet, das versteht sie, und sie wird rot wie die Blüten, die blühende Jugend einstmals auf den Altären der Liebesgöttin geopfert.

Sekundenlang weidet sich der fremde Künstler an ihrem Staunen, dann erfaßt er ihre Hand und sagt: „Addio — das alte und das neue Rom! Addio, du kleine Biondetta! Die Göttin der Liebe wird dich behüten!“

Seine Hand ist zurückgeglitten, die beiden sind im Nebenraum verschwunden. Die Biondetta steht allein und starrt auf ihre Rechte, um die sie noch den Druck der warmen Männerhand zu spüren meint. Sie starrt aber auch auf das, was diese Hand in der ihren zurückgelassen: ein blankes goldenes Zwanziglirestück.

War das ein Irrtum, hatte er sich nur vergriffen, mußte sie den beiden nach, den Irrtum aufzuklären? Nein, nein — kein Irrtum! „Die Göttin der Liebe wird dich behüten,“ hatte er gesagt, und um jener Göttin willen hatte er sie so beschenkt, als ob er ein König wäre.

Noch einmal schaut sie zu dem Marmorbildnis empor, dann drängt sie's fort aus den Sälen mit ihrer kalten, toten Schönheit, hinaus in die Sonne, in das lebendige Leben. Wie von Flügeln getragen eilt sie dahin. Solch eine beschwingte Freude ist in ihr und solch eine Zuversicht, daß doch noch alles gut würde für sie und für den Lello. Mit den Augen ihrer Sehnsucht sieht sie ihn so deutlich, daß sie meint, ihn mit Händen fassen zu können. Und frei sieht sie ihn, und seine Arme strecken sich ihr entgegen.

Immer wähnt sie diese ausgebreiteten Arme zu sehen, die nach ihr verlangen, während sie den weiten

Weg bis nach San Paolo dahineilt und, als sie dort die Großmutter nicht mehr auf den Kirchenstufen findet, auch noch das letzte Stückchen bis zur Hütte der Signora Caterina.

Die Caterina ist nicht daheim, auch die Großmutter ist nicht in der unverschlossenen Hütte. Aber dort, wo in der Ecke neben dem Herd die Bank steht, erhebt sich jetzt einer, der gesenkten Kopfes dort gesessen.

„Lello — Lello!“

Die Hütte hallt wider von ihrem jauchzenden Schrei. Wie stumm und starr er dort steht, wie finster seine Augen blicken, kommt ihr nicht zum Bewußtsein. Mit erhobenen Armen stürzt sie auf ihn zu und achtet es nicht, wie das so krampfhaft gehütete Goldstück ihrer Hand entgleitet. Aufklirrend fällt es auf den hartgestampften Boden und rollt blinkend über den Estrich dahin.

Des Burschen Blick geht der fallenden Münze nach. Ohne einen Soldo wären sie, haben die ihm gesagt, von denen er's erfahren, wo er Großmutter und Enkelin finden würde. Wie kam sie nun zu dem Gelde?

„Lello,“ jauchzt sie und hängt an seinem Halse — „sie haben dich freigegeben!“

Jetzt hält auch er sie in den Armen, doch nur einen Augenblick, dann schiebt er sie von sich, sieht sie wieder voll der finsteren Verbissenheit an. Auf einmal wandelt sich der Ausdruck seines Gesichts. Erschrocken, fast verstört beugt er sich gegen das Mädchen vor, seine Hände zucken nach ihrem Kopf. „Dein Haar — wo hast du dein Haar?“ schreit er auf.

Mit gesenktem Köpfchen und gefalteten Händen steht die Biondetta da. Sie hat's ja gewußt, wie es ihn treffen würde.

Doch nein, sie hatte es nicht gewußt. Der Bursche

ist plötzlich wie ein Wilder, als er's begriffen hat, daß die schwere Flechtenpracht der Schere zum Opfer gefallen. Wie eine Geschändete kommt sie ihm vor. Wer hat das getan? Und warum ist's geschehen? Da sieht er wieder das Goldstück, das dort am Boden liegt. Höhnisch scheint's ihn anzugrinsen, scheint ihm Antwort zu geben auf das, was in ihm rast.

„Verkauft! Um zwanzig Lire dein Haar verkauft! Das hast du mir antun können!"

Auf ihre Schultern herab fallen seine Fäuste, seine schmerzergrimmte Liebe hat sie geschlagen, daß sie fast in die Kniee bricht. Aber sie weicht nicht schaudernd zurück vor seiner Mißhandlung, nur schwere Tränen drängen aus ihren Augen hervor, und ihre zitternden Hände suchen seine rasenden festzuhalten.

„Lello — lieber, lieber Lello —"

„Das hast du mir angetan!" knirscht er. „Dein Haar verkauft! Nein, dich selber hast du verkauft um zwanzig Lire — so ist's!"

„Nein, o nein," ruft sie. „Nicht verkauft. Ich hab's der Madonna geweiht, daß sie dir helfen soll."

„Hat's dir die Madonna auch gleich bar bezahlt?" höhnt er und deutet auf das Gold am Boden hin.

Jetzt erst versteht sie recht, was ihn am meisten außer sich gebracht hat. Sie lächelt unter Tränen wie ein Kind und hebt das Goldstück auf. „Das ist ein besonderes Glück, was mir heute widerfahren ist. Vor acht Tagen aber, als sie dich abgeführt hatten, und ich so ganz verzweifelt war, da hab' ich mein Haar in San Paolo der Madonna geopfert. Lieber, lieber Lello, sei mir doch nicht bös!"

Es ist etwas in ihrem Gesicht, daß er ihr glauben muß, und er ist ihr auch nicht länger bös. Aber in seinen Augen beginnt's zu brennen, und er drückt

die Fäuste dagegen, die glühenden Tropfen zu ersticken.

Die Biondetta schmiegt sich an ihn und tröstet: „Großmutter meint, es wird bald wieder wachsen. Gönn's der Madonna, Lello. Sie hat ja doch geholfen! Du bist ja wieder frei!“

„Jawohl,“ sagt er und lacht grimmig auf. „Mich haben sie laufen lassen, mein Geld aber haben sie behalten. In seiner Tasche ist's, mein ganzes sauer Erspartes. Wie sie mich fragten, ob ich zwei Monate ins Gefängnis wollte oder dem Padrone als Sühnegeld hundert Lire zahlen, da hab' ich die hundert Lire hingegeben, weil ich verrückt geworden wäre, wenn ich hätte denken müssen, er weiß mich zwei Monate in Sicherheit und kann dir nachstellen. Aber ich schenk's ihm nicht!“

Eine wilde Flamme rachsüchtigen Hasses zuckt aus den dunklen Augen.

Die Biondetta aber ruft: „Es wird ihm keinen Segen bringen. Du bist frei, das ist die Hauptsache. Laß ihm das Geld. Gräm dich nicht darum.“

„Und daß es nun aus ist mit dem Heiraten, darum grämst du dich nicht?“

Sie wird sehr blaß, ihre Lippen zucken ein paarmal ohne Laut, bevor sie ganz leise fragt: „Warum muß es denn aus sein?“

„Warum?“ Das böse Lachen klingt wieder. „Gelüstet's dich in die Sabiner Berge hinaus mit einem Felsenloch als Wohnung und einem Reisighaufen als Bettstatt?“

„Ich ginge überall hin mit dir,“ sagt sie und lächelt ihn an. „Aber braucht's denn gleich in die Sabiner Berge zu sein? In der Campagna gibt's Hütten genug.“

„Margherita!“ Sie erschauert, wie er ihren richtigen Namen ruft, bei dem er sie noch nie zuvor genannt.

Und dann hält er sie in seinen Armen und küßt sie, daß sie fast vergeht. Wie mit Gewalt reißt er endlich seine Lippen von den ihren los und drängt sie hin zur Tür.

„Komm — hinaus!“

Zwischen den hohen Hecken des schmalen Seitenwegs, der zur Via Appia hinüberführt, gehen sie Arm in Arm dahin. Erst schweigend, noch unter dem Bann des heißen Augenblicks, vor dem sie geflüchtet. Dann beginnen sie ganz vernünftig zu reden wie zwei, die sich die Möglichkeiten überdenken, unter denen sich trotz ihrer Bettelarmut doch ein gemeinsamer Hausstand gründen läßt. Das armselige bißchen Hausrat, das der Großmutter gehört, mußte für den Anfang eben genügen, und wenn jeder das Seinige zu verdienen sucht, würde es auch nicht gerade zum Hungerleiden kommen. Aber eine Wohnung — zwei Räume, und wenn's nur die allerkleinsten Kämmerchen wären, mußten sie doch wegen der Großmutter haben.

Da hebt die Biondetta triumphierend ihr Goldstück empor und erzählt ihm jetzt genau, wie sie dazu gekommen ist.

Der Bursche aber vermag sich nicht an der Tatsache zu erfreuen, daß einem die Biondetta gar so gut gefallen habe. Eifersüchtig blitzt es in seinen Augen auf, und fast sieht sich's an, als hätte er nicht übel Lust, ihren Schatz ins weite Feld hinauszuschleudern. Allein das Mädchen springt zur Seite und drückt die eingezogene Hand fest zusammen.

„Sei kein Narr, Lello! Morgen ist er schon weit und kommt niemals wieder. Er hat's mir ja auch gar nicht geschenkt, die Göttin der Liebe ist's gewesen.“

—

Daß der fremde Künstler niemals zurückkommt, ist dem Burschen offenbar weit beruhigender als der Gedanke an die Göttin der Liebe, und so gibt er sich zufrieden.

Von ihren heimlichen Ersparnissen sagt ihm die Biondetta noch nichts, die Überraschung behält sie sich noch vor und lächelt glücklich in sich hinein, während sie zur Via Appia einbiegen. Wie ein zerrissenes, staubgraues Band zieht sich die alte Gräberstraße durch die öde Landschaft, Trümmer von allen Seiten, verfallene Reste längstgestorbener Jahrhunderte. Wo einst ein fruchtbar lachendes Gefilde sich gedehnt und auf breiter Kunststraße mit ihrem Sklaventroß die Reichen dahinzogen, wenn sie ihre Paläste am Meeresstrand aufsuchten, nun starrende Armut und fieberdurchseuchtes Elend.

Vielleicht empfindet der Bursche ein Auflehnen gegen das Schicksal, das ihn selber dem Sklaventroß des Elends zugesellt, der hier draußen an der Weichbildgrenze der ewigen Stadt sein Pariadasein fristet — so gut oder schlecht, wie's eben geht. Finster starren seine Augen.

Das Mädchen aber schaut hellen Blickes um sich, deutet mit erhobener Hand zur Seite hinüber und lächelt: „Dort wohnen welche."

Sein Blick folgt ihrem deutenden Finger. Nicht Haus noch Hütte weit und breit, und doch — dort wohnen welche! Wo neben dem verfallenen Mauerbogen des alten Aquädukts aus der sonnverbrannten kahlen Rasenfläche der Erdhügel herausschwellt, da schlängelt sich, dem Hügel entsteigend, ein dünnes Rauchwölkchen in die Luft, das Zeichen der Herdflamme, die dort entzündet ist.

„Wollen wir hingehen?" fragt die Biondetta und

schiebt die kleine braune Hand fester unter des Geliebten Arm.

Er antwortet nicht, doch geht er mit ihr zu dem Hügel hinüber, der sich beim Näherkommen als eine Art Erdhöhle darstellt, deren halbvermorschte Tür weit offen steht. Auf den Zehenspitzen hebt sich die Biondetta empor, um besser hineinspähen zu können. Es war nicht die erste Höhlenwohnung, die sie sah, doch sie war allezeit achtlos daran vorübergegangen mit dem leisen Hochmut derer, die noch ein festgezimmertes Dach über ihrem Kopfe haben. Jetzt aber entgeht ihren spähenden Blicken nichts. Ein in die Erde gegrabener Raum von der Größe eines kleinen Stübchens, Decke und Wände mit Schilfrohr ausgefüttert, der Boden mit Rasenstücken belegt. Gleich an der Tür, aus rohen Feldsteinen aufgeschichtet, der Herd, in der Mitte ein alter Tisch mit ein paar Stühlen davor, eine wurmzerfressene Truhe zur Seite, und an der Hinterwand die armselige Lagerstatt. Aber wie erbärmlich sich auch alles ansah, wie laut die Armut jedem entgegenschrie — nach Verkommenheit sah es nicht aus. Vielfach geflickt und neben den Flicken immer wieder eingerissen war das Laken, das die Lagerstatt deckte, doch es schimmerte weiß wie das fadenscheinige Hemd der Frau, die am Herd stand und über dem Feuer in irdenem Tiegel die Polenta rührte.

Das alles sah die Biondetta, nickte lächelnd zu der Frau hinüber, bog ihr Köpfchen gegen des Liebsten Schulter und sagte: „Eigentlich haben sie's ganz gut hier.“

Seine Antwort war ein kurzes Auflachen, dann rief er zu der Höhle hin: „Schlechte Gesundheit hier draußen — was? Malaria?“

Die Frau unterbrach sich nicht in ihrem langsamen

Rühren und zog gleichmütig die Schulter hoch. „Man gewöhnt sich dran. Man hat doch was Eigenes."

„Ja," rief die Biondetta, und ihre Augen leuchteten auf. „Was Eigenes! Und keiner kann kommen und euch hier fortjagen?"

„Keiner," sagte die Frau und streckte den Holzlöffel, von dem die klebrige Polentamasse wie ein zäher Lappen herniederhing, gleich einem Zepter vor sich hinaus. „Zehn Lire haben wir auf der Präfektur für den Stempelbogen gezahlt, daß der Grund für die Hütte uns gehört."

„Zehn Lire? Nicht zu teuer der Bauplatz für eure Villa!" spottete der Lello und schwenkte sich auf dem Hacken herum.

„Guten Abend!" rief die Biondetta der Frau zu und eilte dem rasch Davonschreitenden nach.

Und mit ihnen ging das Wort, das dort das Weib gesprochen: „Es ist doch was Eigenes."

In ihr Schweigen redete das immer fort. Redete, lockte, zwang Blick zu Blick und Hand in Hand. Sie sahen nicht den fahlen Nebeldunst, der wie eine schattenhafte Gestalt über den Boden daherzuschweben schien, das furchtbare Gespenst, das um die Stunde, da die Sonne sich neigt, der Erde entsteigt und seine mörderischen Riesenarme über die ihm verfallene Landschaft breitet — die Malaria. Sie sahen nur eines im Auge des anderen die gleiche heiße Sehnsucht und hörten das Wort klingen, das der Armut Sklaven zu Freien machte: „Was Eigenes!"

— — — — — — — — — — — — —

Ein paar Tage später war der amtliche Stempelbogen ausgefertigt, der dem Rafaello Bellucci an der und der Stelle so und so viel Quadratmeter Campagnabodens zur Gründung einer Wohnstätte freigab.

Mit Hacke, Schaufel und Spaten zogen sie am anderen Morgen hinaus, kaum daß die Sonne die graue Frühdämmerung vergoldete, und gemeinsam hoben sie die erste Erdscholle an der Stelle heraus, wo sie ihrer Zukunft Heimstätte gründen wollten. Auf einer kleinen Anhöhe war's, wo eine Art Einbuchtung der Arbeit des Aushöhlens fördernd entgegenkam.

Es war ein Wettstreit des Eifers, wie der Bursche mit Hacke und Spaten das Erdreich lostrennte und das Mädchen mit der Schaufel die Schollen zur Seite warf.

Kaum eine Woche, da hatten sie in der Breite so viel des Raumes freigelegt, als ihnen nötig schien. Nur in der Tiefe mußte noch ausgehoben werden. Aber die Tiefe setzte dem eindringenden Grabscheit plötzlich Widerstand entgegen.

„Verwünscht!“ sagte der Lello. „Wenn jetzt felsiger Grund käme!“

Doch dem schien nicht so. Ein wenig seitlicher fuhr der Spaten leicht und tief in die Erde. So war's also wohl nur ein Stein, der das Hemmnis schuf. Möglicherweise auch ein altes tönernes Gerät, wie sie's nicht selten noch in der Campagna ein paar Fuß unter der Erde finden, und für das, selbst wenn's nur ein zerbrochener Scherben war, die Fremden beim Antiquitätenhändler ein schönes Stück Geld zahlten. Das wußte der Bursche und begann vorsichtiger mit der Spitzhacke zu wühlen. Klirrend stieß sie an etwas an. Es klang nicht nach Ton, war wohl doch nur ein Stein, ein langer, schmaler, unter den sich die Spitze der Hacke schieben ließ. Rüttelnd bog er sie hin und her, und die Biondetta half ihm dabei, räumte mit den Händen das gelockerte Erdreich hinweg. Auf einmal zuckte sie schreckhaft zurück. Es war ihr gewesen, als hätte an

ihre Hand eine andere gerührt. Eine starre, kalte, die aus der Erde empor zum Lichte strebte.

Furchtsam rief sie: „Wenn da ein Begrabener läge!“

Der Bursche aber schüttelte den Kopf. „So hart und schwer ist kein Toter.“

Mit aller Kraft mühte er sich weiter, die Biondetta aber getraute sich nicht länger ihm zu helfen. Ängstlich sah sie zu, wie die starre Last sich mehr und mehr aus der Erde herausschälte, sich langsam, langsam emporhob — ein menschlicher Kopf.

Mit einem Aufschrei war das Mädchen in die Kniee gesunken. „Santa Madonna, 's ist doch ein Toter!“

Begrabene Schönheit war's, die nach jahrhundertelangem Schlaf noch einmal zum Leben auferstand.

„Es ist Marmor,“ sagte der Bursche, und seine Hände tasteten an dem zu Tage geförderten Haupte herum. Ein steinernes Frauenhaupt war's. Und nicht nur das Haupt allein. Dem Kopfe haftete ein Körper an.

Den gruben sie jetzt gemeinsam vollends aus. Sie redeten nicht dabei, sahen sich nur zuweilen scheuen Blickes an, als hätten sie Furcht, sich dem Ahnen des Glückes hinzugeben, das mit diesem Fund zu ihnen kam.

Nun hatten sie es geschafft. Die glänzende Marmorweiße war unter der fest anhaftenden bräunlichgrauen Erdkruste zwar versteckt, aber doch ließ sich die edle Harmonie der schlanken Formen deutlich erkennen. Von leichtem Faltenwurf umflossen lag vor ihnen das Marmorbildnis eines jungen Weibes, kein verstümmelter Torso, sondern heil und ganz in jedem Gliede, wie des Künstlers Hand es einst geschaffen. Ein Arm nur fehlte, doch sein Fehlen beeinträchtigte die Schönheit des Kunstwerks nicht, vielleicht auch seinen Wert nicht allzusehr.

Es war der gleiche Gedanke, der die Blicke der beiden von dem Marmorbildnis hinweg wieder ineinander zwang. Fassungslose Blicke voll scheuer Heimlichkeit. War das da denn wirklich ihr Eigentum, das ihnen niemand streitig machen konnte?

Nein — keiner, keiner! Sie hatten ja ihren Schein, den Stempelbogen, der ihnen Besitzrecht auf diese Stelle gab mit allem, was sie in sich barg.

Als sie sich zu der Gewißheit durchgefunden hatten, da klang ein Jauchzen weit in die Campagna hinaus. Sie lagen sich in den Armen, küßten sich, lachten, gebärdeten sich wie zwei Kinder, die auf einmal alle Unbill, die ihnen widerfahren, vergessen haben.

„Lello, dein Geld — nun kriegst du's doch noch wieder. Hundert Lire zahlt dir ein Kunsthändler ganz gewiß dafür."

Seine Hand drückte sich auf ihre Lippen, daß sie es nicht allzu laut hinausjubelte, daß nicht vielleicht ein anderer es hörte und heimlich kam und sie noch einmal um ihr Glück bestahl.

Es in Heimlichkeit hüten, das war nunmehr ihr Mühen. Die ausgehobene Erde wieder über das Kunstwerk schaufelnd, versteckten sie es noch einmal dort, wo es so lange Jahrhunderte hindurch unter der Decke von Schutt und Moder gelegen hatte, die sich über des alten Roms verfallene Herrlichkeit gebreitet.

Und neben dem verborgenen Fund blieb die Nacht hindurch der Lello liegen und hielt im Schlaf den Arm schützend über den Erdhügel gebreitet, der ihm den Schatz hütete.

Am anderen Morgen aber kam die Biondetta wieder und übernahm die Wacht. Der Lello ging in die Stadt. Nicht wie ein armer Teufel, wie er ja aussah mit dem groben Hemd und den Spuren der Erdarbeiten an sich

— nein, er ging stolz emporgereckten Hauptes wie ein König, der im Begriff ist, seiner Herrschaft Thron zu besteigen.

Droben auf dem Pincio, wo die Fremden wohnen, ging er in der Via Sixtina von einem der Antiquitätenläden zum anderen. In einen, dessen Schaufenster neben allerlei goldenen und silbernen Kostbarkeiten, alten Kirchenstoffen, Münzen, Spitzen und sonstigem Kleinzeug auch marmorne Kunstgegenstände und alte Tongeräte zeigte, trat er schließlich ein.

Der Ladeninhaber stand im Gespräch mit einem Fremden, der ein guter Kunde zu sein schien, denn der Händler machte ihm voll Unterwürfigkeit eine Verbeugung nach der anderen und versicherte immer wieder, daß der Signore doch ganz gewiß auch heute etwas nach seinem Geschmack bei ihm finden werde. Im Reden gewahrte er den am Türpfosten stehenden Burschen und rief ihm über die Schulter weg ein barsches „Niente — es gibt nichts!“ zu.

Allein der Lello war nicht zum Betteln gekommen, er trat einen Schritt weiter vor, deutete auf eine alte zerbrochene tönerne Urne und fragte: „Wie viel bezahlt Ihr für so was?“

Jetzt horchte der Händler auf. Hatte der Bursche vielleicht einen Fund gemacht, den er ihm anzubieten kam? Es war auf die Art schon manchmal ein gutes Geschäft für ihn zu stande gekommen. Scheinbar gleichgültig zuckte er die Schultern. „Das kommt drauf an. Aber ich hab' jetzt keine Zeit für dich. Wenn du ein Anliegen hast, so komm später wieder.“

Der Lello ging wieder zum Laden hinaus, bummelte die Straße bis zur spanischen Treppe zurück und blieb dort gegen die Mauer gelehnt stehen.

Da legte sich von rückwärts eine Hand auf seine

Schulter. „He, hast du dir vielleicht so einen alten Topf aus dem Tiber herausgefischt?“

Der es fragte, war der Fremde aus dem Laden des Kunsthändlers.

Von Kopf zu Fuß sah ihn der Bursche an, dann zog er die Augenbrauen hoch und machte ein geheimnisvolles Gesicht. „Vielleicht — vielleicht auch noch was anderes.“

Der Fremde nickte, denn er kannte offenbar seine schlauen Italiener, wo's einen Handel galt. „Ich bin Liebhaber von solchem alten Kram, und wenn du zufällig was hättest, das mir gefiele — ich zahlte dir denselben Preis dafür wie dem Händler. Warum sollte auch der erst den Profit einstecken?“

Das leuchtete dem Lello ein, ohne daß er darüber viel nachzudenken brauchte. Spitzbuben und Betrüger waren die Händler allesamt, wo's galt, einen armen Teufel übers Ohr zu hauen. Da war unter Umständen aus so einem reichen Inglese oder Tedesco noch eher etwas herauszuschlagen. Er begann ein ihm höchst diplomatisch dünkendes Parlamentieren, aus dem der Fremde sehr bald heraus hatte, daß es sich nicht bloß um irgend ein Tongerät, sondern um einen figürlichen Marmorfund handelte. Das machte ihn dringlicher. Er wollte wissen, was es sei, und als sich der Bursche in vielsagendes Schweigen hüllte, wollte er vor allem sehen, was er gefunden hatte.

Der Lello wurde noch spröder und legte bei sich ein Gelübde ab. Für hundert Lire wollte er seinen Fund nicht hergeben, wenigstens hundertfünfzig wollte er dafür haben!

Im übrigen erschien ihm des Fremden ganze Art vertrauenerweckend, so daß er sich endlich entschloß, ihm seinen Fund, über den er noch immer nichts Bestimmtes

verlauten ließ, zu zeigen. Nach der größeren oder geringeren Überraschung, die der Signore beim Anblick des Bildwerks zeigen würde, wollte er seine Preisforderung bemessen.

In einer Droschke fuhren sie zur Via Appia hinaus, der Herr im Wagen, der Lello beim Kutscher auf dem Bock. Bevor sie ganz an Ort und Stelle waren, ließ er den Wagen halten und sprang zur Erde. Der Rosselenker, der ihm unterwegs mit neugierigen Fragen zugesetzt, brauchte nicht zu wissen, um was es sich handelte. Das letzte Stück Wegs legten sie zu Fuß zurück.

Als die Biondetta den Lello mit einem feinen Signore daherkommen sah, tat ihr Herz einen Schlag, als wollt's ihr gleich aus der Brust in den Himmel hineinspringen. Wenn das ein Käufer für die Figur wäre!

Der Lello aber geriet einmal in seinem Leben nicht außer Rand und Band darüber, daß ein anderer die Biondetta bewundernd ansah.

„Nehmt Platz, Signore," sagte er, so gravitätisch auf die seitwärts liegenden Rasenschollen deutend, als sei es ein vergoldeter Sessel, den er seinem Gaste anbot. Dann nickte er heimlich vielsagend der Biondetta zu, und sie begannen, von ihrem Fund die Erde wieder hinwegzuräumen.

Abermals war's der Kopf der Statue, der zuerst zum Vorschein kam. Als den der Fremde, der ihr Tun mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte, sah, stieß er einen Laut höchster Überraschung aus und kam herbeigestürzt. Hellgraue Handschuhe hatte er an vom feinsten Leder, die achtete er nicht, packte mit den Händen in die lockere Erde hinein und begann zu arbeiten, als müßte er um sein Leben schaffen.

„Zweihundert," sagte sich der Lello, „nicht einen Centesimo weniger."

Die Erde war an der Statue hinweggeräumt. Die letzten anhaftenden Spuren strich der Fremde mit den Händen, daran die Handschuhe in Fetzen hingen, noch vollends herunter — ganz behutsam, mit zärtlichster Sorgfalt. Und dann besah er sich von allen Seiten die marmorne Gestalt. Ein Wort kam dabei nicht über seine Lippen, nur in seinen Augen war ein verklärter Schimmer.

Als den der Lello gewahrte, stieg ihm ein Gedanke ins Hirn, wie trunken machender Wein. Wenn er fünfhundert forderte — fünfhundert Lire!

„Es ist eine Venus," sagte da der Fremde. „Und wenn du sie wirklich hier gefunden hast, so kauf' ich sie dir ab und zahle dir fünftausend Lire dafür."

Es blieb totenstill nach seinen Worten. Der Lello faßte sich an den Kopf. Saß denn der noch fest auf seinem Halse?

Die Biondetta starrte den Lello an. Etwas denken konnte sie nicht.

Auch ihr Empfinden war wie gelähmt. Fünftausend Lire — fünftausend — das schob sich wie eine Mauer vor ihren Verstand. Nur ein einziges Wort schlug ihr wie ein Hammer im Hirn: eine Venus war's!

Der Name war auch auf dem Postament zu lesen gewesen, auf dem im kapitolinischen Museum die Göttin der Liebe stand.

„Nun?" fragt der Fremde, da ihm noch immer keine Antwort wird.

Da schnellt der Lello wie von der Tarantel gestochen vom Boden empor, wo er gekauert, und schreit wie ein Besessener: „Niente — niente — nicht fünftausend!" Und beide Hände in die Luft hineinschleudernd, die fünf Finger der Rechten weit gespreizt und noch einen

sechsten der Linken dazu, tobt er: „Sechstausend — sechstausend Lire!“

Doch auch der Fremde hat jetzt ein „Niente“ und schüttelt lächelnd, doch entschieden den Kopf. „Fünftausend ist ein guter Preis. Ich hab's nach seinem wirklichen Wert abgeschätzt. Weil aber die kleine Blonde dort so brav geholfen hat —“ Er tritt zu der Biondetta hin und fragt: „Seid ihr Mann und Frau?“

„Wir wollen uns heiraten,“ stammelt sie. Die Mauer vor ihrem Verstand hat langsam zu weichen begonnen und macht einer wahnwitzigen Angst Platz. Fünftausend Lire will ihnen einer geben, und der Lello — der dumme Lello hat noch was dran auszusetzen!

„So lege ich für die Braut noch fünfhundert Lire als Hochzeitsgeschenk zu,“ schließt der Herr seine Rede.

Da hat sich auch der Lello wiedergefunden. Daß er eben mit seiner Mehrforderung schlankweg verrückt gewesen war, ist ihm sonnenklar — verrückt. Von einem römischen Antiquitätenhändler hätte er ja nicht den zehnten Teil bekommen. Der Fremde ist nobel, und er hat Ursache, dankbar zu sein. Die Hand aufs Herz gelegt, dienert er jetzt in einem fort. „Wie Sie wünschen, Eccellenza — nach Ihrem Belieben — ganz nach Ihrem hohen Belieben. Dank, Eccellenza — viel, vielen Dank —“

Und die Biondetta anlachend, als sei das ihr gewährte Hochzeitsgeschenk das Dankenswerteste von allem, setzt er hinzu: „Ja, wir werden uns jetzt heiraten.“

— — — — — — — — — — — — —

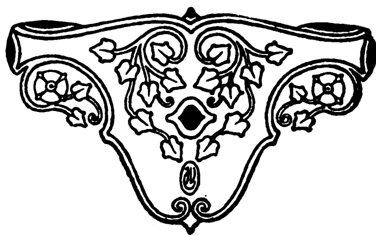
Nun sind der Rafaello Bellucci und die Biondetta seit einem Jahre Mann und Frau. Er wird Padrone genannt und sie Padrona. Drüben bei Marino haben sie eine Pachtung übernommen. Am Eingang zum Weinberg steht das hübsche Häuschen, darin sie wohnen. Auf dem Haustritt sitzt, wie sie ehedem auf den Stufen

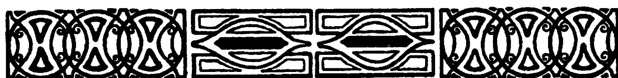
von San Paolo gesessen, die Großmutter, wackelt mit dem Kopfe hin und her und murmelt: „Nun schon einundachtzig — o Madonna, so schrecklich alt!“

Aber von Barmherzigkeit und Hunger da murmelt sie nichts mehr, und ans Sterbenwollen denkt sie noch lange nicht.

Der Lello und die Detta sind in die Stadt gefahren. In San Paolo knieen sie vor dem Marienaltar. Es ist ein Jahrestag heute, und sie bringen der Madonna für gnädig gewährten Beistand ihren Dank dar. Die goldene Schärpe aus wallendem Haargespinst fließt nicht mehr vom heiligen Gewand der Mutter Gottes hernieder. Es könnte sich doch dieser und jener in seiner Andacht davon stören lassen, hatte der Priester gemeint und den geweihten Schmuck zu alten Meßgewändern und Paramenten in einen prächtigen Schrank gehängt.

Der goldene Schein um der jungen Frau blühendes Gesicht glänzt heller denn je, und ihre Augen leuchten ihres Glückes Inbrunst zur Madonna empor.





Die Leiden des Bergwaldes und der Alpwiesen.

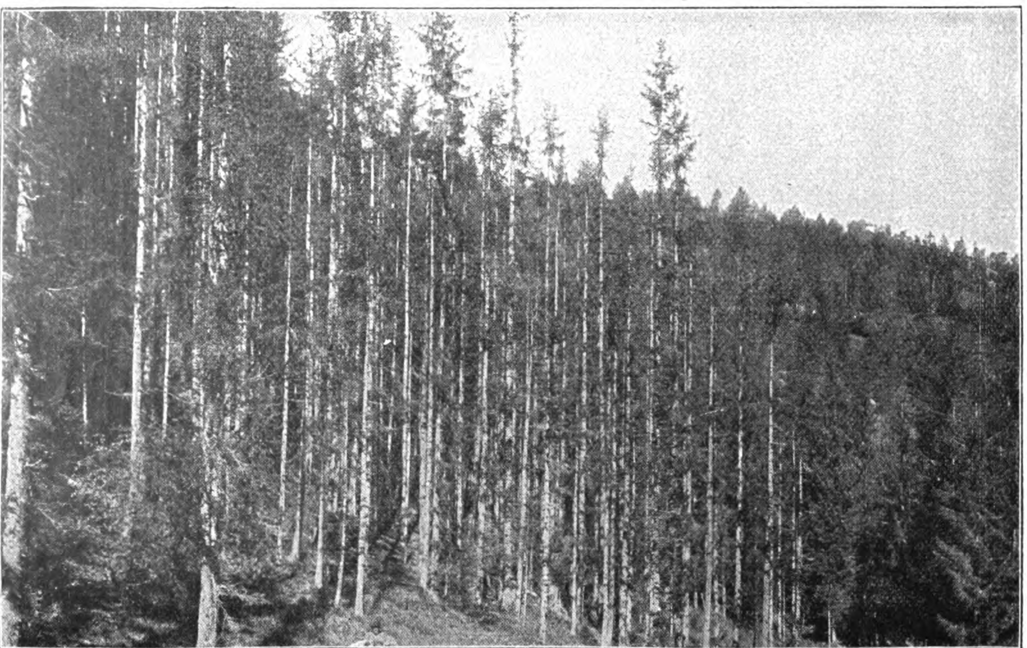
Von Artur Achleitner.

Mit 10 Bildern*). (Nachdruck verboten.)

Von den vielen Freunden der Alpenwelt werden auf froher Wanderung gar manche in Bergwäldern und auf Almgründen Erscheinungen und Veränderungen wahrgenommen haben, die sofort ins Auge sprangen, sich jedoch bezüglich der Ursachen wenig oder gar nicht erklären ließen. Der Laie stand vor rätselhaften Erscheinungen, Verkümmerungen in Waldbeständen, Verkarstungen ganzer Weideflächen, zuweilen wohl auch vor seltsamen Wucherungen oder erstaunlichen Gebilden der Bodenverwilderung.

Wer jemals aus dem bayerischen Hochlande mit seinen gutgeschonten, meistens staatlichen Waldungen in das nördliche Tirol, in den salzburgischen Lungau oder in die östliche Steiermark gewandert ist, der wird schon oft weite Fichtenbestände in einem betrübenden Zustande gesehen haben. Der Anblick schmerzt nicht nur den Forstmann, sondern jeden Wald- und Naturfreund. Man hat es im Lande, das sonst das beste Forstgesetz der ganzen Welt besitzt, mit einer barbarischen Waldschinderei zu tun, die ebenso sinnlos wie die eigenen

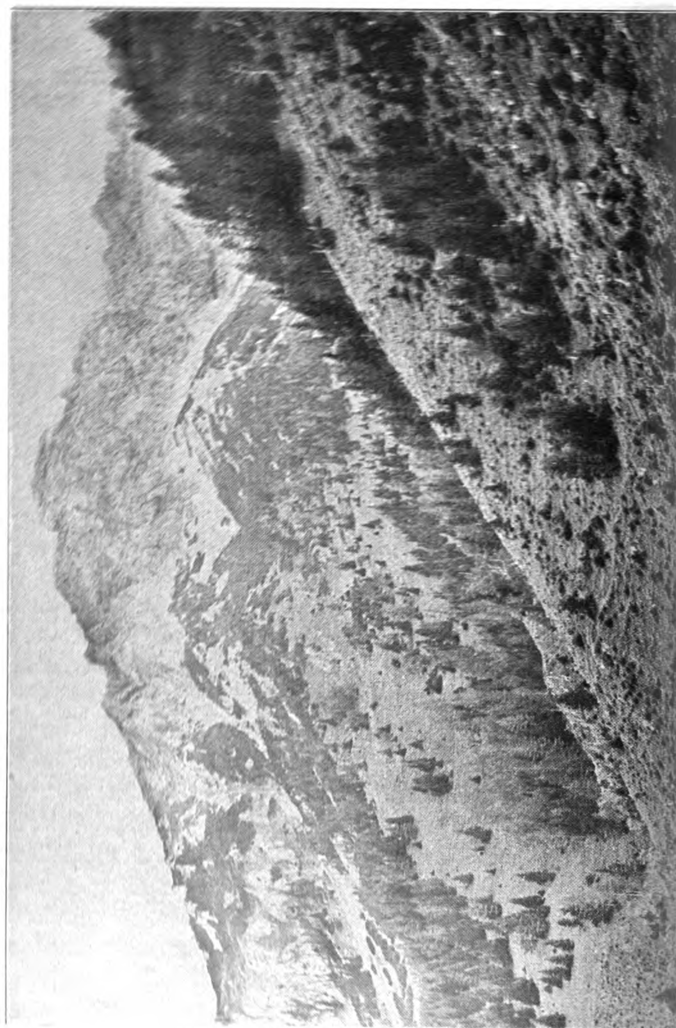
*) Mit Genehmigung des Verlags dem Werke: Jugoviz, Wald und Weide in den Alpen (Wien, W. Frick) entnommen.



Frisch geschneitelter, etwa vierzigjähriger Fichtenbestand. (Aufnahme von Dr. v. Guttenberg.)

Interessen des Besitzers schädigend ist. Laut gellt der Mahnruf aller Sachverständigen durch die österreichischen Alpenländer: Haltet ein mit der Mißhandlung der Wälder, hütet euch vor der unausbleiblichen Waldvernichtung!

Was tun nämlich viele bäuerliche Waldbesitzer in gänzlicher Verkennung ihrer Interessen und des unermeßlichen Waldwertes? Sie halten zähe fest an der alten Betriebsform, die „grassen" oder „schneiteln" genannt wird, und in Wahrheit eine Waldschinderei sondergleichen ist. Der Bauer will Streu für den Stall haben, denn der geringe Kornbau liefert zu wenig Stroh; hat der Bauer eigenen Waldbesitz, so geht er also den Fichten und Tannen zu Leibe, indem er die Bäume „schneitelt", das heißt beschneidet, der Äste und Zweige beraubt und diese als Stallstreu benützt. Zwar bestimmt das österreichische Forstgesetz, daß die Lebenszweige, die zwischen den starken Ästen befindlichen schwächeren Ästchen, stehen bleiben müssen, ferner heißt es im Gesetze, daß an Bäumen, welche nicht zur alsbaldigen Fällung bestimmt sind, das Schneiteln nur vom August bis Ende März, ausgenommen die strengste Winterszeit, stattfinden könne, und daß hierbei die Benützung von Steigeisen verboten sei; um diese Vorschriften kümmert sich aber der bäuerliche Waldbesitzer, wenn er Streu braucht, sehr wenig oder gar nicht. Rücksichtslos wird der Baum mit scharfgezähnten Eisen bestiegen, die Rinde verletzt, und von den Ästen weggeschlagen, soviel der Bauer eben an Streu benötigt. Und nicht immer zwingt die Not zu solch unsinniger Waldmißhandlung, meist ist es nur Unverstand und alte Gewohnheit. Landesforstrat Dr. Jugoviz fand im verflossenen Jahre auf einer Wanderung einen nicht weniger als vier Kilometer langen, eine Reichsstraße

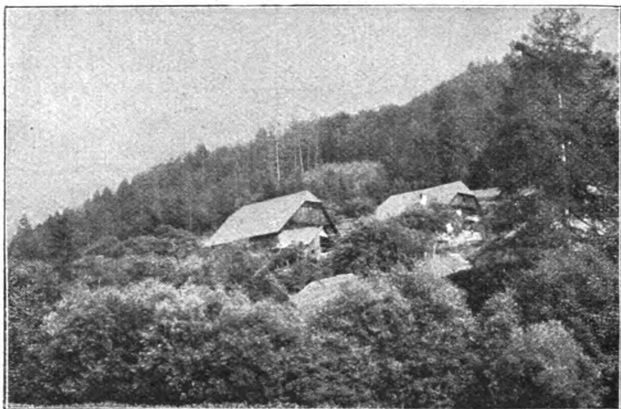




Charakterbild aus den Kalkalpen: Durch Wild und Weidevieh verbissene fünfzehnjährige Fichtenpflanzung. (Aufnahme von L. Woschütz.)

in Obersteiermark besäumenden fünfzig- bis sechzigjährigen Fichtenbestand „zu Tode geschneitelt".

Wie geschneitelte, geschundene, schwerleidende Wälder aussehen, das zeigen die Bilder nach photographischen Aufnahmen des Herrn Dr. v. Guttenberg. Ein geschneitelter Wald gleicht dem anderen, der Anblick verursacht wahrlich Schmerz und tiefes Bedauern.

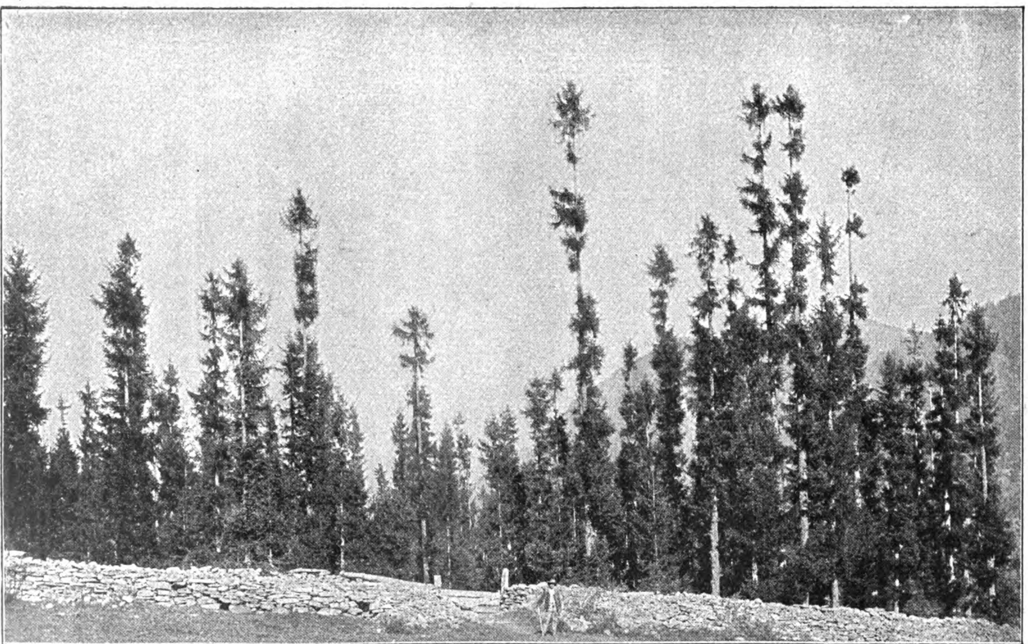


Ein von Stauden bedrängter steierischer Bauernbesitz. (Aufnahme von K. Ptak.)

Der Besitzer des auf S. 150 abgebildeten, frisch geschneitelten Fichtenbestandes ist ein wohlhabender Landwirt, keineswegs ein Kleinbauer in Nöten, aber ein Mann, der zäh festhält an der alten „Betriebsform" und den Wald schindet aus — Gewohnheit.

Wie ein etwa hundertjähriger, wiederholt geschneitelter Fichtenbestand aussieht, das zeigt das weitere Bild auf S. 155.

Es gibt aber auch Bauern im Gebirge, die in unglaublicher Gleichgültigkeit ihre Kulturgründe der Verwahrlosung überlassen, wenig oder gar nicht roden und



Wiederholt geschneitelter, etwa hundertjähriger Fichtenbestand. (Aufnahme von Dr. v. Guttenberg.)

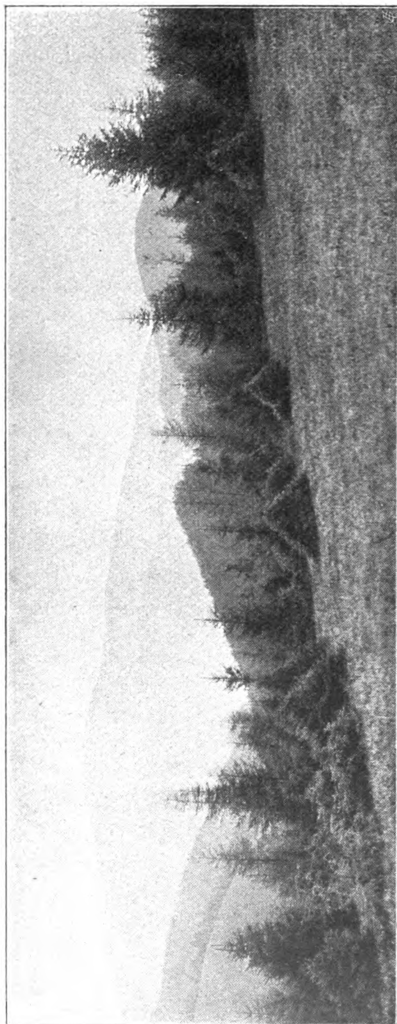
selbst in nächster Nähe der Siedlung wachsen und wuchern lassen, was dem herabgekommenen Boden entsprießt. Die Folgen einer solchen erstaunlichen Nachlässigkeit zeigt in hochinteressanter Weise die photographische Aufnahme eines von wuchernden Stauden bedrängten steierischen Bauernbesitzes. Der frühere Hochwaldbestand ist durch Schneiteln ruiniert worden, und nun wuchern üppig die Stauden hervor. Der zu Tode geschundene Wald rächt sich nun ebenso wie die Verwahrlosung der Kulturgründe. Die auf S. 154 abgebildete Bauernwirtschaft ist der Vernichtung geweiht, da der schwerbedrängte Bauer die Arbeitskräfte zur Bekämpfung und Ausrodung der rächenden Stauden nicht besitzt.

Noch auf eine andere Art rächt sich der gemordete Wald in den Alpen, und zwar durch Vernichtung der Weidegründe. Wo der Wald verdrängt wurde, verschwindet häufig das zum Almbetrieb nötige Wasser. Wald und Wasser gehören zusammen, sie lassen sich nicht ungestraft trennen. Auf Vergrößerung ihrer Weideflächen sind die meisten Almbesitzer erpicht, vielfach deshalb, weil eine starke Besetzung der Flächen mit Weidevieh das Bargeld vermehrt. Ob das Vieh, für welches Weidegebühr bezahlt wird, auch genügend Futter findet, das ist eine Frage, um die sich mancher Almbauer wenig kümmert.

Besonders schlau glaubte ein Bauer in Kärnten zu handeln, als er behufs Vergrößerung seiner Weidefläche den schützenden Wald einfach niederbrannte. Die Folge dieser Tat war die völlige Verkarstung der Weide, die Vernichtung der ganzen Alpe. In Seehöhe von 1800 Meter war dieser Alpgrund ob seines guten Futters früher berühmt, jetzt ist die Alm ohne Wasser, vernichtet und wertlos. Ein Blick auf das Bild auf S. 157 offen-



Alpe im Maltatale, die nach fast gänzlicher Waldvernichtung verkarstet. (Aufnahme von Dr. v. Guttenberg.)



Von Rotwild und Weidevieh verbissener Jungbestand. (Aufnahme von L. Moschitz.)

bart die schauerliche Verkarstung und die „Schlauheit“ des Almbesitzers.

Waldesrache!

Solche törichte Waldfeinde sind aber nicht nur viele Bergbauern, es sind noch andere Vernichter vorhanden, namentlich das Rotwild im Stadium der Überhegung und das ungenügend beaufsichtigte Weidevieh. Wild und Vieh schädigen den Wald dort, wo er nicht eingezäunt ist, durch — Verbiß. Wie sich diese Schäden offenbaren, das zeigen die beiden nebenstehenden interessanten Verbißbilder.

Wehe dem Walde, in dem sich zu viel Rotwild be-



Von Rotwild verbissener und nicht verbissener Fichtenbestand.
(Aufnahme von L. Woschütz.)

findet! Was der Äser erreichen kann, wird verbissen. Über Rotwildverbiß ist dabei in den letzten Jahrzehnten noch weniger geklagt worden als über das „Schälen", das heißt das Anreißen der Rinde von Stangenhölzern. Ursache dieser Untugend des Edelwildes ist mittelbar der Heger und die Forstwirtschaft, die die Forste zu gleichartig anpflanzen, statt Aspen, Salixarten, Obstwildlinge u. s. w. dazwischen zu pflanzen. Der Mangel an notwendigen Nährsubstanzen zwingt schließlich das Wild, von der Fichte selbst zu nehmen, was es eigentlich zwischen den Fichten finden sollte.

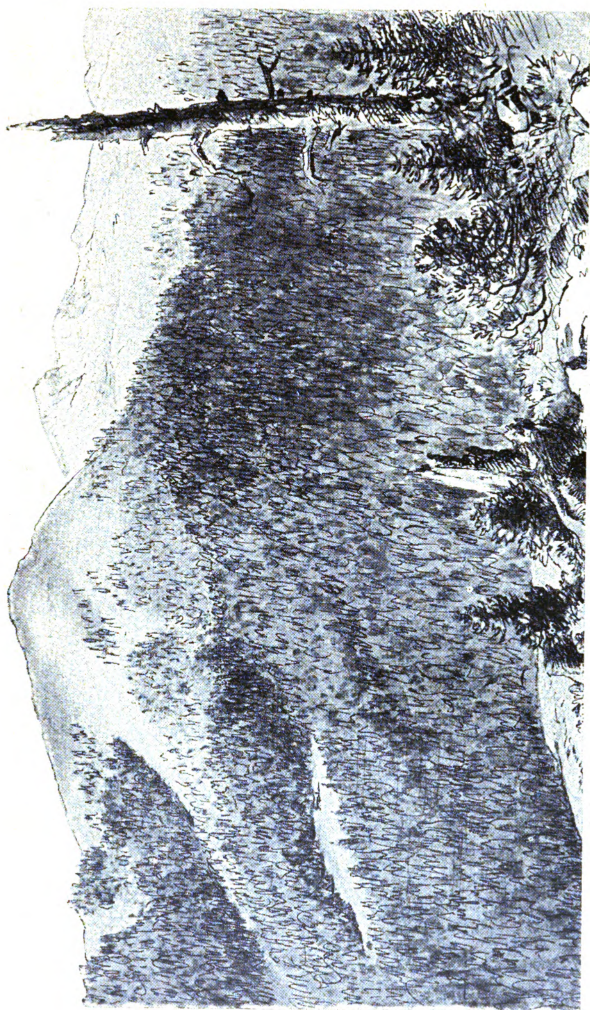
Der hochragende, etwa zwanzigjährige Fichtenbestand (Seehöhe 1100 Meter, Obersteiermark) ist auf unserem Bilde S. 159 eingezäunt, also geschützt und dem Wilde unerreichbar gehalten worden. Alles andere ist vom Rotwilde verbissen.

Wo sich Wild und Weidevieh vereint bemühen, den Fichtenbestand zu verbeißen, bekommen die leidenden Bäume eine Gestalt, die auf S. 158 abgebildet ist.

Am Randverbiß des etwa fünfundzwanzigjährigen Waldbestandes ist das verfrühte Auftreiben und der verspätete Abtrieb schuld, ebenso mangelnde Beaufsichtigung.

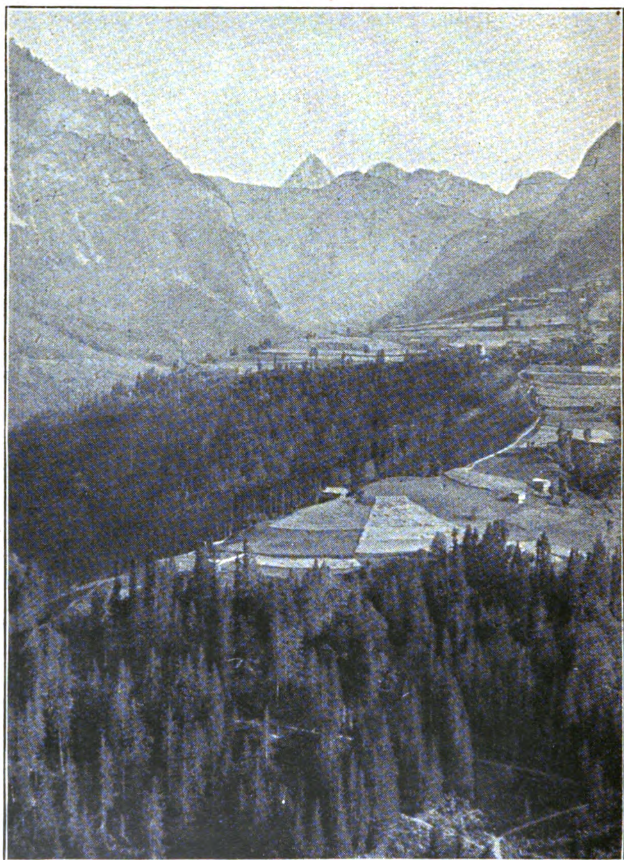
Auch das sehr charakteristische Bild aus den Kalkalpen auf S. 152 und 153 illustriert den Verbiß. Der Grasboden war früher ertragreich. Die Vernichtung der fünfzehnjährigen Fichtenpflanzung wird die Vermurung des ganzen Geländes zur Folge haben.

Des Gegensatzes halber sei ein Charakterbild aus der Urgebirgsformation (Schiefergebirge, Granit, Glimmer und Gneis) beigefügt. Das Bild auf S. 161 zeigt eine völlig verwahrloste Hochalpe in Oberkärnten, Seehöhe 1800 Meter. Das Alpvieh muß sich von der Weide im Walde ernähren.



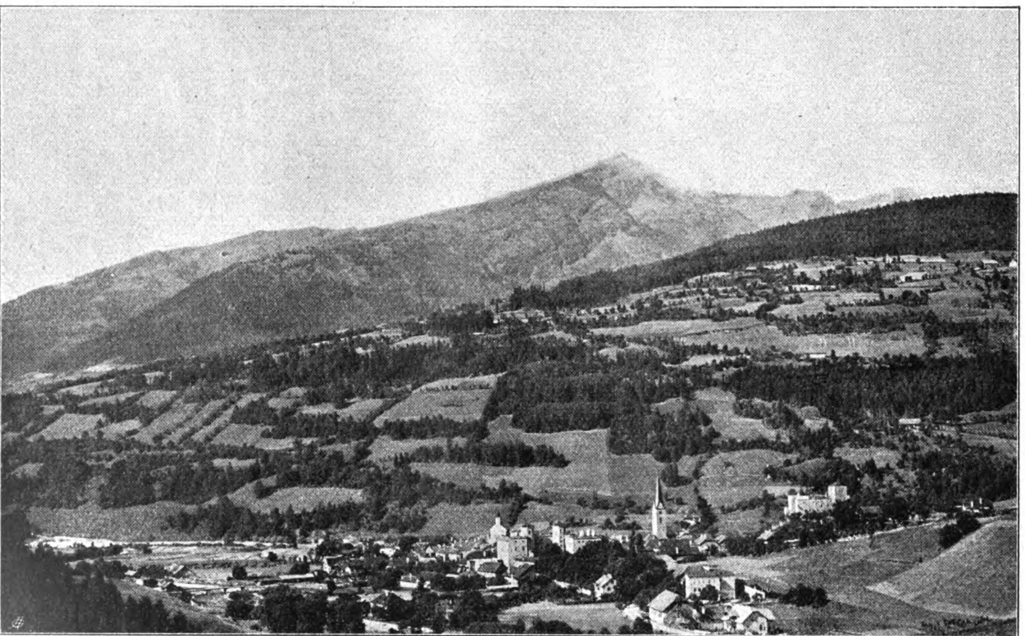
Völlig verwahrloste Hochalpe. (Zeichnung von Dr. Jugoviz.)

Mit freundlicheren Bildern, die den so viel geschädigten Wald als Beschützer des landwirtschaftlichen



Der Wald als Beschützer des landwirtschaftlichen Geländes. (Aufnahme von Dr. Jugoviz.)

Geländes zeigen, soll unser Artikel seinen Abschluß finden.



Zweckmäßige Waldeinlagerung als Windschutz zwischen landwirtschaftlich benützten Flächen.
(Aufnahme von Mauritius Mayr.)

Die photographische Aufnahme auf S. 162 gewährt ein Bild aus dem Lessachtale (Kärnten). Treulich schirmt und schützt der Wald die eingelagerten Kulturen, wertvolle Dienste leistet er aber auch in den tiefen Ufereinschnitten, der Waldbestand verhindert die Geländeabsitzung, Erdrutsch und Abschwemmung, das heißt er verhindert dies, solange die Bauern ihn dort stehen lassen. Wird der Schutzwald niedergeschlagen, so wird er sich auch hier schwer und grausam rächen.

Unser letztes Bild zeigt das Musterbeispiel einer zweckmäßigen, vernünftigen Waldeinlagerung als Windschutz zwischen landwirtschaftlich benützten Kultur- und Weideflächen. Es ist ungemein bezeichnend, daß das Werk des Dr. Jugoviz nur dieses eine Bild einer vernünftigen und zweckdienlichen Waldeinlagerung aus dem weiten Gebiet der österreichischen Alpen enthält. Das Bild stellt den Hattenberg bei Gmünd in Oberkärnten dar.

Eine starke Bewegung zur Besserung der Wald- und Alpverhältnisse ist übrigens jetzt in Österreich deutlich wahrnehmbar, man befindet sich dort zurzeit in dem Stadium, in dem die Schweiz vor fünfundzwanzig Jahren stand. Mit ihrer Alpverbesserung und Waldhege haben die klugen Schweizer seither einen Weltruf erlangt. Ihnen die enormen Vorteile langsam abzugucken, reisen österreichische Alpwirte nun jeden Sommer in die Schweiz, und in lobenswertester Weise fördern Regierung und die Einzellandtage Österreichs diese Studienreisen durch Bewilligung von Geldmitteln.

So steht denn zu hoffen, daß allmählich die Leiden des Bergwaldes und der Almgründe ein Ende nehmen.





Die Rosaströmpfchen.

Von Ottokar Stauf v. d. March.

□ □ (Nachdruck verboten.)

Rudi!"

„Ja, Herzerl?"

„Schau mal, wie hübsch — nicht wahr?" Die blutjunge Frau hielt mit etwas mädchenhafter Gebärde, in der sich übermütiges Selbstbewußtsein und kindliche Verschämtheit lieblich paarten, ihrem Gegenüber ein winziges rosafarbenes Strümpfchen hin. „Und wie weich, wie zart — fühl nur!"

Der junge Mann lächelte zärtlich und gehorchte der Aufforderung, indem er mit strahlenden Augen das niedliche, einem Puppenkleidungsstück ähnliche Kunstwerk weiblicher Handarbeit betrachtete und befühlte. „Wahrhaftig, Emmi, du bist eine Tausendkünstlerin! So was Herziges zusammenzubasteln!" sprach er nach kurzer Pause. „Der allerkleinste Engel hätte Mühe, dieses Söckchen an seinen Fuß zu bringen! Da wird sich der Storch —"

„Geh, du garstiger Mensch!" unterbrach ihn errötend die kleine Frau. „Mit dir kann man wirklich nicht ein einziges gescheites Wörtchen reden. — Ach Gott, bin ich zu bedauern!" seufzte sie dann, die Augen schließend, während um ihre Mundwinkel ein schelmisches Lächeln zuckte. „Als wir noch verlobt waren — gelt, da hast du dich gehütet, solche — schlimmen Reden zu führen, da hast du vielmehr immer so fromm, so

heilig getan, daß ich mir im stillen dachte: Himmel, welch ein lieber junger Mann, welch ein unschuldiges Blut! Aber seit wir verheiratet sind, sehe ich erst, was für ein schlimmer Geselle du bist. Ach ja, meine Freundin Ella hat ganz recht: in der Ehe kommen erst die Fehler der Männer zum Vorschein, just wie die Frösche nach dem Regen — und Ella muß es genau wissen, da sie schon ganze zwei Jahre im Ehejoch schmachtet. Was wird mir noch alles bevorstehen!“

„Na wart!“ drohte der Gatte mit erhobenem Finger. „Mich so schlecht zu machen! Gehört sich denn so was? Verträgt sich das mit dem heilsamen und notwendigen Respekt, den man als brave Ehefrau vor dem Gemahl haben soll? — Hast du mir am Altare nicht Gehorsam geschworen, und steht nicht in der Heiligen Schrift bedeutsam genug geschrieben: ‚Und er soll dein Herr sein!‘“

„Li—la!“ entgegnete das Frauchen, einen Fliederzweig nach dem Gatten werfend, den er geschickt auffing und sogleich wieder zurückbeförderte. „Li—la, das ist ein Druckfehler. In meiner Ausgabe steht ausdrücklich: Und er soll dein Narr sein! — verstehst du, mein Herr Gebieter?“

„Na freilich, ihr —“

„Wir Frauen haben immer recht!“ fiel sie ein.

„Ja und noch was drüber!“

„O, der Stich gibt kein Blut,“ meinte die Angegriffene, mit den Achseln zuckend. „Aber um auf unseren Hammel, wollte sagen auf die Strümpfchen zurückzukommen — was glaubst du, welche —“

„Ich glaube,“ unterbrach sie der junge Ehemann, verschmitzt lächelnd, „ich glaube, daß der Storch —“

„Hör auf, hör auf!“ rief seine Gefährtin, mit den kleinen Händchen sich die Ohren zuhaltend.

Er lachte, sich vergnügt die Hände reibend. „Na, jetzt kann ich's ja frei heraussagen, denn du hörst's ja nicht: Also für besagten Storch wird es keine kleine Aufgabe sein, zu diesem unerhört kleinen Strümpfchen ein passendes Beinchen zu finden! Der arme Kerl dauert mich aufrichtig!"

Die Angeredete warf die Lippen auf. „Ich bin bös auf dich, sehr bös, ganz bös!"

Der Unbußfertige aber lachte immer mehr. „Dann habe ich die süße Hoffnung, daß du wieder gut wirst, du unausstehliches Frauerl! Und hoffen soll ja der Mensch zeitlebens."

Es war ein noch ganz jugendliches Pärchen, das vor Glück und Liebe strahlend dies Wortgeplänkel führte. Ihre Herzen hatten sich zur Zeit der Veilchen gefunden und ließen fortab nicht mehr voneinander. Wohl hatte sie das Schicksal auf eine nicht unerhebliche Probe gestellt, aber sie hielten getreulich und wacker aus, bis der selige Tag kam, von welchem an sie einander ganz angehörten. Die erste Zeit, die Flitterwochen, welche sie ganz entgegen der allgemeinen Sitte daheim, abgeschlossen in tiefer, stiller Einsamkeit, verbrachten, erschlossen ihnen all die unvergleichlichen Schönheiten eines liebebeglückten Lebens. Alles, was dieser Zeit vorausging, war ihrem Gedächtnis sozusagen entschwunden, es schien ihnen, als hätte es überhaupt niemals existiert. Und was folgen sollte? Nun, was liegt daran! — Ein rosiger Nebel mit goldenen Säumen bedeckte die Vergangenheit und schwebte über der Zukunft, über der ganzen, weiten Gotteswelt.

Da blitzte eines Tages durch die rosigen Wolken der Zukunft ein kleiner Stern, ein einziger, winziger, aber desto hellerer Stern, ganz anders als die melancholischen Sterne der Nacht, nicht irrlichterhaft flim-

mernd und blinkend, sondern ruhig strahlend, ähnlich dem am Morgenhimmel hervortretenden Verkünder des Tages, dem Leben- und Lichtbringer. Und die junge Frau schmückte sich fortan nicht mehr mit den kostbaren Kleidern, womit sie fast Tag für Tag ihr aufmerksamer Gatte beschenkte — ein leichtes, duftiges, blühweißes Gewand paßte ihr auch viel besser, und das süße, ein wenig blasse Gesichtchen mit den feuchten blauen Augen hob sich von der schlichten Halskrause viel wirkungsvoller ab. Das erhabene Geheimnis begann sich in diesem zarten, schwachen Frauchen zu erfüllen, und ihr Lebensgefährte fühlte in seinem Innern eine süße, unerklärliche Bangigkeit, eine wundersame Freude, eine heilige Scheu, und er verdoppelte von Stund' an seine Zärtlichkeiten.

* * *

„Rudi!"

„Ja, mein Engel?"

„Welche Farbe ist dir lieber: Blau oder Rosa?"

„Ja, das ist schwer zu sagen, mein Kindchen. Blau, die Treue, eine herzliche Farbe, aber weißt du, Seelchen, dann Tiefblau, wie der Frühlingshimmel, nichts Sanftes, Halbes, wie Vergißmeinnicht in Milch gekocht. Und Rosa, die Liebe, wär' auch nicht zu verachten! Was möchtest du lieber?"

„Mir ist das lieber, was du gern hättest."

„Ich kann mich wirklich nicht entscheiden, es gefällt mir beides sehr gut. Weißt du was: mach das zweite Strümpfchen zur Hälfte blau und zur Hälfte rot."

„Geh, du grundgescheites Närrchen!" lächelte die junge Frau. „Wahrhaftig, ihr Männer habt gar kein Verständnis für Farbenharmonie! Da möchte unser — ja, wie soll er denn heißen?"

„Hm, wenn ich nur bestimmt wüßt', ob es ein Er sein wird."

„Aber Rudi! Du hast es doch selber gesagt! Oder wär' dir's vielleicht jetzt lieber, wenn's ein Mädel wär'?"

„Nein, Goldkind, zuerst möcht' ich einen Jungen. Dann erst ein Mädel und endlich noch ein Zwillingspaar, Bub und Mädel, damit das Quartett fertig ist."

„Und sonst hast du keine Schmerzen?" fragte die kleine Frau erschrocken. „Ja freilich, das redet sich leicht für euch Männer, die ihr so rücksichtslos seid. Aber kurz und gut: Bub und Mädel — damit Punktum! So verlangt's die Hygiene — verstehst du?"

„Die Hygiene?" antwortete der Gatte. „Hol sie der Geier! Übrigens bist du, meine ich —"

„Pscht, pscht! — Nicht ausgelassen werden, sonst —"

„Na ja, Frau Wahrheit will niemand beherbergen, hat schon der Schuhmacher und Dichter Hans Sachs gesagt!"

„Also — ja, was wollt' ich nur sagen? — Richtig! Wie soll denn das Buberl heißen?"

„Was meinst du von dem Namen Friedrich? Denk, Schätzchen, die größten Männer haben so geheißen, und es ist die heilige Pflicht aller deutschen Eltern, ihren Kindern große Vorbilder vor Augen zu stellen."

„Wie es ja überhaupt Pflicht ist," bestätigte sie lebhaft, „daß deutsche Eltern ihren Kindern nur deutsche Namen geben!"

„Jawohl, mein Kind; wozu das hebräische, römische und griechische Zeugs mit sich herumschleppen — wir haben ja, Gott sei Dank, eine ganze Menge herrlicher deutscher Namen. Aber um beim Gegenstand zu bleiben, was hältst du also von Friedrich? Denk nur an Kaiser Friedrich den Rotbart, an Friedrich den Schwaben mit den leuchtenden Augen, den ich so sehr ins

Herz geschlossen habe, dann an Friedrich Schiller, Friedrich den Großen und Kronprinz Friedrich, den herrlichen Hohenzollern — da hat er schöne, strahlende Vorbilder, unser Kleiner!"

„Gewiß! Aber Otto wär' auch nicht zu verachten, vergiß nicht Kaiser Otto den Großen, denk an unseren Bismarck!"

„Ja, ja," rief der angehende Vater voll Eifer, „du hast das Rechte getroffen. Otto soll er heißen!"

„Und Friedrich auch. Das klingt so gut zusammen. Otto Friedrich. Und damit du nicht zu kurz kommst, mein eitler Herr Gemahl, auch noch Rudolf dazu. Also Otto, Friedrich, Rudolf — das klingt, was?"

„Otto, Friedrich, Rudolf — Donner und Doria! Es ist, als ob drei Armeen heranmarschieren würden!"

„Ja, mein lieber Rudi, jetzt weiß ich aber noch immer nicht, welche Farbe ich wählen soll für den jungen Herrn Otto Friedrich Rudolf Helmold — Blau oder Rosa?"

„Weißt du was, Emmi, mach ein Strümpfchen rosa und das andere azurblau, damit keiner Farbe unrecht geschieht."

„Hältst du mich schon wieder zum besten? — Jetzt rede ich kein Wort mehr mit dir — faktisch!"

Die junge Frau beugte sich tief auf ihre Arbeit und begann mit metallreiner Stimme zu singen:

„Vom Wald bin ich 'raus,
Wo's stockfinster is,
Und ich lieb' dich von Herzen,
Das glaub mir gewiß.
Ei ei ja, ei ja, ei ei ja, ei ja!
Da lacht er, da lacht er,
Der stattliche Dieb,
Als wenn er nicht g'wußt hätt',
Daß ich ihn gar so viel lieb'!
Ei ei ja, ei ja, ei ei ja, ei ja!"

Hier nahm ihr Gatte den Gesang auf:

„Gib 'raus, was du mir gestohlen hast,
Gib 'raus mein Herz! —
Na, behalt's nur, na behalt's nur,
Es war ja nur Scherz!
Ich g'hör' dir und du g'hörst mir,
Sind mit'nander ein Herz!
Ei ei ja, ei ja, ei ei ja, ei ja!"

* * *

„Rudi!"

„Hm?"

„Was sagst du zu einer blauseidenen Masche auf den Rosaströmpfchen? — Schau mal, Manni, so — — Aber du hörst ja gar nicht zu, du Garstiger!"

„Aber Schätzchen, ich hör' ja —"

„Nein und nein und wieder nein! Du hörst nicht, du träumst!"

„Ich sehe dich an, und das, mein süßes Frauchen, ist das Beste, was ich tun kann."

„Ah, ah, wie galant du bist und so gut auf einmal!"

„Ja, unverhofft kommt oft — du weißt gar nicht, was in mir steckt! — Das wird ein hübscher Junge werden, wenn er dir ähnlich sieht."

„Ich glaube wieder, er wird dir ähnlich sein — das wär' noch viel schöner!"

„Gott behüte!" wehrte der zukünftige Vater ab. „Das wär' ja ein schauderhafter Mensch!"

„Na, du scheinst meinen Geschmack recht dürftig zu finden!"

„Find' ich auch, zumal ich mir bis heute noch nicht klar geworden bin, wie ich dir gefallen konnte!"

„Du!" drohte die kleine Frau mit der geballten Faust. „Willst du schon wieder, daß ich dir Komplimente mache? — Der eigentliche Grund, warum du,

ein so schauderhafter Mensch, mir gefallen konntest, ist einfach der: ich wollte mit aller Gewalt unter die Haube kommen, um nicht eine alte Jungfer zu werden. Jetzt weißt du's."

„Hm, wenn's wahr ist, was ich lebhaft bezweifle. Übrigens hast du recht, eine alte Jungfer ist aller Laster Anfang, steht irgendwo geschrieben. Eben darum, weil ich dir das ersparen wollte, hab' ich dich geheiratet — aus Mitleid!"

„Du — aus Mitleid? — Daß ich nicht lach'! — Du hast wohl vergessen, wie sehr du mich gebeten hast, damit ich dich heirate, und wie du außer dir vor Freuden warst, als ich endlich einwilligte!"

„Das schien dir nur so, als ob ich außer mir gewesen wäre. Dein Selbstgefallen spiegelte dir's vor."

„O, du Lügenpeter, du Verleumder! — Na, wenn unser Bub dir nachgerät, dann wird's was Sauberes werden."

„Meiner Seel', dies Kind kommt unter den glücklichsten Zeichen zur Welt. Zweifellos wird es Talent besitzen — als Urenkel eines bedeutenden Künstlers und Enkel eines berühmten Gelehrten —"

„Und Sohn eines ausgezeichneten Dichters," schaltete der kleine Blondkopf lebhaft ein.

„Die Mutter, eine vortreffliche Malerin, nicht zu vergessen. — Ja, unser Bub wird was Besonderes werden! Er wird Fortschritte, große Fortschritte machen. — Hm, mein liebes Weib, was würdest du sagen, wenn er ein fescher Offizier —"

„Was — Offizier? — Mein Sohn Offizier?" rief sie abwehrend aus. „Nein — niemals! Auf daß sie ihn von mir fortnehmen, ihn irgendwo im Krieg erschlagen," und sie streckte die kleinen Händchen erschrocken aus.

„Aber die Uniform, Liebchen, für die du so schwärmst, daß ich sie bei jeder Gelegenheit anlegen muß!“

„Die Uniform! Ja, das ist wahr — freilich! Es tut mir auch leid um die Uniform. Aber weißt du was, Männi, er kann ja schließlich Staatsbeamter werden, dann kann er ohne Furcht vorm Erschossenwerden auch eine Uniform tragen, wenigstens an Kaisers Geburtstag. Sie ist zwar bei weitem nicht so fesch wie die der Offiziere, aber es ist halt doch eine Uniform! Und einen Degen darf er auch tragen! Denk nur! In zwanzig und etlichen Jahren wirst du den hübschen Staatsbeamten bewundern können.“

„Ganz gewiß wird unser Junge besondere Talente besitzen —“

Die junge Frau brach in ein herzliches Lachen aus. „Ach — Pläne, Hoffnungen, Luftschlösser! Wirst du nicht auch gleich anfangen, ihm eine Partie auszusuchen?“ Und gleichsam zu dem Strümpfchen redend fuhr sie fort: „Mein liebes Kindchen! Minister oder General, Dichter oder Gelehrter, Staatsbeamter oder Privatmann — vor allem anderen wirst du diese Rosastrümpfe mit blauen Maschen tragen.“

Die jungen Gatten drückten einander innig die Hände; die scheidende Sonne brach eben noch einmal durchs Gewölk und küßte die Festumschlungenen auf die reinen, glückestrunkenen Augen — vor ihnen auf dem Tische lag das winzige Strümpfchen aus rosafarbener Wolle, mit blauseidenen Maschen geschmückt, das Strümpfchen, das, obzwar enger als ein Rosenkelch, doch die gesamte Maßlosigkeit elterlicher Hoffnungen und die ganze Unendlichkeit menschlichen Liebesglückes umschloß.

* * *

„Rudi!“

„Ja, Herzerl?“

„Denkst du noch daran?“

Ein tiefer Seufzer antwortet.

Es sind Jahre, viele Jahre vergangen. Sie sitzen wieder beisammen, aber nicht in der Fliederlaube, sondern im behaglich durchwärmten Zimmer auf großen plüschüberzogenen Lehnsesseln.

Wie draußen, ist es auch bei ihnen Herbst geworden. Er hatte eben ein Viertelstündchen geschlafen, das weiße Haupt hintenüber auf den gepolsterten Sesselrücken geneigt, im Antlitz jenen Ausdruck von Güte, den man bei Greisen gewahren kann, wenn sie schlummern. Sie hielt auf dem Schoße ein Körbchen, vollgepfropft mit allerhand altem Kram, wie verbleichten Maschen, Spitzen, Kleiderstoffmustern, Wollsträhnen und so weiter. Wie schön sie war, das greise, leichtgebeugte Mütterchen! Die Jahre hatten sie gleichsam mit Reif überpudert, aber trotz der zahlreichen Falten und Furchen erschien sie so frisch und hübsch wie etwa ein Apfel, den man aus der verflossenen Obstlese sorgsam aufbewahrt hat.

Eine wundersame Rührung ergreift jeden, der sie betrachtet. Wie sie so hübsch abgeblüht ist — ein Bildchen aus vergangenen Jahrzehnten, als der Großvater die Großmutter nahm.

„Rudi!“

„Ja, mein Herz?“

Das Alterchen streckt sich aus, sein rundes, rosiges Doppelkinn zittert auf und nieder wie das eines freundlichen Prälaten, nun bückt er sich und wirft ein Scheit Holz in den Kamin und noch eines.

Sie lacht ihn aus. „Wie dir doch kalt ist, du armes Männchen! Ach, wo ist dein ganzes Feuer hingekommen, ich hab' wirklich manchmal Angst, daß du mir

erfrierst, so frostig siehst du aus! — Ich muß dich doch ein bißchen wärmen!“ Und sie rückt ihm näher. Da — bei ihrer Bewegung kollert der Korb von ihrem Schoße herab und schüttet seinen Inhalt auf den Boden aus. Zwischen den Maschen und Spitzen liegt ein rosafarbenes Strümpfchen mit blauseidener Masche. Die Greisin erblickt es zuerst.

„Rudi?“

„Was willst du, Muttchen?“

„Denkst du noch daran?“ Und sie weist auf das Rosastrümpfchen hin.

* * *

Welch eine Summe schöner Hoffnungen, süßer Erinnerungen liegt in diesem Überbleibsel aus einstigen Tagen! Es ist dasselbe Rosastrümpfchen, welches vormals die junge Frau mit Seide umsäumt hat, als sie in der blühenden Fliederlaube gesessen. Dazumal erwarteten sie ihren kleinen, süßen Engel — — ja, damals — ach! Schon mehr als dreißig Jahre sind seither verronnen.

Eine lange Zeit — ein Menschenalter fast in unserem Jahrhundert! Bubi ist wohl schon ein erwachsener Mann, vielleicht ein berühmter Dichter, ein bewunderter Künstler, vielleicht ein schneidiger Offizier, ein pflichttreuer Beamter, vielleicht selbst schon Vater hoffnungsvoller Kinder.

Ach, leider nein! Bubi war niemals ein flotter Offizier, noch ein staatskluger Beamter! Sein Name glänzte niemals im goldenen Buche der Kunst, der Poesie oder der Wissenschaften. Bubi trug weder Lackstiefeletten noch Sporenstiefel, Bubi hat nicht einmal die Rosastrümpfchen getragen. — Das Schicksal der Knospe, welche ein Frost vernichtet, bevor sie sich ganz entfaltet, war auch das Schicksal des sehnlichst erwarteten

„Rudi, Lieber, Guter,“ flüstert sie wieder, „hör zu!“ Und ihre Stimme nimmt wiederum jene berückende Klangfarbe und jene einschmeichelnde Weichheit an wie dereinst in ihrer Jugend. „Schau, Rudi, es ist ein schwerer Schlag gewesen, der uns ein trauriges Los bereitet hat, aber wir hätten noch unglücklicher sein können! Wir durften uns unseres Kindchens nicht erfreuen, wir mußten verzichten auf die unaussprechlichen Wonnen, wir durften nicht stolz sein auf seine Fortschritte im Wachstum, im Lernen; aber wir — wir müssen ihm doch dankbar sein, daß wir durch ihn wenigstens ein Teilchen des elterlichen Glückes gekostet haben! Als wir unseren Kleinen erwarteten, lebte er bereits in unseren Träumen, wuchs und machte in jeder Hinsicht Fortschritte, und da waren wir wirklich Vater und Mutter, er war die Ursache jener seligen Gefühle, deren wir damals in so reichem Maße teilhaftig wurden. Und — wie soll ich es dir nur sagen? — vorher, ehe ich erkannte, daß wir ihn mehr lieben als unser eigenes Selbst, als einander gegenseitig — vorher, mein Alter, da liebte ich dich; aber mit kindischem Herzen — da kannte ich die Fülle der wahren und wahrhaftigen Liebe nicht. Mit diesem Kinde jedoch meldete sich etwas in meinem Innern auch noch für dich. Die kindische Mädchenliebe ward zur ernsten, zur echten, allein wahren Liebe, zur Vollliebe. Ob unser Bubi auch nie das Licht der Welt erblickt hat, glaub mir, Herzensmann, seine Aufgabe hat er getreulich erfüllt. Er sollte unseren Bund festigen, eben durch die großen Hoffnungen und durch das große Leid. Wir haben ihn geliebt, als wir seiner harrten, und da wir ihn verloren, in jenem bitteren, wahnsinnigen Weh begannen wir einander erst auf die rechte Weise zu lieben.“ Das Mütterchen legte ihre Hand zärtlich auf die Schulter ihres vor sich hin-

brütenden Gefährten. „Jetzt haben wir zwei nur noch einander. Denk daran, Rudi, und laß die Gedanken ans Verlorene!“

„Du hast recht, Liebling,“ murmelte dieser. Dann rief er laut: „Und wozu dann die überflüssigen Bruchstücke grausam vereitelter Träume aufheben? — Diese Strümpfchen waren einstmals die Ursache unserer fröhlichsten Stunden voll Glück und Sonnenschein — und heute? Sieh, heute hab' ich Tränen in den Augen, da ich sie betrachte — Tränen, ich, ein Mann — heute sind die Rosaströmpfchen die Ursache unseres herbsten Schmerzes.“

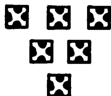
„Ich verstehe dich,“ schluchzte die Greisin, „ich wollte dich trösten und — weine selbst.“

„Nicht denken ans Vergangene — wer das könnte! Es wäre das Beste vom menschlichen Leben!“ murmelte der Alte vor sich hin und bückte sich zur Erde.

* * *

Schon herrscht tiefes Dunkel im Zimmer. Der rötliche Schein des verglimmenden Feuers zittert über die Dielen, phantastische Gestalten malend, und aus allen Ecken kommt's, wie wenn ein übermächtiger Schatten heranschliche, um auch diesen kargen Überrest von Licht zu vernichten.

Die Hände des greisen Ehepaares verschlingen sich fest ineinander, und ihre furchenreichen Stirnen neigen sich tiefer und tiefer. Und beide weinen still, auf die ersterbenden Flammen blickend, welche soeben den letzten Rest ihrer Jugendseligkeit langsam verzehren — die Rosaströmpfchen.





Wie eine Zeitschrift entsteht.

Von Reinhold Ortmann.

Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Mit einem gewissen Recht konnten die Literaturfreunde in Deutschland früher über die hohen Bücherpreise klagen, die es dem Minderbemittelten beinahe unmöglich machten, sich eine aus guten Werken zusammengesetzte eigene Bücherei anzulegen und ihn auf die unzulängliche, in mancher Hinsicht sogar bedenkliche Benützung von Leihbibliotheken und ähnlichen Unternehmungen anwiesen. Die jüngste Vergangenheit erst hat darin einen Wandel geschaffen, der namentlich im Interesse der Volksaufklärung und Volksveredlung mit aufrichtigster Freude zu begrüßen ist. Gerade die angesehensten und leistungsfähigsten Firmen des deutschen Buchhandels betrachten es heute als eine ehrenvolle Aufgabe, gute Literatur zu möglichst niedrigen Preisen in das Publikum zu bringen und dabei durch eine vornehme und gefällige Ausstattung die Freude des Publikums am Besitz einer eigenen Bücherei zu beleben und zu erhalten. Großartig angelegte und durchgeführte Unternehmungen, wie die Cotta'sche „Bibliothek der Weltliteratur", die für eine Mark einen stattlichen, elegant und dauerhaft gebundenen, auf gutem Papier in schöner, klarer Schrift gedruckten und textlich aufs sorgsamste revidierten Band liefert, stehen heute schon nicht mehr vereinzelt da, und der dem buchhändlerischen Betriebe Fernstehende mag

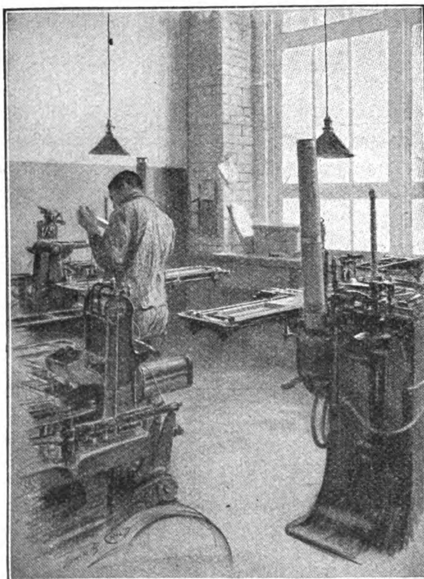
oft genug in heller Verwunderung den Kopf schütteln, wenn ihm heute gute Bücher in der bestechendsten äußeren Gewandung angeboten werden zu der Hälfte oder zu einem Drittel des Preises, den er früher seinem Buchbinder für den allereinfachsten Einband — und zwar bloß für diesen — zu zahlen gewöhnt war.



Im Setzersaal.

Ebenso erfreulich für jeden, der die Hebung des durchschnittlichen Geschmacks als einen bedeutsamen kulturellen Gewinn betrachtet, ist der Aufschwung auf dem Gebiete der Zeitschriftenliteratur, namentlich soweit es sich um Ausstattung und künstlerische Ausschmückung handelt. Was von unseren verbreitetsten und beliebtesten Familienblättern nach dieser Richtung

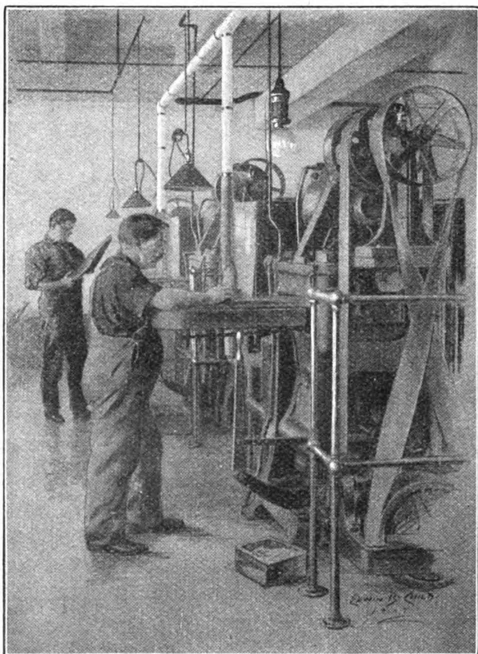
hin ohne Erhöhung der altgewohnten billigen Verkaufspreise geboten wird, kann im allgemeinen als mustergültig bezeichnet werden, und wer von den älteren Freunden unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ sich noch im Besitz eines Jahrgangs der Achtzigerjahre befindet, wird bei einer Vergleichung leicht erkennen, in wie weitgehendem Maße auch unsere Monatsbände schon in ihrer äußeren Gestalt, Druck und Bilderschmuck den gesteigerten und verfeinerten Ansprüchen des Publikums Rechnung getragen haben.



Gießmaschinen zur Monotyp-Setzmaschine.

Die großartigen Fortschritte, die, wie auf fast allen technischen Gebieten, auch im Bereich der graphischen Künste und ihrer mechanischen Hilfsmittel während der letzten Jahrzehnte zu verzeichnen waren, sind den Herausgebern solcher auf eine Massenauflage berechneten periodischen Unternehmungen natürlich sehr zu statten gekommen. Die unerläßliche Voraussetzung für ihre volle Ausnützung ist aber eine Großartigkeit des Be-

triebes, wie er nur mit bedeutenden Mitteln zu ermöglichen ist, und nur die dadurch gewährleistete Vollkommenheit der kaufmännischen, technischen und maschinellen Einrichtungen setzt in den Stand, so außerordentliche Leistungen hervorzubringen, wie sie eine moderne illustrierte Zeitschrift in Anbetracht des dafür geforderten geringfügigen Preises heute tatsächlich darstellt.



Pressen zur Herstellung der Formen für die Galvanoplastik.

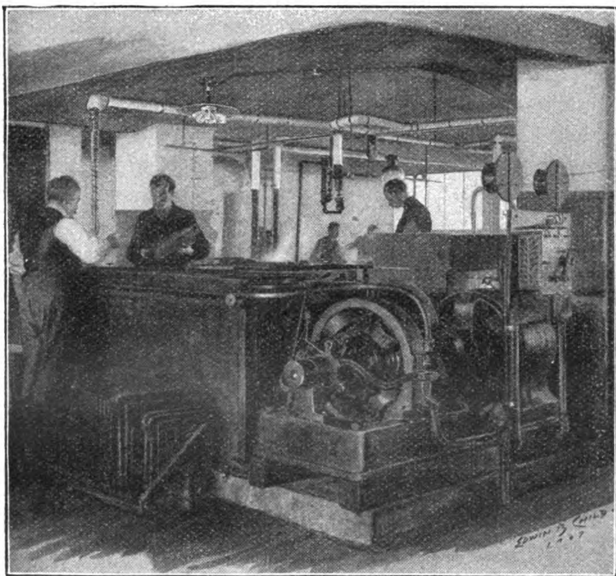
Nur wer Gelegenheit hatte, die Betriebseinrichtungen eines solchen großen Verlagshauses aus eigener Anschauung kennen zu lernen, wird sich eine ganz zutreffende Vorstellung machen können von den Anforderungen, die die technisch mustergültige Herstellung mehrerer, in kurzen Zwischenräumen erscheinender und in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteter illustrierter

Zeitschriften bedingt. Die Arbeit, die auf die Beschaffung und Redaktion des literarischen wie des künstlerischen Materials verwendet werden muß, lassen wir dabei ganz außer Betracht, obgleich sie ja selbstverständlich die für die Lebensfähigkeit und den Erfolg des betreffenden Unternehmens entscheidende ist. In diese rein geistige, hundertfältig gegliederte Arbeit wird sich dem Uneingeweihten nur schwer ein verständnisvoller Einblick erschließen lassen. Die rein technische Seite ist zudem auch die das Publikum in ungleich höherem Maße interessierende.

So möge er denn an der Hand unserer Abbildungen, die einen Teil der Betriebseinrichtungen eines großen Zeitschriftenverlags darstellen, die Entstehung einer Zeitschrift verfolgen.

Das als Unterlage für die Herstellung des Textes dienende Manuskript wandert zunächst in den Setzersaal, von dem wir auf unserem ersten Bilde einen Teil zu Gesicht bekommen. Von besonderem Interesse für den Beschauer sind dabei ohne Zweifel die Setzmaschinen, an denen wir im Vordergrunde rechts zwei Setzer beschäftigt sehen. Sie sind in der hier vorgeführten Gestalt, der sogenannten Monotyp-Maschine, eine Erfindung der allerneuesten Zeit, wenn auch die ersten — wenig erfolgreichen — Versuche, die Handarbeit des Schriftsetzers durch mechanische Einrichtungen zu erleichtern, bis in das Jahr 1812 zurückreichen. Die erste praktisch brauchbare Setzmaschine erfand Kastenbein im Jahre 1870. Sie ist indessen weit überholt worden durch die später ersonnenen Maschinen, von denen die für den Satz erforderlichen Buchstaben jedesmal neu gegossen und automatisch zu Zeilen vereinigt werden. Die Monotyp-Setzmaschine bildet eine neuere Vervollkommnung dieser Gattung, die das Setzen und

Gießen auf zwei verschiedene, voneinander unabhängige Maschinen verteilt. Auf der ersten wird mit Hilfe von 257 verschiedenen Tasten, die nach Art der bekannten Schreibmaschinentastatur angeordnet sind, von dem Setzer ein besonderes Manuskript für den Gießapparat hergestellt, ein für den Unkundigen vollständig un-

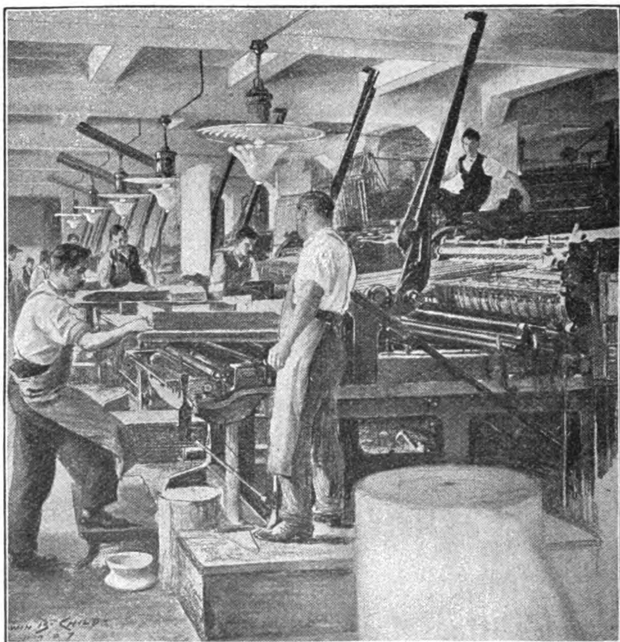


In der Galvanoplastik.

leserliches allerdings, denn bei jedem Tastenanschlag erhält ein fortlaufender Papierstreifen ein oder zwei Löcher, die durch ihre Stellung zueinander einen bestimmten Buchstaben bezeichnen. Ist eine Zeile annähernd gefüllt, so wird der Setzer durch ein Glockenzeichen aufmerksam gemacht, und ein Zeiger weist jeweils auf eine Doppelzahl, worauf durch Anschlagen

zweier weiteren mit obigen Nummern versehenen Tasten das „Ausschließen“ der Zeile besorgt, das heißt die Zeile auf die erforderliche Breite gebracht wird.

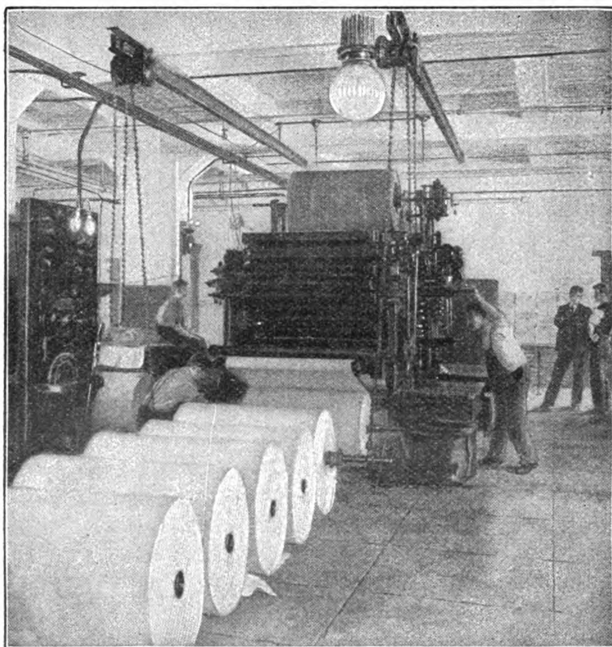
Gleich hier mag übrigens bemerkt werden, daß diese



Schnellpressen.

Maschine nicht nur für glatten, gleichmäßig fortlaufenden Satz verwendbar ist, sondern daß sie auch gemischten, das heißt solchen Satz, bei dem durch verschiedene Schriften das Herausheben einzelner Worte und Sätze nötig wird, mit dem gleichen Zeitaufwand wie glatten Satz liefert.

Aus dem Tastapparat wandert der fertige Papierstreifen in die Gießmaschine. In dieser befindet sich eine Platte, die für jedes in der Tastatur vertretene Schriftzeichen eine entsprechende Matrize enthält. Wird



Rotationsmaschine mit den dazu gehörigen Rollen „endlosen" Papiers.

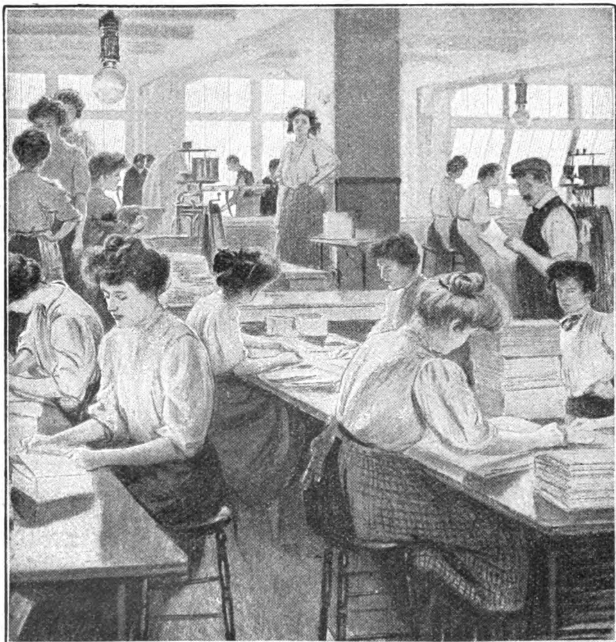
nun der gelochte Papierstreifen in die Maschine eingelegt, so bewirkt ein automatischer Bewegungsmechanismus, daß bei jeder Berührung einer durchlochten Stelle eine der Durchlochung entsprechende Mater vor den Gießmund der Maschine geführt und die betreffende Type gegossen wird. Diese wandert dann — ebenfalls

automatisch — zum Fertigmachapparat, um sich darauf ihren Vorgängern anzuschließen, bis eine Zeile gefüllt ist. Der ganze Vorgang, der in der Darstellung ziemlich verwickelt erscheinen mag, vollzieht sich mit großer Schnelligkeit und vollkommenster Genauigkeit.

Ein bei der Herstellung von so großen Auflagen, wie sie die verbreitetsten Zeitschriften haben, unerläßliches Hilfsmittel ist die Stereotypie, ein Verfahren, durch welches von den aus Lettern gesetzten Druckseiten vertiefte Formen abgenommen und vermittels derselben durch Ausguß der vertieften Formen wieder erhöhte, den ursprünglichen Satzseiten genau entsprechende Druckplatten hergestellt werden. Dieses Verfahren ist bei Zeitungen und Zeitschriften mit großen Auflagen unerläßlich, weil diese zum großen Teil auf den weiter unten erwähnten Rotationsmaschinen gedruckt werden, auf welchen der Druck unmittelbar von Schrift nicht möglich ist, sondern nur Rundplatten verwendet werden können. Zudem gestattet dieses Verfahren die Vervielfältigung des Satzes, wodurch erst die Bewältigung solch großer Auflagen möglich wird. Es würde zu weit führen, die Einzelheiten des Verfahrens an dieser Stelle zu schildern, und wir müssen uns darauf beschränken, zu erwähnen, daß in jeder Zeitungs- und Zeitschriftendruckerei eine größere Zahl von Arbeitskräften lediglich mit der Herstellung der Stereotypplatten beschäftigt wird.

Eine große Rolle, namentlich für den Druck der Bilder, spielt ferner die Galvanoplastik oder Elektrotypie. Sie dient gleichfalls der Herstellung von Druckplatten für die Buchdruckpresse, aber das Verfahren ist ein wesentlich anderes als bei der Stereotypie. Es bedeutet die praktische Anwendung der durch

den elektrischen Strom bewirkten chemischen Zersetzung, die von der Wissenschaft mit dem Namen der Elektrolyse bezeichnet wird. Man bewirkt aus einer wässerigen Metallösung durch Elektrizität die Ausscheidung des Metalls am negativen Pol und verwertet die Eigen-

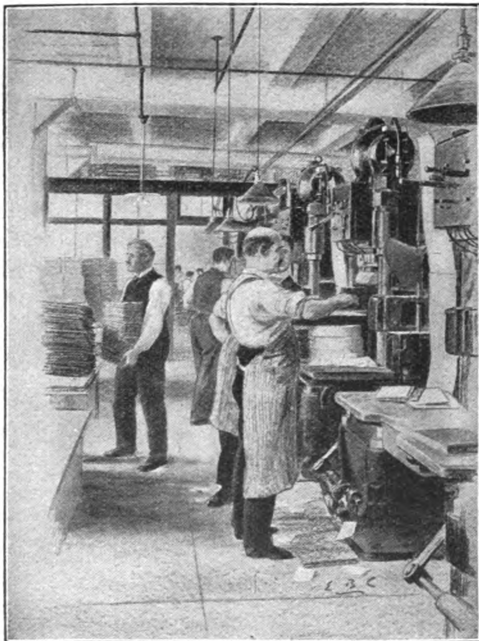


In der Buchbinderei.

tümlichkeit des sich ausscheidenden Metalls, eine mit ihm leitend verbundene Wachsmatrize ganz gleichmäßig und unter Wiedergabe der feinsten Einzelheiten zu bedecken.

Durch den galvanoplastischen Niederschlag erhält man die vorzüglichsten Kopien einer Druckform, sei es

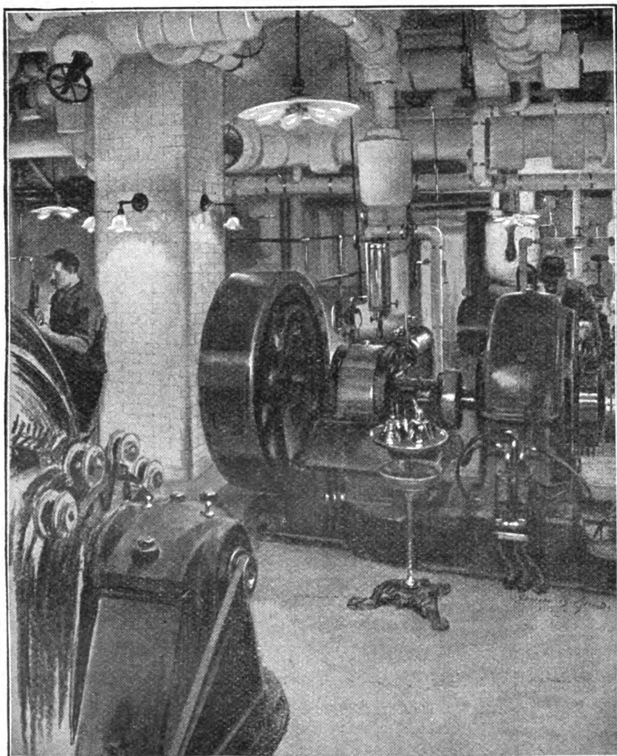
Holzschnitt, Ätzung oder Schriftsatz, die von außerordentlicher Dauerhaftigkeit, Feinheit und Schärfe sind. Während auf der dritten unserer Abbildungen einige von den Pressen sichtbar sind, die zur Herstellung der Formen für die Galvanoplastik dienen, zeigt uns die vierte den Raum, in welchem der Prozeß selbst vor sich geht. Man bringt zu diesem Zweck die Formen (Wachsmatrizen) in ein Bad aus einer mit Schwefelsäure angesäuerten Lösung von Kupfervitriol, weil Kupfer sich am leichtesten und schönsten ausscheidet. Von der Verwendung galvanischer Elemente zur Erzeugung des benötigten Stromes ist man jetzt fast ganz abgekommen, man bedient sich dazu fast nur noch der Akkumulatoren oder der Dynamomaschinen, wie auf unserem Bilde.



Vergolde- und Prägepressen.

Der Druck vornehm ausgestatteter illustrierter Zeit-

schriften erfolgt durchweg auf der Schnellpresse, einer in ihren Grundprinzipien von den deutschen Mechanikern König und Bauer schon im Jahre 1810 er-



Maschinen zur Erzeugung der elektrischen Betriebskraft und Beleuchtung.

sonnenen, heute bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildeten Maschine, die alle zum Druck nötigen Verrichtungen selbsttätig ausführt, und zwar in einer Schnelligkeit, die der mit der früher üblichen

Handpresse erreichbaren um ein Vielfaches überlegen ist.

Wir sehen eine Anzahl dieser Schnellpressen, von denen jede ein kleines Vermögen kostet, auf unserem fünften Bilde, das sechste aber zeigt uns die hintere Seite einer für den Druck auf sogenanntem endlosen Papier bestimmten, oben erwähnten großen Rotationsmaschine, die sich von der gewöhnlichen Schnellpresse hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß der Druck nicht wie bei dieser von flachen, sondern von rund gebogenen, mantelartig um einen Zylinder gelegten Schriftplatten erfolgt. Diese Platten können natürlich niemals aus beweglichen Buchstaben, sondern nur mit Hilfe der Stereotypie hergestellt werden, und wenn auch heute bereits Rotationsmaschinen für den Bilderdruck, sowie für Zwei- und Mehrfarbendruck gebaut werden, so bedient man sich ihrer doch fast ausschließlich für die Herstellung von Tageszeitungen oder billigen Massenauflagen, während alle feineren Arbeiten der Schnellpresse vorbehalten bleiben.

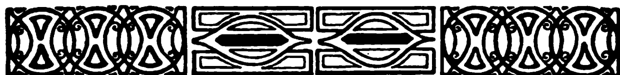
Die letzte Hand an das im Druck fertiggestellte Zeitschriftenheft oder an die zu einem Bande zu vereinigenden einzelnen Druckbogen wird dann in der Buchbinderei gelegt, die in den Geschäftshäusern großer Verlagsfirmen zumeist einen sehr beträchtlichen Raum einnimmt und eine Menge männlicher und weiblicher Arbeitskräfte in Tätigkeit setzt.

Da sehen wir Papierschneidemaschinen und Pappenscheren, Satinierwalzen, Falz-, Drahtheft-, Abpreß-, Beschneide-, Eckenrundstoß- und Buchrückenrundemaschinen, von denen die eine und die andere zumeist noch in zahlreichen Exemplaren vertreten ist. Nur aus der Fülle dieser mechanischen Hilfsmittel und der durch sie ermöglichten vorteilhaften Arbeitsteilung erklärt sich

die Wohlfeilheit der Buchbinderarbeit bei gleichzeitiger Herstellung von vielen tausend Exemplaren eines und desselben Buches — eine Wohlfeilheit, die im handwerksmäßigen Kleinbetriebe niemals zu ermöglichen ist.

Der Leser wird also auch künftig seinem Buchbinder nicht zürnen, wenn er ihm für das Binden eines einzelnen Bandes das Doppelte oder Dreifache von dem berechnet, was ein vom Verleger fertig gelieferter Band bei ungleich reicherer Ausstattung kostet. Aber der Leser wird, wie wir hoffen, künftig auch einen solchen Band oder ein Heft seiner Lieblingszeitschrift nicht zur Hand nehmen, ohne einen gewissen Respekt vor den Errungenschaften des erfinderischen Menschengeistes zu empfinden, der tausend verschiedenartige Kräfte zielbewußt einem einzigen Zwecke dienstbar zu machen versteht.





Pfeffergurken.

Hauswirtschaftliche Skizze von Fr. Partner.

Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Oft genug hört man von ganz tüchtigen Hausfrauen die Klage, daß ihre Pfeffergurken, die sie im Winter als Zuspeise zu allen möglichen Gerichten oder zur Herrichtung von Salaten, zur Verzierung der Schüsseln zu verwenden hofften, unschmackhaft geworden oder gar völlig verdorben sind. Der Grund für diesen Mißerfolg ist meist, daß man diese oder jene Vornahme beim Einmachen der Pfeffergurken für eine unwesentliche Kleinigkeit erachtet hat, während sie in Wirklichkeit für die Schmackhaftigkeit und Erhaltung von großer Bedeutung ist.

Man kann die Pfeffergurken auf kaltem und warmem Wege einmachen. Die kalte Zubereitung verdient vor der warmen entschieden den Vorzug. Sie ist nicht so umständlich, verlangt nur wenig Zeit und läßt den Gurken den ihnen eigenen Geschmack. Die warme Zubereitung, die ein mehrmaliges Aufkochen in Weinessig nötig macht, hat gegenüber der kalten allein den Vorteil, daß bei ihr die grüne Farbe der Gurken besser erhalten bleibt.

Die kalte Zubereitung umfaßt zwei Abschnitte. Der erste bezieht sich auf die Reinigung der Gurken und ihre Einlegung in eine Salzschicht während eines Zeitraumes von vierundzwanzig Stunden. Durch letztere Vornahme werden sie gezwungen, die wässerige

Flüssigkeit, die sie enthalten, an das Salz abzugeben. Der zweite Abschnitt besteht in der Einbringung in die Glasbüchsen und der Überschüttung mit Weinessig.

Man kann zwar zum Einmachen Pfeffergurken verwenden, die in der ersten Hälfte des Septembers, und wenn das Wetter mild ist, sogar solche, die in der zweiten



Die Entfernung der Stiel- und Blattreste.

Hälfte dieses Monats gepflückt worden sind, gleichwohl ist es aber immer ratsamer, Gurken von den frühesten Ernten einzumachen, da die Reife und die Bedingungen, unter denen sie sich vollzieht, einen Einfluß auf das gute Gelingen der Zubereitung zu haben scheinen. Sind, wie schon angedeutet, die Tage bis in den September hinein warm, und die Nächte mild, ohne starke Temperaturschwankungen und nur wenig feucht, so reifen die Pfeffergurken auch jetzt noch genügend und bleiben

dann später, eingemacht, gesund. Bei der Empfindlichkeit der Pfeffergurken aber gegen Temperaturerniedrigungen und Feuchtigkeit genügt schon eine kurze Kälte- oder Regenperiode, um sie in der Reife zu beeinträchtigen. Man merkt dann die Schädigung daran, daß die Stiele weißlich aussehen. Die Gurken selbst erscheinen in diesem Zustande noch ganz gesund, gleichwohl aber kränkeln sie bereits. Dies zeigt sich später, wenn sie eingemacht sind, denn sie gehen dann in dem Weinessig in eine Art Gärung über, werden weich, schrumpfen zusammen und setzen einen Schaum ab, wie er bei Fäulnisprozessen beobachtet wird. Man geht daher immer sicherer, wenn man nur Früchte aus den frühesten Ernten verwendet, da man bei ihnen eine Schädigung durch die Witterung nicht zu befürchten braucht.

Sodann sollen die Gurken, weil auch dies mit dem Reifezustand zusammenhängt, über eine gewisse Größe nicht hinausgehen. Am besten sind sie, wenn sie eine Länge von 7 Zentimeter und eine Stärke von 8 bis 16 Millimeter haben. Weiterhin müssen sie schön grün, straff und hart sein und dürfen keinerlei Flecken und faulige Stellen aufweisen, denn die Pfeffergurken sind auch eingemacht äußerst empfindlich, und die kränkelnden können sehr leicht die gesunden anstecken. Man muß daher bei der Auswahl streng zu Werke gehen. Aus ähnlichem Grunde sind alle welken und weichen, sowie alle dunkelgrünen Gurken auszulesen. Endlich muß man später auch alle die entfernen, welche, nachdem sie aus dem Salz herausgenommen worden sind, nicht trocken und nicht hart werden.

Kann man die Gurken in seinem eigenen Garten pflücken, so ist die geeignetste Zeit dafür der frühe Morgen, wenn sie, unter den Blättern verborgen, noch

nicht von der Sonne erhitzt oder vom Tau benetzt worden sind.

Sofort nach dem Pflücken oder sogleich, nachdem man sie auf dem Markt gekauft hat, muß man an die Zubereitung schreiten, da sie sehr schnell welken und



Das Abbürsten der Gurken.

ihre Frische verlieren. Alle unnötigen Berührungen sind zu vermeiden.

Zunächst muß man die Stiel- und Blattreste entfernen, die noch an den Gurken hängen. Zur Ablösung des Stielrestes nimmt man die Gurke zwischen die Fingerspitzen beider Hände, drückt den Nagel des rechten Daumens gerade dort ein, wo sich der Stiel an die Gurke ansetzt — eine Stelle, die sich durch eine seichte Einschnürung bemerkbar macht — und dreht dann mit den Fingern der linken Hand die Gurke von innen

nach außen. Auf diese Weise kneift man den Stengel leicht und glatt ab. Zuweilen hängen an dem Scheitel der Gurke noch einige vertrocknete Blumenblättchen, die dann ebenfalls zu entfernen sind.

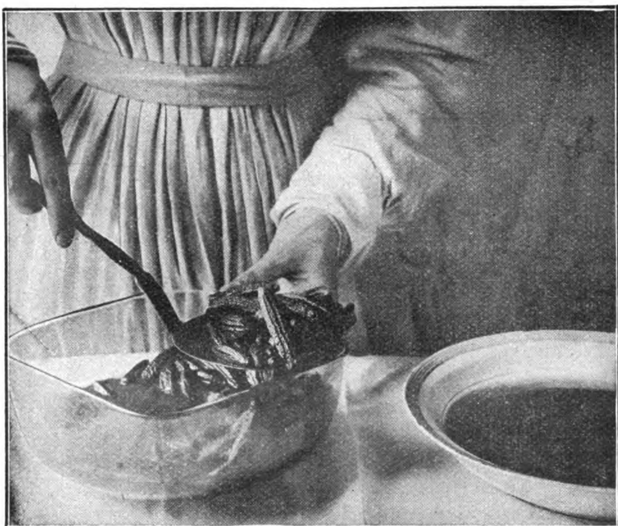
Nach dieser Vornahme sind die Gurken von dem Staub und dem weißlichen Reif zu befreien, von dem



Das Einsalzen der Gurken.

sie bedeckt sind. Man führt dies mit einer Bürste aus. Am meisten eignet sich dazu eine Bürste, wie man sie zum Teppichreinigen benützt. Die Borsten derselben sollen weder zu starr noch zu weich sein. Natürlich darf die Bürste noch zu keinem anderen Zweck gebraucht worden sein. Man nimmt die Gurke in die linke Hand, dreht sie langsam um und bürstet sie dabei kräftig mit der Bürste ab, bis die Gurkenschale lackähnlich glänzend erscheint. Doch dürfen Schrunden dabei nicht entstehen.

Nun muß man die Gurken während vierundzwanzig Stunden entwässern. Zu diesem Zweck legt man zunächst auf den Boden einer Porzellan- oder Tonschüssel eine Lage Salz von 3 bis 4 Millimeter Dicke und breitet in ihr eine Lage Gurken gleichmäßig so aus, daß sie ganz vom Salz bedeckt sind. Darauf schüttet man eine



Die Abspülung der Gurken.

neue Lage Salz in die Schüssel, bettet in sie wiederum Gurken ein und fährt damit abwechselnd so lange fort, bis entweder die Schüssel gefüllt oder der Vorrat erschöpft ist. Wasser wird nicht hinzugefügt.

Die Schüssel wird in einen möglichst kühlen Speiseschrank oder in den Keller gestellt. Das Wasser, das das Salz aus den Gurken herauszieht, bildet sich zu einer Lauge um, in die die Gurken eingetaucht sind. Nach vierundzwanzig Stunden haben sie infolge der Wasser-

abgabe die straffe Schwellung verloren, und die grüne Farbe ist etwas abgeblaßt. Man lasse sie jetzt nicht länger in der grauen Salzlake liegen, sondern in einem Durchschlag oder Sieb abtropfen.



Die Würzstoffe für die Gurken.

Während dies geschieht, bereitet man in einem Behälter eine Mischung von Wasser und Weinessig, um die Gurken darin von der anhaftenden Lake zu säubern. Man nimmt zu dem Wasser ein Viertel oder die Hälfte Weinessig. Von vielen wird diese Abwaschung für unnötig gehalten, aber sie hat doch ihren guten Grund, denn durch sie werden die Gurken von den Unreinlichkeiten der Lake befreit, die sonst die Klarheit des später aufgefüllten Weinessigs beeinträchtigen. Durch diese Abspülung aber erscheinen

die Gurken um vieles netter, reiner und überhaupt schöner, und es ist bekannt, wie sehr ein hübsches Aussehen immer auch den Appetit der Speisenden anreizt.

Nachdem man also die Gurken zehn bis fünfzehn Minuten hat abtropfen lassen, bringt man sie in eine Mischung von Wasser und Weinessig, läßt sie dort etwa fünf Minuten liegen, wendet sie hin und her und kann sie nun, nachdem man sie wiederum gut hat abtropfen lassen, in die Einmachbüchse einlegen.



Das Einfüllen in die Büchse.

Wenden wir uns nun zu den Würzstoffen, die man zu den Gurken hinzugibt. Gebraucht werden enthülste Perlzwiebeln, etwa vierzig an der Zahl, zwei Estragonzweige, ein Dutzend weiße Pfefferkörner und zwei der

länglichen Schoten des spanischen Pfeffers für eine 1½ Liter fassende Büchse. Je nach dem persönlichen Geschmack kann man von den Zutaten auch etwas mehr nehmen, wodurch die Gurken würziger und pikanter werden.



Das Verschließen der Büchse.

Als Einmachgefäß wählt man am besten eine Glasbüchse, doch eignet sich dazu auch eine nicht glasierte Tonkruke. In ihr ordnet man die Gurken lagenweise an, indem man von Zeit zu Zeit einige Perlzwiebeln dazwischen einschaltet. Die Estragonzweige und den spanischen Pfeffer bringt man mehr in die Mitte und streut endlich über das Ganze die weißen Pfefferkörner.

Von dem Gefäß läßt man einen Rand von 3 bis 4 Zentimeter Höhe frei und gießt nun über die Gurken

guten kalten Weinessig, so daß er etwa 2 Zentimeter hoch über den Gurken steht.

Nun bleibt nur noch die Verschließung der Büchse übrig. Man benützt dazu einen Kork, den man vorher einige Minuten lang in kochendem Wasser aufbrüht. Zuweilen teilen die Pfropfen trotz dieser Vorsichtsmaßregel den Gurken einen unangenehmen Geschmack mit. Darum ist es vorteilhaft, den Pfropfen mit einem Stück völlig reiner Leinwand zu umwickeln. Man muß den Pfropfen mit den Fingern fest in den Büchsenhals hineindrücken, damit ein dichter Verschluß herbeigeführt wird. Zuletzt wird noch Pfropfen und Büchsenhals mit einem Stück Pergamentpapier umwunden, das man mit Bindfaden festschnürt.

Der Genauigkeit halber seien noch einmal die Mengenverhältnisse angegeben, die für eine Büchse von 1½ Liter zu wählen sind. Man verwendet dafür: 1 Kilogramm Pfeffergurken, 40 bis 50 Perlzwiebeln, 2 Estragonzweige, 10 weiße Pfefferkörner, 2 spanische Pfefferschoten, 750 Gramm Weinessig.

Hat man nicht auf einmal so viel Pfeffergurken zur Verfügung, als zur Füllung einer Büchse von der erwähnten Größe erforderlich sind, so braucht man deshalb nicht eine kleinere Büchse zu benützen. Man kann vielmehr, da diese Größe gerade die empfehlenswerteste ist, so verfahren, daß man zuerst den vorhandenen Vorrat einlegt und später, wenn man neue Gurken erhalten hat, nachfüllt. Bei der kalten Zubereitung leiden die bereits eingemachten Gurken durch die spätere Nachfüllung in keiner Weise.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine Invasion in England. — Es war vor 350 Jahren. Königin Maria von England, die von der Geschichte den Beinamen „die Blutige“ erhielt, hatte sich in einen verhängnisvollen Krieg mit Frankreich treiben lassen, der für England den Verlust von Calais zur Folge hatte.

An einem warmen, klaren Sommerabend sah John Dixon, der Strandwächter der im Atlantischen Ozean dem Bristolkanal vorgelagerten, wegen ihrer felsigen Küste für die Waffentechnik jener Zeit nahezu uneinnehmbaren Lundy-Insel, am fernen Horizont die Segel eines Schiffes auftauchen. Mit geschwellten Segeln steuerte das Fahrzeug gerade auf die Insel zu. Dixon lehnte gleichmütig an einem Felsen und blickte hinaus. Aber als der Segler immer näher kam und seine Formen deutlicher erkennbar wurden, da wurde des Strandwächters Aufmerksamkeit doch rege. Was sich da langsam näherte, sah nicht aus wie ein Barnstapler Heringsfänger; es wuchs und wuchs, deutlich hob sich bereits der weitausladende Bug vom blauen Himmel ab, und stolz blähten sich die ungewöhnlich großen und zahlreichen Segel.

Johnny zog die Hände bedächtig aus den Hosentaschen, führte die Finger zum Munde und ließ einen gellenden Pfiff ertönen. Es war ein wohllautender, ein musikalischer Pfiff, der sich an den Felsen der Insel brach und sechsfach rollend zurücktönte.

Das Warnsignal tat sofort seine Wirkung. Die Bewohner der einsamen Insel besaßen den sehr begreiflichen Fehler der Neugier in hohem Maße. In ihrer Weltabgeschiedenheit ereignete sich so selten etwas Besonderes, daß der Pfiff des Strandwächters für sie dasselbe bedeutete wie für unsere

Kinder das Glockenzeichen am Weihnachtsabend. In weniger als zwei Minuten waren alle Insulaner um den Strandvogt versammelt, allen voran die Respektsperson der Insel, der würdige Friedensrichter Harry Bruce.

„Das ist ein Kriegschiff,“ entschied er.

„Ein fremdes Kriegschiff sogar,“ ergänzte Gerald Hawkins, der früher Steuermann gewesen war.

„Was will hier eine fremde Fregatte?“ murmelte Bruce, dem es unbehaglich wurde. „Holt eure Waffen, die Kerle dürfen nicht zum Anlegen kommen.“

Der Aufruf zu den Waffen aber schien unnötig zu sein. Das Schiff war inzwischen in Rufweite gekommen, und deutlich erkannte man die lustig im Winde wehende Flagge.

„Ein niederländisches Schiff ist's,“ sagte Hawkins. „Da haben wir nichts zu befürchten.“

„Aber wie kommt ein holländisches Kriegschiff hierher, und was will es von uns?“ knurrte der noch nicht völlig beruhigte Friedensrichter.

Man sollte bald Näheres erfahren. Die Fregatte warf ihre Anker aus, und gleich darauf stieß ein Boot ab, das einen jungen Offizier absetzte, der höflich grüßte und sich vor den Anwesenden verbindlich verneigte.

„Hendrik van Geldern ist mein Name,“ erklärte er. „Ich komme mit einer Bitte auf Ihre Insel. Auf der Fahrt ist unser Kapitän schwer erkrankt, er bedarf dringend einiger Stärkung, an Bord aber haben wir nur die für ihn ungeeignete Schiffskost.“

„Selbstverständlich helfen wir gerne,“ entgegnete der Friedensrichter, und die guten Insulaner, die alle aus Erfahrung die Nöte und Entbehrungen des Seemannsberufes kannten, überboten sich im Eifer rascher Hilfeleistung. Während sie Milch, Honig, frisches Brot und saftige Hammelkeulen herbeischleppten in einer Fülle, an der zehn kranke Kapitäne sich hätten erlaben können, führten Bruce und seine Gattin den jungen Gast in ihr stattliches Haus, um ihm bei reichlichem Mahle ihr Mitgefühl ganz besonders deutlich zu machen.

Hendrik van Geldern erwies sich als ein guter Gesellschafter,

und als der junge Offizier nach einer Stunde sein Boot wieder bestieg, um nach der Fregatte zurückzurudern, da nahm er nicht nur Lundys beste Hammelrücken mit sich, sondern auch die volle Sympathie der Bewohner.

Mehrere Tage lang lag die Fregatte auf der Reede von Lundy Island, jeden Tag sandten die mitleidigen Insulaner frische Milch und andere gute Dinge an Bord, und der kranke Kapitän ließ dafür wiederholt seinen Dank sagen.

Aber gesund konnte ihn die Fürsorge der Lundier leider nicht wieder machen, seine Erkrankung nahm ein trauriges Ende, und eines Tages erschien Hendrik van Geldern und meldete, daß der Führer des Schiffes gestorben sei. Da sie nun so nahe bei der schönen Insel lägen und von den Bewohnern schon so viel Freundlichkeit erfahren hätten, bäten er und seine Genossen um Anfertigung eines Sarges und um Gewährung eines Ruheplatzes auf dem kleinen Friedhofe des Eilands für den Toten.

Gern kamen die Insulaner diesem Wunsche nach, und Jerry Crookes, der sich auf Zimmerarbeiten verstand, rechnete es sich zur Ehre an, dem fremden Seemann einen besonders prächtigen Sarg zu zimmern für seinen letzten langen Schlaf.

Am Morgen des nächsten Tages landete nach und nach die gesamte Besatzung der Fregatte zu einer ernsten Trauerfeier auf der Insel. In seinem schönen, mit einem Flaggentuch geschmückten Sarge brachten sie den toten Kapitän mit sich, und unter dem teilnehmenden Geleit aller Inselbewohner führten sie die Leiche nach der kleinen Kapelle über. Hier baten sie die Eingeborenen, sie eine kurze Weile in der Kapelle allein zu lassen, da ihre Vorschrift eine Teilnahme Fremder an ihren Zeremonien nicht gestatte.

Sofort entsprachen die Lundier dieser Bitte und harrten mit der Ehrerbietung, die wohl am meisten der Seemann und Küstenbewohner der Majestät des Todes zollt, vor der Tür.

Aber in diesen kurzen Minuten spielte sich im Innern der Kapelle eine merkwürdige Szene ab. Hendrik van Geldern, der freundliche junge Offizier, öffnete den Sarg, in dem sich keine Leiche befand, sondern der angefüllt war mit Schwertern,

Pistolen und Hakenbüchsen. Eilig stürzte sich die ganze Schiffsmannschaft über den Sarg und bewaffnete sich bis an die Zähne. Dann schlichen die Leute an die Tür, auf ein kurzes Kommandowort flogen die Türflügel auf, und mit des Gedankens Schnelle stürzten sich die fremden Krieger auf die vor Schrecken gelähmten Insulaner. Ehe sie zur Besinnung kamen, waren sie niedergeworfen und gefesselt, zwei waren erschlagen und mehrere verwundet.

Dann ergoß sich die Schar der Sieger über die Häuser der Überwältigten, raubte und plünderte, brannte und verwüstete in kurzer Frist alles Hab und Gut der arglos-gastfreundlichen Menschen.

Die heimtückischen Feinde waren keine Holländer, sondern Franzosen. Sie hatten sich mit diesem Handstreich in den Besitz der Insel gesetzt, die den Schlüssel zum Bristolkanal bildet. Hier wollten sie Verstärkung abwarten, um dann Barnstaple, die gegenüberliegende Küstenstadt, zu überfallen.

Aber die Verstärkung blieb aus. Der Krieg war bereits beendet, und der Einfall vom Westen her in das englische Königreich blieb ein unausgeführter Plan. Nach einigen Tagen vergeblichen Harrens zog die Fregatte wieder ab und befreite die Insel, deren Bewohner aber zeitlebens diese Invasion der Franzosen nicht vergaßen. G. F. M.

Wie lange dauert ein Augenblick? — Täglich und stündlich kann man im Gespräch Redensarten hören wie: „Ach bitte, einen Augenblick!" — „Nur einen Augenblick Geduld!" — „Ich gehe nur auf einen Augenblick hinunter!" — „Nun ist der ersehnte Augenblick gekommen!" und so weiter. Ohne zu übertreiben, darf dieser „Augenblick" als ein völlig unbegrenzter Zeitraum bezeichnet werden, der zum mindesten nie das ist, was sein Name eigentlich besagt. Die Länge dieses gesellschaftsoffiziellen Augenblicks schwankt meist zwischen einigen Minuten und mehreren Stunden. Ist der stark beschäftigte Beamte auf der Post, dem Gericht, dem Magistrat oder dem Steuerbureau einmal ausnahmsweise so höflich, von unserem Erscheinen sofort Notiz zu nehmen, und vertröstet er uns mit dem beliebten „Augenblick", so kann man sich ohne

weiteres auf ein viertel- bis halbstündiges, wenn nicht noch längeres Warten einrichten. Geht der vielgeplagte Familienvater Abends „auf einen Augenblick" in seine Stammkneipe, so dehnt sich dieser heuchlerisch bescheidene Augenblick gewiß auf mehrere Stunden aus. Und solcher Beispiele aus dem Gebiete des Menschlichen-Allzumenschlichen könnten noch Hunderte zu Tage gefördert werden, aber ich habe mir ja auch vorgenommen, den verehrten Leser „nur einen Augenblick" in Anspruch zu nehmen.

Jedenfalls geht die gesamte Menschheit mit dem Begriffe des Augenblicks mit unverantwortlicher Willkür um, und selbst Dichter von der Bedeutung eines Schiller geben darin durchaus kein besseres Beispiel. Läßt doch unser Dichterheros seinen Don Carlos gar in die vermessenen Worte ausbrechen: „Ein Augenblick, gelebt im Paradiese, ist nicht zu teuer mit dem Tod erkauft!" Auch der edle Spanierprinz bleibt uns die Aufklärung darüber schuldig, auf wie lange Zeit er diesen Wonneaugenblick veranschlagt.

Und doch ist die Bestimmung der wirklichen Dauer eines Augenblicks schon in dem Worte selbst angedeutet: er währt so lange als das Auf- und Niederschlagen der Lider bei einem raschen Blick, ist also die Zeit eines Blinzelns. Nun wäre also noch die Frage zu stellen: Läßt sich die Zeitdauer eines solchen Blinzelns messen und genau berechnen?

„Lächerlich!" wird man als Laie im ersten „Augenblicke" auf diese Frage erwidern. „Wie sollte man wohl ein solches Blinzeln messen können?" Und doch ist dies geschehen. In einer physiologischen Zeitschrift waren vor einiger Zeit wissenschaftlich genaue Berechnungen aufgestellt, die mittels eines besonders fein konstruierten Instrumentes gewonnen wurden.

Die Dauer eines Augenblicks gelangt selbst dem aufmerksamsten Beobachter nur selten zum Bewußtsein, weil das, was wir mit einem solchen kurzen Blinzeln sehen, auf der Netzhaut sich noch längere Zeit bemerkbar macht, nachdem die Lider schon wieder geschlossen sind. Das Aufschlagen und Schließen der Lider hat aber verschiedene Ursachen, es kann mit Bewußtsein, also willkürlich, ausgeführt werden, oder auch

die Wirkung eines Reflexes unserer Nerven sein. Je nachdem nun diese Bewegung willkürlich oder reflektorisch erfolgt, ist ihre Schnelligkeit größer oder geringer. Sie beträgt beim Heben des Augenlides ein Fünftel bis höchstens ein Drittel einer Sekunde und nimmt beim Senken noch geringere Zeit, nämlich von einem Zehntel bis zum Vierzehntel einer Sekunde, in Anspruch. Innerhalb einer Sekunde vermag sich also unser Auge zwei- bis dreimal zu öffnen und zu schließen. Indessen schwankt diese Zeitbestimmung in kleinem Umfange doch noch, weil die häufige Wiederholung dieses Vorganges, allerlei äußere Reize, die Einwirkung feiner elektrischer Ströme, Luftbewegung und dergleichen das Lidheben und -senken sehr unregelmäßig gestalten.

Man kann sich aber immerhin mit der Erkenntnis begnügen, daß ein „Augenblick“ durchschnittlich etwa eine Drittelsekunde ausmacht, wenn auch diese Erkenntnis selbst den unleidlichsten Pedanten nicht dazu veranlassen wird, die Konsequenzen für die Anwendung der einmal eingebürgerten Redensart „Bitte, einen Augenblick!“ von nun an eigensinnig mit dem Chronometer in der Hand zu ziehen. Lieber wollen wir uns mit dem Gedanken befreunden, daß selbst ein so winziger Tropfen aus dem großen Zeitenmeer, wie ihn ein Augenblick darstellt, voll des Glückes sein kann und deshalb zu schade ist, unnütz vernörgelt zu werden. O. Th. St.

Neue Erfindungen. I. Wäschekochtopf „Triumph“. — Die Industrie ist mit unermüdlichem Eifer bestrebt, die schwerste aller Hausarbeiten, das Waschen der Wäsche, zu erleichtern. Eine derartige Vorrichtung ist ein Bedürfnis, vorausgesetzt, daß die Vorteile auch wirklich greifbar sind, der Preis als mäßig zu bezeichnen ist, und jeder Hausfrau es ermöglicht wird, auch unter bescheidenen Verhältnissen sich einen derartigen Apparat anzuschaffen. Diese Forderungen scheint der Wäschekochtopf „Triumph“ der Firma H. London in Hamburg, Rentzelstraße 15 zu erfüllen. Wie oft hat sich die Hausfrau schon darüber geärgert, daß die Wäsche nicht rein und weiß, sondern gelb eingekocht war, und wie viele haben deshalb die ganze Wäschekocherei endgültig abgeschafft.

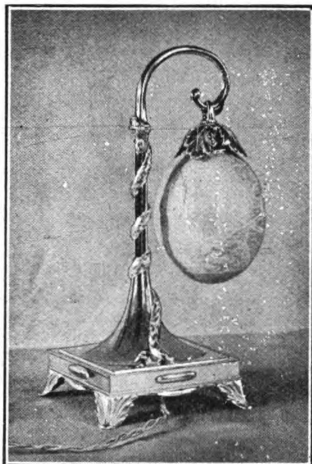
Mit Unrecht! Diese Übelstände beseitigt vollständig der Wäschekochtopf „Triumph“, denn er kann niemals überkochen, die Seife wird vollständig ausgenützt, und ebenso wird an Material bedeutend gespart, auch braucht dieser neue Wäschekochtopf keinen Aufpasser, die Hausfrau kann ohne Sorgen ihren sonstigen Haushaltarbeiten nachgehen. Die Wäsche wird beim Kochen beständig durch und durch gespült, ein Einkochen kann mithin nicht stattfinden, ein Überkochen und Dunsten ist vermöge des inneren Einhängesiebes ausgeschlossen. Durch Anbringung von kleinen Zäpfchen im Innern des Topfes, auf die man den Siebeinsatz setzt, ist eine leichte Handhabung und ein rasches, bequemes Ablaufen des heißen schmutzigen Wassers gewährleistet, auch ist ein Verbrühen der Hände bei diesem Topfe unmöglich. Bei den alten Wäschekochtöpfen kocht die Seife stetig hoch, läuft über, und der Geruch verpestet das ganze Haus, bei dem Triumphkochtopf ist dies eine Unmöglichkeit, es kocht ganz geruchlos. Berücksichtigt man diese Vorteile, den billigen Preis von 14 Mark und beste Herstellung aus doppelt verzinktem Stahlblech, so kann die Anschaffung eines solchen Wäschekochtopfes nur empfohlen werden.



Wäschekochtopf „Triumph“.

II. Nachtlampe mit hängendem Ei. — Unser Bild zeigt eine höchst originelle Nachtlampe, welche elektrisch erleuchtet wird. Es ist bekannt, daß das Straußenei während der Renaissancezeit öfter Veranlassung zur Herstellung von

Kunstgegenständen in oft recht phantastischer Aufmachung gegeben hat. Die abgebildete Arbeit weiß nun auch einen praktischen Gebrauch von dem interessanten Naturobjekt zu machen. Das reichgeschnitzte Ei, eine Straußenjagd darstellend, bildet in origineller Weise die Kuppel. Sehr hübsch wirkt der in ruhigem, feinem Empirestil gehaltene Fuß mit oben gebogener Säule, durch deren Hohlkörper die elektrischen Leitungsdrähte geführt sind, welche mit der im Innern des Straußeneies befindlichen elektrischen Lampe in Verbindung stehen. Eine von schlichtem, warmem Naturempfinden zeugende Dekoration ist das künstlerische Grundelement dieser reizvollen Arbeit. Die Neuheit wird von der Firma Karl Otto Schmidt in Bremen hergestellt, und das Gerät wirkt in der silbernen Montierung ebenso vornehm wie gediegen, da es sich von jeder unnötigen Zierform fernhält. Dieselbe Firma verwendet das Straußenei auch noch für andere Gegenstände, zum Beispiel für eine Nachtuhr, ferner für eine Tee- oder Kakesdose; die ebenso originelle als künstlerisch durchdachte Arbeit ist vom Kunstgewerbemuseum in Pforzheim angekauft worden.



Nachtlampe mit hängendem Ei.

Eine merkwürdige Operation. — Im Winter 1832 traf ein junger Engländer, Sir Henry V., in Wien ein, mietete in einem vornehmen Hotel mehrere Zimmer und ließ am Tage nach seiner Ankunft den Professor C., den damals berühmtesten Chirurgen Wiens, zu sich rufen.

Der Arzt erschien zur bestimmten Stunde. Sir Henry war allein und schloß, als der Gast eingetreten war, die Tür ab.

Dann legte er eine reichgefüllte Geldbörse und eine scharfgeladene Pistole vor sich auf den Tisch und erklärte: „Ich habe von Ihrer großen Geschicklichkeit gehört. Vernehmen Sie nun einen Vorschlag, der Sie allerdings in Erstaunen setzen wird, den auszuführen ich aber unerschütterlich entschlossen bin. Sie sollen mir nämlich, hier auf der Stelle, mein rechtes Bein unter dem Knie abnehmen. Gelingt Ihnen die Operation und Heilung gut, so gehört diese Börse mit ihrem reichen Inhalt Ihnen; machen Sie aber Umstände oder verweigern Sie gar mein Verlangen, so ist der eine Schuß in dieser Doppelpistole für Sie, der andere für mich. Nun wählen Sie!"

Entsetzt rief der Arzt: „Aber Ihre Beine sind ja so gesund als die meinen!"

„Hier ist nicht die Rede von Ihren Beinen. Genug, ich will eines von meinen Beinen verlieren, und Sie nehmen es ab!"

„Aber ich bin ja gar nicht vorbereitet. Dazu sind Instrumente und so manche andere Dinge erforderlich, womit ich augenblicklich nicht versehen bin."

„Für alle diese Dinge ist gesorgt," erwiderte Sir Henry. „Ich weiß, was Sie zu der Operation bedürfen." Damit breitete er die trefflichsten Instrumente und alles, was zur Operation nötig, auf dem Tische aus.

„Auf jeden Fall müssen Sie Ihre Diener herbeirufen, um Sie festzuhalten," meinte der Arzt.

„Dem steht nichts entgegen. Auch ist mein Kammerdiener geschult als Heilgehilfe und kann Sie unterstützen. Übrigens werde ich nicht mit einer Wimper zucken. Also nicht länger gezögert, mein Herr!"

Professor C. hielt den Engländer für verrückt. Aber was sollte er tun? Er hoffte von den herbeigerufenen Dienern Aufklärung und Hilfe, allein diese befolgten wortlos nur die Anordnungen ihres Herrn. Er ließ also alle Bedenken fallen, und die Amputation des rechten Beines wurde ausgeführt.

Der Engländer verzog keine Miene und überstand alles mit wahrhaftem Heldenmut.

Die Heilung ging glatt vor sich, und schon nach zwei Monaten konnte Sir Henry, nachdem er sich von einem geschickten Mechaniker ein künstliches hölzernes Bein besorgt hatte, die Kaiserstadt verlassen.

Einige Monate waren verflossen, als Professor C. folgenden Brief aus England erhielt: „Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen ein Beginnen aufzuklären, bei dem Sie gezwungen mitgewirkt haben, und das Sie für höchst abenteuerlich, für eine wirkliche Narrheit halten mußten. Als Sie mich behandelten, konnte ich Ihnen meine Gründe noch nicht angeben. Nun kann ich es, und obgleich die Meinung der Welt mir wenig gilt, so möchte ich doch nicht gern als ein Narr in den Augen eines Mannes dastehen, dem ich so hoch verpflichtet bin.

Vor einigen Jahren lernte ich in meiner Heimat eine junge Dame kennen, deren Schönheit, deren Geist und zarte Weiblichkeit mich in kurzer Zeit so fesselten, daß ich's in tiefster Seele fühlte, ohne sie blühe mir kein Erdenglück.

Die Dame war ohne Verwandte, ganz ihre eigene Gebieterin. Ich sah mich von ihr zärtlich geliebt, besorgte durchaus kein Hindernis meiner Wünsche und beschloß, in aller Form um ihre Hand anzuhalten. Denken Sie sich meinen Schmerz, meine Verzweiflung, als sie mir erklärte, nie die Meine sein zu können! Ich bat, flehte, beschwor die Grausame, mir wenigstens den Grund ihrer Weigerung anzugeben — vergebens. Lange Zeit bestürmte ich sie, mir ward immer nur die Antwort: ‚Sie sind mir teuer, ich achte, ja ich liebe Sie, aber nie wird Ihnen meine Hand gehören!‘

Endlich aber, als ich eines Tages mit der innigsten Herzlichkeit in sie drang, sich doch näher zu erklären, entgegnete sie nach langem inneren Kampfe: ‚Gut, da Sie so beharrlich darauf bestehen, so hören Sie, was nur sehr wenige Menschen wissen. Vierzehn Jahre alt tat ich einen so schlimmen Fall, daß mir das rechte Bein abgenommen werden mußte; ein hölzernes ersetzte es, so künstlich gearbeitet, daß niemand den Tausch errät. Aus diesem Grunde will ich unvermählt bleiben.‘

Ich gestehe, diese Eröffnung wirkte augenblicklich so heftig auf mich, daß mir die Sprache versagte. Doch, sobald ich mich

gefaßt, erklärte ich dem teuren Mädchen, wenn dies ihr einziger Weigerungsgrund sei, so beteure ich ihr feierlichst, daß ich sie mit diesem künstlichen Bein ebenso vom Grunde meines Herzens liebe, als besäße sie zwei der zierlichsten natürlichen Beine. Tausendmal wiederholte ich der Angebeteten diese Beteuerung, allein sie beharrte unerschütterlich dabei, unvermählt bleiben zu wollen. Höchstens werde sie ihre Hand nur einem Manne reichen, der mit ihr denselben Mangel teile. Finde sie einen solchen nicht, so wolle sie ihre Tage ehelos beschließen.

Ich kannte ihren festen Sinn. Demgemäß faßte ich meinen Entschluß. Was dann in Wien geschah, wissen Sie.

Ich sah Eleonore wieder. Sie erfuhr von mir das Opfer, das ich meinem Herzen gebracht. Sie sah mein hölzernes Bein und — ist nun mein unaussprechlich geliebtes Weib.

Wenn ich Ihnen versichere, daß ich auf dem höchsten Gipfel menschlichen Glückes stehe, daß ich der Gatte eines Engels bin, werden Sie mich wohl nicht länger für einen Narren halten. Henry V." C. T.

Morgenkonzert. — „Die Natur wird wach," so sagen wir, wenn beim Morgengrauen des Frühlingstages die Vögel erwachen und der nahenden Sonne entgegenjubeln. Alles singt, schlägt, pfeift, zwitschert und flötet, es ist ein wahres Orchester. Das Konzert beginnt aber nicht mit einem Schlage, denn die kleinen Musikanten sind nicht alle zu gleicher Zeit auf dem Platze. Nacheinander rücken sie an, jeder nach seinem Belieben, nach seiner Art, und jede Art hat ihre eigenen Gewohnheiten, zumal ihre eigene Tageseinteilung. Aber jede Art tritt auf zu ihrer Zeit, zu ihrer Stunde, ja zu ihrer Viertelstunde, mit wahrhaft pflichttreuer Pünktlichkeit.

Um drei Uhr Morgens, wie ein selbstbewußter Sieger hoch auf dem höchsten Baumwipfel am Waldrand oder auch im Garten thronend, erscheint der Meister des Waldgesanges, die Singdrossel.

Um dieselbe Zeit etwa fällt mit reinen, vollen Tönen das Schwarzköpfchen in das Konzert ein und ruft seine Strophen fast herausfordernd in den Morgen hinein.

Die Schwarzamsel beginnt um ein Viertel vier Uhr mit ihrem

melancholischen Flöten, ebenfalls von einem hohen Baume herab, auf welchem sie auf der obersten Spitze sitzt, nur der Kunst beflissen, gleichsam als lausche sie ihrem eigenen Gesange. Auch das Rotkehlchen beginnt um dieselbe Zeit gemütlich zu zwitschern in der Gartenhecke, bald still in sich gekehrt und selbstgenügsam, bald aber laut und lebhaft mit vollen Tönen.

„Ja, ich war's," schmettert um halb vier Uhr der stolze Buchfink im Schlußakkord seiner bekannten Strophe. Nun erst kommt die leichte Gesellschaft der ewig beweglichen, kletternden und naschenden Meisen. Jetzt kommt auch das Rotschwänzchen, und die Schwalbe schwatzt in der Dachrinne, worin sie ihre Toilette beendet, vom Glücke ihres reinlichen Hauswesens.

Endlich, als letzter, erscheint auch Freund Star, der immer lustige Geselle: er ist erst jetzt aus seinem Flugloche hervorgekrochen. Es ist auch kein Wunder, daß er's verschlafen mußte, denn die Luft im engen Stübchen war dumpf und überwarm bei Frau und fünf Kindern.

Es ist inzwischen vier Uhr geworden und heller Tag, damit aber auch der erste Teil des Konzertes vorüber, dieser erste, wunderbare Teil, der das menschliche Ohr leider so selten mit wahrhaft sympathischer Macht entzückt.

Während wir dem Gesange noch so lauschen, vollzieht sich dort im dichten Gebüsch ein höchst interessanter Vorgang.

In einem Neste sind Junge ausgeflogen, und nur ein etwas schwächliches Tierchen, ein sogenanntes Nesthäkchen, wagt noch nicht den kurzen Flug zum nächsten Apfelbaum. Was ist hier zu tun? Kurze Unterredung der Alten, höchst wahrscheinlich Vorwürfe der Mutter, daß der Vater gar nichts tue und ihr alles allein überlasse. Hierauf entsprechende Erwiderung des Hausherrn, der nun, offenbar in starker Gemütsaufregung, auf das Nesthäkchen zuspringt und einige Minuten wie verzweifelt predigt. Die Mutter ist jedoch praktischer, sie kriecht hinein in den Kasten und beginnt handgreiflich zu werden. Sie stößt und hebt das schwächliche Kleinchen heraus — und siehe da, es geht. Mit Mühe zwar, aber wohlbehalten erreicht das Nesthäkchen den erstrebten Ast. Hellauf jubeln darob die stolzen Eltern. K. A. Sch.

Aus dem Kronschatz des preußischen Königshauses. — Während der Geschmeidebesitz ausländischer Herrscherhäuser schon oftmals geschildert wurde, ist von dem Kronschatz des preußischen Königshauses so gut wie nichts bekannt. Und doch ist auch dieser Schatz, der in feuersicheren Gewölben aufbewahrt wird, viele Millionen wert und enthält außerordentlich kostbare und kunstreiche Stücke. So gehört zu ihm einer der regelmäßigsten und schönsten Diamanten der Welt, der „Pitt". Der Brillant, 136 Karat schwer, ist vom reinsten Wasser und viereckig mit abgerundeten Ecken. Der Herzog von Orleans, der Prinzregent von Frankreich, kaufte ihn seinerzeit von dem Engländer Pitt. Als nach dem Ausbruch der französischen Revolution die Familie der Orleans nach Deutschland und Österreich flüchtete, wurde er bei dem Kaufmann Treskow in Berlin verpfändet. Später wanderte er wieder nach Frankreich zurück und gelangte in den Besitz Napoleons I., der ihn als Knopf an seinen Degen setzen ließ. In der Schlacht von Belle-Alliance fiel er in die Hände der Preußen.

Wundervoll sind ferner die zahlreichen Schmuckstücke aus der Blütezeit der deutschen Goldschmiedekunst, die teils altererbter Besitz sind, teils bei der Eröffnung der Gruftgewölbe des Domes in verschiedenen Särgen gefunden wurden. So fand man in einem Sarg ein in einen schwarzen Samtmantel gehülltes Skelett, um dessen Hals eine Kette mit Anhänger geschlungen war, während der Mantel selbst mit großen Rosettennadeln besteckt war. Die Kette ist ein aus Schmelz und Gold herrlich gearbeitetes Meisterstück. Sie wurde nebst anderen den Särgen entnommenen Schmuckstücken auf Veranlassung des damaligen Kronprinzen, des späteren Kaisers Friedrich III., dem Kronschatz einverleibt.

Weiterhin verdient eine Kette Erwähnung, deren Glieder abwechselnd aus ineinander verschlungenen Händen von weißem Email und goldenen sächsischen Rautenschilden bestehen, und an der ein rautenförmiger Anhänger sitzt. Prachtvoll ist auch ein Ohrgehänge, das eine musizierende Meerjungfrau in fleischfarbenem Email darstellt, deren geteilter Fischschwanz grün emailliert ist. An der Vereinigungsstelle

der Schwanzflossen glänzt eine Perle. Von wunderbarer Schönheit ist eine große vierseitige Brosche, deren Mitte ein Saphir, von tiefblauem Email umgeben, einnimmt, während die übrige Fläche in rotem, blauem und grünem Schmelz ausgeführt und mit Perlen besetzt ist.

Außerdem ist in dem Kronschatz eine Reihe von Prunkknöpfen vertreten. Der schönste derselben ist ein großer, broscheartiger Knopf, der eine weiß emaillierte Blüte zeigt. Sie ruht auf zwei gekreuzten goldenen Zeptern, die in runde Perlen auslaufen. Der Kelch der Blüte wird von einem Rubin gebildet. An den Seiten sind drei grün emaillierte Rosenblätter angefügt, und daran hängt eine große, schillernde Perle. Th. S.

Selbsterkenntnis. — Gladys Vanderbilt, die Tochter des amerikanischen Multimillionärs, hat ihre besondere Freude daran, ein New Yorker Kinderhospital zu besuchen und den kleinen Patienten darin Obst, Blumen und andere schöne Dinge zum Geschenk zu machen. Dabei traf sie einen kleinen, sehr geweckten Burschen, der einen Beinbruch erlitten hatte und mit dem sie sich wunderbar gut unterhalten konnte, der aber den Wärterinnen durch seine Lebhaftigkeit und Ungeduld sehr viel Not machte.

„Höre, mein Junge,“ sagte sie eines Tages zu ihm, „deine Pflegerinnen klagen sehr über dich. Sie meinen, du seiest der ungehorsamste Junge im ganzen Krankenhause. Ich sehe aber doch, daß du ein recht liebenswürdiger Bursche sein kannst, wenn du nur willst. Nun nimm dich doch einmal zusammen und ärgere die Wärterinnen nicht mehr. Sieh, heute über acht Tage werde ich dich wieder besuchen. Bist du die ganze Woche über brav gewesen, so schenke ich dir einen Dollar.“

Der kleine Bursche versprach, er werde sich alle Mühe geben, und Fräulein Vanderbilt war sehr gespannt auf den Erfolg ihres Erziehungsversuches. —

Die Woche war herum, sie erschien wie gewöhnlich im Krankenhause und begab sich schnurstracks an das Bett ihres kleinen Freundes.

„Nun, mein Junge,“ begrüßte sie ihn, „ich werde mich nicht bei deinen Pflegerinnen erkundigen, wie du dich in dieser Woche betragen hast; ich will von dir selber hören, wie du dein Versprechen gehalten hast. Was meinst du — hast du den versprochenen Dollar verdient oder nicht?“

Der kleine Schlingel sah seine Freundin erst mit bekümmerter Miene schweigend an. Dann sagte er lachend: „Ich glaube, mehr wie einen Vierteldollar habe ich nicht verdient.“ C. D.

Skiheil! — Wie das Fahrrad schon längst nicht mehr allein dem Sport dient, sondern zu einem unentbehrlichen Verkehrsmittel im Alltagsleben geworden ist, so erlangen auch die Skier allmählich eine immer größere praktische Bedeutung. Im Riesengebirge, Harz und Thüringer Wald benützen die Land-



Französische Priester auf Schneeschuhen.

briefträger und Depeschenboten schon seit längerer Zeit auf ihren Berufswegen im Winter mit gutem Erfolg Schneeschuhe, und in unseren Jägerbataillonen werden regelmäßig bestimmte Mannschaften zu Skiläufern als Aufklärungstruppe in einem Winterfeldzug ausgebildet. Jüngst haben nun auch in der Bretagne französische Priester die Skier in ihren Dienst gestellt, indem sie auf ihnen zu den entlegenen Kirchen eilen, in denen sie die gottesdienstlichen Handlungen abzuhalten haben. Der Vorteil davon springt in die Augen. Nicht nur vermögen die Priester die Weghindernisse, wie sie tiefer Schnee und Schneeverwehungen oftmals mit sich bringen, leicht zu überwinden, sondern sie können auch infolge der Schnelligkeit, mit der sich die Wege zurücklegen lassen, an demselben Sonntagvormittag eine Reihe von Kirchen aufsuchen, um dort ihres heiligen Amtes zu walten.

Diese Neuerung sollte auch bei uns, und namentlich in Gebirgsgegenden, nachgeahmt werden. Im Winter braucht der Priester mit seiner Begleitung oft Stunden, bis er den Einödhof erreicht, wo der Sterbende seiner wartet. Wie leicht kann er zu spät kommen. Auf Schneeschuhen aber legt er dieselbe Strecke in einem geringen Bruchteil der Zeit zurück. An den ungewöhnlichen Anblick, den Priester auf Schneeschuhen zu sehen, würde sich unsere Bevölkerung ebenso schnell gewöhnen, wie es die französischen Bergbewohner bereits getan haben. Th. S.

Standrecht und Telegraph. — Im Jahre 1881 kamen an der österreichischen Militärgrenze eine Menge schrecklicher Mordtaten vor. Deshalb wurde an Stelle der ordentlichen Gerichte das Standrecht gesetzt, welches in kurzem und raschem Verfahren die Mörder dem Scharfrichter überlieferte. Damals spielte sich zwischen dem Semliner Telegraphenamt und dem Telegraphenamt der Wiener Hofburg folgende dramatische Szene ab. Der Rechtsanwalt M. Jvics, ein bekannter Verteidiger, stürzte um ein Uhr Mittags plötzlich in das Semliner Telegraphenamt und bat, man möge sich eine direkte Verbindung mit der Wiener Hofburg verschaffen, es handle sich um Tod und Leben. Man entsprach seinem Wunsche sofort, und er gab

an den Kaiser eine Depesche folgenden Inhaltes auf: „Ein unbescholtener Mann geriet mit einem Einbrecher in ein Handgemenge; er machte von seiner Waffe Gebrauch und schoß, traf aber anstatt des Diebes die Frau desselben, die tot niederfiel. Nach dem herrschenden Standrechte wurde sogleich das Gerichtsverfahren angeordnet, und der Mann ist soeben zum Tode verurteilt worden; seine Hinrichtung findet schon um drei Uhr statt, wenn Ew. Majestät meine flehende Bitte nicht erhören, das Standrecht für meinen unglücklichen Klienten gnädigst aufheben und diesen traurigen Fall dem gewöhnlichen Gerichtsverfahren zuweisen. Die Gnade Ew. Majestät würde keinem Unwürdigen zu teil.“

Der Beamte in der Burg lief nach Empfang der Depesche unter Hintansetzung jeder Formalität mit dem Telegramm sofort selbst in die kaiserliche Kabinettskanzlei und überreichte dasselbe dem Feldmarschalleutnant Beck. Der Kaiser war nicht in Wien, sondern in Bruck an der Leitha. Feldmarschalleutnant Beck schrieb rasch eine Depesche an den Kaiser, die der Beamte eiligst mit sich nahm. Jetzt galt es, Bruck rasch und direkt mit der Hofburg zu verbinden. Die Leitung war frei — es ging. Bruck nahm das Telegramm ab, Semlin blieb direkt verbunden, und der Beamte in Wien teilte dem Semliner das Vorgefallene mit. Während dieser Vorgänge war aber bereits eine Stunde verstrichen. Der Verteidiger rannte, fieberhaft erregt, im Semliner Amt auf und nieder, das Volk strömte in Scharen dem Hinrichtungsplatze zu, alles war erregt und voll Teilnahme für den Unglücklichen. Da, nach zwei Uhr, meldete Bruck endlich folgendes: „Se. Majestät soeben von Bruck abgereist, Depesche konnte nicht mehr eingehändigt werden.“

Schrecken in der Burg, Entsetzen in Semlin. Der Beamte lief wieder in die Kabinettskanzlei, Feldmarschalleutnant Beck erschrak, war aber rasch entschlossen und telegraphierte nach Semlin an den Verteidiger: „Erwirken Sie eine halbe Stunde Aufschub, Se. Majestät fährt soeben von Bruck nach Schönbrunn, wo ihn die Depesche treffen muß.“

Der Anwalt lief zum Gerichtspräsidenten, welcher sich sofort

ins Telegraphenamt verfügte und neben dem Apparate in höchster Spannung der Entscheidung entgegenharrte.

Es war drei Uhr. Schon war der Karren mit dem Verurteilten unter Bedeckung nach dem außerhalb der Stadt liegenden Richtplatze abgefahren, wo der Pester Scharfrichter Kozarek seiner harrte. Der gedeckte Wagen hielt vor dem Galgen, doch so, daß der Verurteilte den letzteren nicht sehen konnte, sondern mit dem Rücken gegen denselben gerichtet war. Die Gerichtskommission und das zahlreich anwesende Publikum harrte mit Spannung der Entscheidung. Der Verurteilte, der sich gefaßt benahm, wußte nicht, was die Zögerung bedeute, und konnte von den Vorgängen wenig bemerken, da er, wie bemerkt, in einem gedeckten Wagen saß.

Auf dem Telegraphenamt standen der Gerichtspräsident und der Verteidiger mit der Uhr in der Hand, um die Minuten zu zählen. Es wurde halb vier Uhr — die Frist war abgelaufen. Da endlich begann der Apparat zu arbeiten und meldete: „Der Mann ist dem gewöhnlichen Gerichtsverfahren zu übergeben, das Standrecht ist für ihn aufgehoben. Franz Joseph.“

Draußen auf dem Hinrichtungsplatze brach nicht nur die anwesende Volksmenge, sondern auch das Militär bei Verkündigung des Gnadenakts in stürmische Hochrufe aus.

Der Gerichtspräsident telegraphierte diese Szene an den Kaiser und gab zugleich seiner Freude und dem lebhaften Dank des Verurteilten Ausdruck. Letzterer wurde später, da er in Notwehr gehandelt, freigesprochen. C. T.

Spazierstockpflanzungen. — Man nimmt im allgemeinen an, Spazierstöcke erhalte man dadurch, daß man mehr oder minder gerade Äste von Bäumen oder Zweige von Sträuchern, wo man sie eben findet, abschneidet und zu Spazierstöcken verarbeitet. Es gibt aber tatsächlich eine besondere Zucht von Spazierstöcken, und der größte Erzeuger dieses eigenartigen Handelsartikels lebt in Frankreich und heißt M. Camus. Er besitzt ungefähr zweihundert Hektar Spazierstockpflanzungen, welche jährlich vier Millionen Spazierstöcke geben, und auf denen er Hunderte von Arbeitern beschäftigt. Hier werden Kastanien, Eichen, Haselnuß, Ahorn und Maulbeerstämme gepflanzt.

Andere Spazierstockpflanzungen richten sich nach dem Klima, in dem gewisse Baumarten gedeihen, so der Ginster in der Bretagne, der Weiß- oder Rotdorn im Departement Cher und endlich der Buchsbaum in den Pyrenäen.

Die Bewirtschaftung der Spazierstockpflanzungen ist eine sehr umständliche und erfordert höchste Vorsicht und Aufmerksamkeit. Man pflanzt kleine, aus dem Samen gezogene Pflanzen der betreffenden Holzart in regelmäßigen Reihen und hat während des ersten Jahres die Pflanze nur gegen Frost zu schützen. Nach Jahresfrist zeigt sie Neigung, sich strauchartig auszubreiten und zu verästeln. Sie wird dann unmittelbar über dem Boden abgeschnitten, damit sich der Wurzelstock kräftigt. Aus diesem treibt sie dann im nächsten Frühjahr wieder einen neuen geraden Schoß empor, der nun unter beständiger Aufsicht gehalten werden muß, damit er nicht entarte. Sowie sich nur der geringste Ansatz zu einem Seitenästchen oder zu einem Blatt bemerkbar macht, muß dieser Trieb ausgeschnitten werden, damit der Stock keinen Fleck bekommt.

Nachdem man die Pflanzen drei Jahre lang auf das sorglichste gehütet hat, muß eine Operation mit ihnen vorgenommen werden, durch welche viele zu Grunde gehen. Die geraden, blätterlosen Stengel werden nämlich mit Mustern versehen, die man mit Hilfe besonderer Apparate einschneidet. Um die Pflanze herum wird ein eiserner Ring gelegt, der sich an der Seite öffnen läßt und in seinem Innern eine Anzahl von Messern nach einem bestimmten Muster aufweist. Mit diesen Messern schneidet man durch die Rinde bis auf das Holz feine Rillen, die als Muster in dem Holze verbleiben, auch wenn die Rinde entfernt ist. Camus besitzt 120 verschiedene, gesetzlich geschützte Muster: Spiral-, Perlenform, griechische, altrömische, Renaissancemuster und so weiter. Dieses Musterschneiden kann nur in der Zeit vom 1. Februar bis zum 15. Mai erfolgen und muß durch Arbeiter vorgenommen werden, die darin große Übung besitzen. Sie müssen es im Gefühl haben, wie tief sie die Schnitte führen dürfen. Ein geübter Arbeiter kann 1200 Spazierstockstengel in einem Tage mit Mustern versehen.

Die Rundbiegung am oberen Ende des Stockes, die sogenannte Krücke, kann, soweit sie halbkreisförmig ist, nicht von der Natur erzeugt werden. Wohl aber hat man es in der Hand, die rechtwinklig zum Stock stehende Krücke dadurch zu erzeugen, daß man einen Seitenast, der sich als besonders kräftig erweist, nicht vollständig vertilgt, sondern ihn weiterwachsen läßt. Man muß jedoch dafür sorgen, daß dieser Seitenast stets in derselben rechtwinkligen Lage zum Schößling bleibt.

Die mühevolle Aufzucht dieser Spazierstockschößlinge dauert drei, vier und fünf Jahre, bis sie zwei bis drei Meter lang sind. Dann werden die Stöcke geerntet. Man bringt sie in Werkstätten, wo sie mit Hilfe von mechanischen Sägen auf die Länge von 1½ Meter geschnitten werden. Dann läßt man sie an der Luft trocknen und bringt sie darauf in ein Dampfbad, um die Rinde zu lockern. Letztere läßt sich dann, wie beim Aal die Haut, durch eine geschickte Hand auf einmal von dem Stock herunterziehen. Vermittels rotierender Bürsten wird hierauf der letzte Rest von Rinde und Unsauberkeit von dem Stock entfernt. Stöcke, die eine natürliche Rundkrücke erhalten sollen, kommen abermals in ein Dampfbad, wo sie so weich werden, daß sich der obere Teil des Stockes wie Gummi biegen läßt. Durch Pressung in besonderen Apparaten wird dann der Rundgriff am oberen Ende erzeugt.

Damit ist die Tätigkeit des Pflanzers beendet. Die Stöcke werden jetzt in Pakete zu 50 und 100 Stück gepackt und an die eigentlichen Stockfabrikanten verschickt. Camus hat stets ungefähr zwei Millionen Spazierstöcke auf Lager. Er ist auch der Erfinder der Spazierstöcke aus Krautstrünken. Es ist ihm nämlich gelungen, bei einer Kohlart durch besondere Maßnahmen den Strunk so hoch zu treiben, daß er zu Spazierstöcken verwendet werden kann. Diese Stöcke aus getrockneten Krautstrünken sind sehr dick, aber überraschend leicht und werden gern und viel gekauft.

Frankreich ist natürlich nicht das einzige Land, welches Spazierstöcke erzeugt. In Europa ist das nächstgrößte Produktionsland Österreich-Ungarn mit seinen zahlreichen guten Holzarten. Spanien liefert das bekannte spanische Rohr,

das aber auch von den Inseln des Indischen Archipels, besonders von Borneo, Sumatra, und von den malaiischen Halbinseln kommt. Außerdem werden zu Spazierstöcken verarbeitet Tonkin-, Pfeffer- und Pigmentrohr, Oliven, Kornellkirsche und Vogelkirsche.

Der einfache Stock, der ohne alle Künstelei und nur am unteren Ende mit der sogenannten Zwinge versehen ist, kann schon im Dutzendpreis für eine Mark und selbst noch weniger auf den Markt gebracht werden. Je mehr Beiwerk aber der Stock hat, desto teurer wird er, und ein Stock aus französischer Vogelkirsche mit Silberbeschlag kann sich schon auf sechzig Franken stellen. Die Stöcke werden natürlich noch viel teurer, wenn sie Griffe aus getriebenem Silber oder Gold, von Elfenbein, Horn, Porzellan und so weiter erhalten. Die Mode spielt ja auch hierbei eine sehr große Rolle. Sie schreibt die Form des Stockes vor. Bald ist es der altertümliche Stock aus geradem Rohr mit rundem Knopf, bald die Form des Krückstocks, der durch Friedrich den Großen historisch geworden ist, dann wieder hascht die Fabrikation nach neuen Effekten und bringt Spazierstöcke aus Leder, aus Papier, aus Rhinozeroshaut oder Ochsenziemern oder Stöcke mit Griffen aus Geweihsprossen, wahre Totschläger, in den Handel. Auch Stöcke ganz aus Eisen oder Stahl werden angefertigt. Dann werden wieder einmal sogenannte Naturstöcke mehr Mode, wobei man wenig auf die gerade Linie gibt und die bizarre Form, wie sie die Natur erzeugt, bevorzugt. A. O. K.

Militärisches Biskuit. — Im Spätherbst 1815, als die Bundestruppen auf ihrem Heimmarsch aus Frankreich in den südlichen Teil Kurhessens einrückten und in den Kreisen Fulda, Hünfeld und Hersfeld einquartiert wurden, benahmen sie sich zum Teil gegen ihre Quartiergeber sehr anspruchsvoll und anmaßend.

Damals kam eines Tages in die Apotheke zu Hünfeld ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe und verlangte, indem er einen leeren Fruchtsack zum Füllen hinhielt, für sechs Mann Biskuit. Der hierüber aufs höchste erstaunte Apotheker erklärte ihm, daß Biskuit in der Apotheke nicht zu haben sei, und fragte

ihn dann, wozu er denn so viel Biskuit brauche, und ob er überhaupt wisse, was das sei.

Der Bauer erwiderte hierauf, er habe überhaupt in seinem Leben noch kein Biskuit gesehen, es müsse aber doch etwas sehr Wohlschmeckendes sein, denn er habe den bei ihm einquartierten sechs russischen Infanteristen schon alles mögliche Gute zu essen und zu trinken gegeben: Fleisch, Wurst, Schinken, Brot, Kuchen, Bier, Branntwein und Kaffee, aber sie seien damit immer noch nicht zufrieden und verlangten jetzt auch noch Biskuit. Da er aber wisse, daß man in der Apotheke alles Feinere erhalten könne, so habe er geglaubt, auch Biskuit hier holen zu können.

Der Apotheker, bei welchem zufällig der Oberst desselben Infanterieregiments, zu dem die Einquartierten des Bauern gehörten, im Quartier lag, fragte diesen nach seinem Namen und Wohnort und hieß ihn einige Zeit warten. Dann begab er sich zu dem Obersten und erzählte ihm alles, was er erfahren hatte.

Der Oberst bat ihn, dem Bauern zu sagen, er möge nur ruhig mit seinem Sack wieder nach Hause gehen, das Biskuit werde bald nachfolgen.

Nicht lange war denn auch der Bauer zu Hause angelangt, als bei ihm ein Leutnant mit einer Abteilung Soldaten erschien und fragte, ob bei ihm die Leute im Quartier lägen, welche Biskuit verlangt hätten. Als dies bejaht wurde, ließ der Leutnant eine Bank bringen, dann die sechs einquartierten Soldaten antreten und, nachdem er ihnen entsprechenden Vorhalt gemacht hatte, trotz ihres Leugnens jedem derselben zehn wohlgezählte Hiebe verabreichen. Dann erklärte er dem höchlich verwunderten Bauern, das verstehe man militärisch unter Biskuit, und seine Einquartierten würden nun wohl vorläufig genug davon bekommen haben. Sollten sie jedoch noch mehr verlangen, so möge er nur ruhig nach Hünfeld kommen und es melden. R. v. B.

Tierwelt und Menschenwelt. — Unter dieser Überschrift plaudert der Humorist Saphir wie folgt. Fast alle unsere Ehrentitel und Schimpfworte im Gesellschaftsleben borgen wir aus der Tierwelt. Die schönen und die häßlichen Eigenschaften,

die edlen Seiten oder die garstigen Fehler des Geistes und des Herzens vergleichen wir mit der Tierwelt.

An „Ehrentiteln" aus der Tierwelt seien nur angeführt: Rindvieh, Ochse, Esel, Schaf, Simpel, Rhinozeros, Schwein, Faultier, Tiger, Hyäne, Geier, Chamäleon, Blindschleiche, Schlange, Hund und so weiter.

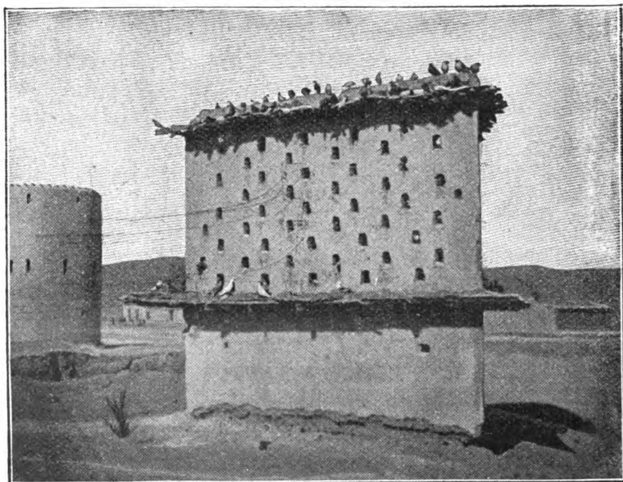
Wir beglücken aber anderseits unsere Schönen mit Gazellenaugen, Schwanenhälsen, Adlernasen und Taubenherzen; sie sind schlank wie die Rehe, munter wie die Eichhörnchen und gesund wie die Fische. Sie singen wie die Nachtigallen oder sie schnattern wie die Gänse, sie brüsten sich wie die Pfauen oder sie sind häuslich wie die Schnecken, sie sind treu wie ein Hündchen oder falsch wie ein Kätzchen. Unsere Männer haben Habichtsnasen, Fuchsaugen und Adlerblicke.

Man schwatzt wie eine Elster, man schimpft wie ein Rohrspatz, man beträgt sich wie ein Affe, man plappert nach wie ein Star.

Der eine wird rot vor Eifersucht wie ein Hahn, und dem anderen schwillt der Kamm wie einem Puter, der dritte ergreift vor Angst das Hasenpanier. Andere sind fleißig wie die Ameisen, arbeiten wie die Bienen, bleiben doch arm wie die Kirchenmäuse und können gar nichts einhamstern. Der eine fängt Grillen, die andere watschelt herum wie eine Ente, indessen girren ein paar Verliebte wie die Turteltauben. Da schnappt ein anderer vor Zorn nach Luft wie ein Karpfen, er muß mit dem Liebhaber ein Hühnchen pflücken, zieht aber zuletzt mit faulen Fischen ab. Wenn ihm das früher geschwant hätte, so hätte er einen solchen Bock nicht geschossen. Er tritt den Rückzug an wie ein blamierter Krebs. Der Storch bringt ihm keine Kinder, er wird ein einsamer Maulwurf und verbirgt sich wie eine Eule. C. T.

Aus Belutschistan. — Belutschistan, von dem die Engländer 1896 den größeren Teil in Besitz genommen haben, während der Rest dem Khan von Kelat überlassen, aber unter den Schutz des Kaiserreiches Indien gestellt worden ist, ist ein heißes, wasserarmes Terrassenland, das im Osten von Britisch-Indien. im Westen von Persien begrenzt wird. Seine Be-

wohner stehen auf einer ziemlich niederen Kulturstufe. Die herrschende Klasse, die Brahui, ist indischer Abstammung, während die Hauptmasse der Bevölkerung, die Belutschen, iranischen Ursprungs mit einer Beimischung tatarischen Blutes sind. Sie zerfallen in drei Stämme, die Nharui, Rhind und Maghzi. Die Nharui sind große, schöne Menschen mit hellerer Hautfarbe, die Rhind und Maghzi untersetzter und dunkler



Ein Taubenhaus in Belutschistan.

gefärbt. Die Kleidung besteht bei Männern und Frauen aus einem groben, gewöhnlich blauen Hemd und Beinkleidern aus Kattun. Bei festlichen Gelegenheiten tragen die Männer statt der sonst üblichen Mütze den Turban. Man wohnt in Zelten aus schwarzem Filz oder in Lehmhäusern, die von Mauern und Türmen aus ungebrannten Ziegeln umschlossen werden. Die herrschende Religion ist der Mohammedanismus, der aber stark mit dem Glauben an böse Geister verquickt ist.

Den Mohammedanern ist die Taube ein geheiligter Vogel. In Mekka, der religiösen Hauptstadt der ganzen mohammedani-

schen Welt, läßt man Scharen wilder Tauben ungestört nisten, die von dazu bestimmten Mädchen mit Korn gefüttert werden. Dieser Heilighaltung der Tauben ist es zuzuschreiben, daß man vor den Toren der Städte in Belutschistan vielfach große, aus Lehmziegeln erbaute, häuserähnliche Taubenschläge findet, die meist von der sogenannten „türkischen Taube“ bevölkert werden. Unser Bild gibt einen solchen eigenartigen Taubenschlag in der Nähe des Städtchens Nuschki wieder. Th. S.

Wie Chopins berühmter Trauermarsch entstand. — Felix Ziem, der bekannte französische Maler, gibt als intimer Freund Chopins eine interessante Darstellung über die Entstehung des berühmten Chopinschen Trauermarsches. Als Ziem noch selbst in dürftigen Verhältnissen lebte, und noch nicht der bekannte Künstler war, bewohnte er in Nizza ein ärmliches Stübchen, dessen Hauptschmuck ein Klavier und ein — Skelett bildeten. Hier wurde Ziem auch öfters von Chopin besucht. Nizza beherbergte zu dieser Zeit eine ganze Künstlerkolonie noch meistens unbekannter Größen. Hierzu gehörten Balzac, Alfred de Musset, Delacroix und Rossini. Sie waren alle arme Teufel, die aber bei ihren Zusammenkünften mit Ziem des Lebens Sorgen vergaßen und in heiterer Fröhlichkeit die Stunden ihres Beisammenseins verlebten.

Eines Abends hatte Ziem seinen Freundeskreis, Chopin inbegriffen, zu einem Abendessen in seiner Künstlerklause eingeladen. Ein solcher Abend war ob seiner Seltenheit für alle Teilnehmer ein Fest. Vollzählig fanden sich die Freunde zum Abendessen ein, und alles atmete ungetrübteste Heiterkeit und Fröhlichkeit. Nach Mitternacht wollte man tanzen. Ziem wurde aufgefordert, einen Walzer zu spielen, und in jugendlichem Übermut nahm er das Skelett und tippte mit dessen Knochenfingern einige Walzertakte auf dem Klavier, als plötzlich sein Stuhl zur Seite geschoben wurde, und Chopin sich an das Instrument setzte. Der allzeit Schwermütige begann nun eine seiner wundervollen Polonaisen den Tasten zu entlocken. Alles lauschte dem künstlerischen Spiel. Die Kerzen auf der Tafel waren zum Teil herabgebrannt, allmählich wurde das Zimmer in immer dunklere Schatten gehüllt. Nie-

mand bemerkte es, denn Chopin spielte ununterbrochen weiter in seliger Verzückung, als wenn niemand mehr im Zimmer anwesend sei. Da — ein kurzes Flackern und ein leises Zischen — auch die letzte Kerze war verlöscht. Tiefes Dunkel lagerte über dem Zimmer. Kein Mensch regte sich, denn Chopin begann nun in prächtigen Akkorden das Instrument ertönen zu lassen, die alsdann in eine schwermütige, tiefergreifende Mollmelodie in langsamem Marschtempo übergingen, welche später in eine lichte, zarte Kantilene in Dur aufgelöst wurde. Es war, als wenn seine Künstlerseele frei entschwebe zu lichten Himmelshöhen. Doch wieder ertönten die dumpfen Trauerklänge; die Mollmelodie erklang nochmals mit ihrem marschähnlichen Rhythmus, um dann düster und klagend zu werden.

Kein Wort des Beifalls erklang, als Chopin zu spielen aufhörte. Tiefe Ergriffenheit hielt die anwesenden Freunde in ernstes Schweigen gebannt.

Als der Morgen dämmerte, schrieb Chopin diese ergreifende Totenklage in Noten nieder und gab ihr die Bezeichnung „Trauermarsch“. Mit dieser Komposition steht Chopin noch heute auf diesem Gebiet direkt an der Seite Beethovens. Sie hat ihn unsterblich gemacht für alle Zeiten und ertönte auch, als man des Künstlers sterbliche Überreste in Paris zur letzten Ruhe bettete. A. M.

Ein sonderbares Wirtshaus. — Im Jahre 1745 errichtete ein zu Bishopsgate in London lebender Gastwirt ein merkwürdiges Testament. Er vermachte nämlich seinen Erben das von ihm bisher bewirtschaftete Schanklokal unter der ausdrücklichen Bedingung, daß weder das Haus, noch die Schenke, noch die Gläser jemals gereinigt werden dürften, wenn nicht sie und ihre Nachkommen für immer alles Recht an die Erbschaft verlieren wollten. Kein Besen, kein Flederwisch, kein Putzlappen sollte je einen Gegenstand in den Räumen berühren. Außerdem verbot das Testament, daß einem Kunden jemals mehr als eine Unze (etwa 30 Gramm) Flüssigkeit auf einmal eingeschenkt werde, ganz gleich ob vom Branntwein oder vom Bier. Noch sonderbarer und unbegreiflicher als dieses Testament aber war das Verhalten der Erben und — des Publikums. Die Erben

befolgten wörtlich die Bestimmungen des Verstorbenen, und das Publikum blieb nicht etwa dem Lokale, in dem sich Staub und Unrat bald zu wahren Bergen anhäuften, fern, sondern ging massenhaft aus Neugierde dahin und trank sogar vergnügt sein Gläschen, obwohl seit dem Tode des Erblassers kein Glas mehr ausgespült wurde. Die Bestimmungen des Erblassers brachten den Erben großen Reichtum. Das Wirtshaus bestand bis zum Ende der Siebzigerjahre des neunzehnten Jahrhunderts und galt als Sehenswürdigkeit. Der Unrat, der sich in fast anderthalb Jahrhunderten darin aufgehäuft hatte, überstieg jedes Vorstellungsvermögen, als das Gebäude endlich, im Jahre 1877, wegen Baufälligkeit niedergerissen werden mußte. O. Th. St.

Der Schlußstein einer Erfindung. — Der Amerikaner Eli Whitney experimentierte seit geraumer Zeit an einer Maschine, durch die man die rohe Baumwolle von den darin eingebetteten Samenkörnern befreien könne, so daß sie spinnfertig würde. Es wollte ihm aber lange nicht gelingen, und nur die Erkenntnis, daß eine solche Maschine die Baumwolle erst zu einem wirklich wertvollen Produkt machen würde, bewahrte ihn davor, sein Projekt entmutigt fallen zu lassen. Eine vornehme Dame, die Enkelin des Generals Nathanael Greene, nahm an seinem Bestreben regen Anteil. Sie lud ihn ein, den Winter in ihrem Hause auf der Insel Cumberland an der Küste von Georgien zuzubringen, wo er, wie sie sich ausdrückte, „Baumwolle und Ruhe im Überfluß fände".

Er nahm die Einladung an und experimentierte weiter, bis er eines Tages ganz atemlos ins Familienzimmer gestürzt kam und aufgeregt ausrief: „Jetzt ist der Sieg mein!"

Erfreut und voller Teilnahme stieg die Hausfrau samt ihren übrigen Gästen in die Experimentierstube ihres Schützlings hinauf, und lebhaft interessiert beobachteten alle das endlich fertig gewordene Modell, das der Erfinder mit berechtigtem Stolz vor ihren Augen in Bewegung setzte.

Einige Minuten arbeiteten die kleinen Sägen an dem Modell flott und eifrig, lasen die hinderlichen Körnlein heraus und schafften sie aus dem Wege. Gespannt und überaus froh verfolgten es alle Anwesenden. Da auf einmal verlangsamte

sich der Gang der neuen Maschine, und bald blieb sie ganz stehen.

Bestürzt forschte der Erfinder nach der Ursache. Die war schnell entdeckt: die lose Baumwolle hatte sich zusammengeballt, die Sägen verstopft und das Rad zum Stocken gebracht. Da ergriff plötzlich die Hausherrin mit dem klaren Blick einer praktischen Frau eine Kleiderbürste, die nicht weit von ihr lag, und preßte sie fest gegen die Zähne der Sägen.

„Das ist noch dazu nötig,“ rief sie.

Der Erfinder begriff sofort, daß sie recht hatte, daß sie den Schlußstein zu seinem Werke hinzugefügt hatte. Er brachte die Bürsten an, die die Sägen klar und frei erhielten, und nun erst war die Entkörnungsmaschine für Baumwolle leistungsfähig geworden. C. D.

Was alles nicht gegessen wird. — Die stetige Zunahme der Menschheit stellt naturgemäß auch an die Herbeischaffung von Lebensmitteln erhöhte Anforderungen, und man sollte glauben, daß die Bevölkerung, schon um einer Preissteigerung zu begegnen, zu neuen Nahrungsmitteln greifen würde, die sie bis jetzt aus irgendwelchen Gründen heranzuziehen verschmäht hat.

Dies ist indessen nicht der Fall. Ein konservativer Zug im Volke läßt eher die Einfuhr fremder Bodenerzeugnisse zu, als daß die Hilfsmittel der engeren Heimat ausgenützt würden. Gute und schmackhafte Kost, welche oft in Hülle und Fülle vorhanden ist, wird aus Vorurteil oder Unkenntnis verschmäht, wie dies beispielsweise mit dem Kaninchen- und Pferdefleisch der Fall ist. Und wie viele gibt es, die es über sich bringen, ein Eichkätzchen zu verspeisen? Und doch liefert unsere ganze Tierwelt keinen zarteren, schmackhafteren Braten als eben unser heimisches Äffchen, auf das übrigens unsere Forstleute nicht gerade am besten zu sprechen sind.

Aber auch die Pflanzenwelt birgt so manche Schätze, welche nur von wenigen gehoben werden.

Von mehlliefernden Gewächsen ist da in erster Linie die Roßkastanie (Aesculus hippocastanum) zu erwähnen. So bitter ihre Früchte schmecken, so liefern sie doch, gemahlen und zur Entfernung des Bitterstoffes mit Alkalien behandelt, ein

treffliches und äußerst nahrhaftes Mehl, das sich wie jedes andere verwenden läßt und massenhaft und billig herzustellen wäre.

Desgleichen geben die Samenkörner der Schwade (Festuca poa) gutes Mehl und Grütze, ebenso die Fruchtkerne der Wassernuß (Trapa natans).

Nebenbei sei bemerkt, daß die Rentierflechte (Cladonia rangiferina), das isländische Moos (Cetraria islandica) und die Beeren des Vogelbeerbaumes (Sorbus aucuparia) hie und da mit Mehl vermischt zum Brotbacken verwendet werden.

Ganz gleichwertig dem Spinat, wenn nicht noch besser, schmecken die zarten Blätter der Hundsmelde (Chenopodium bonus Henricus) und der Brennessel (Urtica urens), während die Sprossen des gemeinen Meerkohls (Crambe maritima) den Kohl vollkommen zu ersetzen vermögen. Auch die knollige Wurzel von Topinambur (Helianthus tuberosus) ist eßbar, und bekanntlich werden die Blütenstände des Holunders in manchen Gegenden gebacken genossen, während man aus den reifen Beeren Mus und Suppe bereiten kann. Wie Spargel schmecken ferner die jungen Blätter der Farnkräuter und die jungen Triebe des Hopfens (Humulus lupulus). Auch die Blätter der Zichorie (Cichorium intybus) bieten ein gutes Gemüse, letztere sind übrigens als Salat eßbar. Salat läßt sich auch noch aus den Stengeln und Blättern des Boretsch (Borrago offic.), aus der gekochten Wurzel der gelben Rapunzelblume (Oenothera biennis), aus den gelbroten Blumen der Kapuzinerkresse (Tropaeolum majus), aus den jungen Blättern des Löwenzahns (Taraxacum offic.), den Fruchtböden der Eberwurz (Carlina acaulis), den Blüten der Becherblume (Poterium sanguisorba), aus den Trieben des Mäusedornes (Buscus aculeatus), aus dem Löffelkraut (Cochlearia off.) und anderem mehr bereiten.

Roh genießbar sind die Beeren des Erdbeerspinats (Blitum capitatum), die kleinen Wurzelknollen des Cyperngrases (Cyperus esculentus), die Frucht der Wassernuß (Trapa natans), die gelbe schuppige Zwiebel des Türkenbundes (Lilium martagon), der Fruchtboden des Nierenbaumes (Anacardium occident.), der Samen der Käspappel (Malva rotundifolia), die Früchte

des Weißdorns (Crataegus), die Knollen der Ackernuß (Lathyrus tuberosus), die Frucht des Erdbeerbaumes (Arbutus unedo) und so weiter.

Auch Gewürze fehlen in unserer heimischen Flora nicht. Da gibt es den wilden Schwarzkümmel (Nigella arvenis), den Waldmeister, den Sauerampfer (Rumex acetosa), den scharfen Mauerpfeffer (Sedum acre), die Becherblume (Caltha palustris), deren Blütenknospen den Kapern gleichkommen, das Bohnenkraut (Satureja hortensis), Wacholderbeeren und noch verschiedene andere.

Öl liefern die Samenkörner der Pimpernuß (Staphylaea pinnata), die Rotbuche und der Nußbaum.

Aber auch mit Kaffeesurrogaten, und nicht gerade den schlechtesten, versorgt uns Wald und Flur. So gibt der kleine Wurzelknollen des Cyperngrases geröstet ganz guten Kaffee, desgleichen der Same der Kaffeewicke (Astragalus balticus) und die Beere des Holunders. Daß Eicheln und Zichorie seit langem dazu verwendet werden, ist bekannt.

Einen ausgezeichneten aromatischen Tee können wir uns aus den frischen Blättern der Erdbeere bereiten, aber auch jene der Brombeere, des Alpentragant (Astragalus alpinus), der Spierstaude (Spirea ulmaria) und des Mais sind dazu zu verwenden.

Alkoholische Getränke sind bekanntlich so ziemlich aus allen zuckerhältigen Früchten zu erzeugen, und tatsächlich werden hie und da Stachelbeeren, Johannisbeeren, Schwarzbeeren, Preiselbeeren, Brombeeren, Äpfel, Birnen, Kornellkirschen dazu benützt. Aber auch aus dem Safte der Birke kann man ein dem Champagner ähnliches Getränk fabrizieren, desgleichen wird der Saft der Zerreiche (Quercus cerris) getrunken.

Den notwendigen Zucker stellt uns der Ahorn, namentlich der Zuckerahorn, zur Verfügung, dessen eingekochter Saft in manchen Gegenden Nordamerikas ausschließlich zu diesem Zwecke benützt wird und dort den Rohrzucker ganz verdrängt hat.

Als Ersatz für Tabak wird eine Unzahl von Pflanzen heran-

gezogen, namentlich aber die Blätter des Nußbaumes, der Erdbeere, der Eiche, des wilden Sumachs (Rhus), der Weichselkirsche, der Sonnenblume, des Maulbeerbaumes, der Kornellkirsche, der Buche, des Mais, des Baldrians, der Brennessel, des Sauerampfers, des weißen Steinklees und so weiter geraucht, während Rosenblätter, Waldmeister, Lungenkraut, Päonie meist als Tabakwürze dienen.

Und damit wir uns nach der Mahlzeit auch die Hände waschen können, stellt uns das heimische Seifenkraut (Saponaria off.) seine Wurzel als Seife zur Verfügung.

Wie wir aus dieser kleinen, nichts weniger als vollständigen Zusammenstellung ersehen, bietet uns Wald und Feld gar vieles Gute, das leider größtenteils unbeachtet und unbenützt bleibt. Und doch handelt es sich oft nicht um Surrogate, sondern zumeist um vollwertige Nahrungsmittel, die vielfach wild, als Unkraut, gedeihen oder sich mit wenig Mühe dem Gemüsegarten einverleiben ließen. Da gilt es nicht, landfremde Pflanzen unserem Klima anzupassen, wir haben bodenständige Gewächse vor uns, und alles, was wir zu tun haben, wäre eigentlich nur — sie zu benützen. Franz Jos. Fridrich.

Fingernägelpflege in China. — Während die Sucht der chinesischen Frauen, recht kleine Füße zu haben, zu der häßlichen Unsitte geführt hat, die Füße der Mädchen von klein auf künstlich zu verkrüppeln, findet sich bei einem großen Teil der chinesischen Männer die Sitte, sich die Fingernägel, im besonderen die Nägel des vorletzten und des kleinen Fingers so wachsen zu lassen, wie es unser Bild veranschaulicht. Nur bei der sorgfältigsten Pflege der Nägel und der größten Vorsicht bei Ausübung jeder Art von Hantierung läßt sich ein solcher Paradenagel heranzüchten, wie ihn dieser Chinese an seinem vorletzten Finger trägt.

Diese Vorliebe hat Ähnlichkeit mit dem Geschmack, der die Chinesen seit langer Zeit veranlaßt, das Haupthaar bis zum Scheitel zu rasieren, dagegen die hinteren Haare wachsen zu lassen und zum Zopf geflochten zu tragen. Die Sitte des Zopftragens ist übrigens erst im siebzehnten Jahrhundert in China durch die Mandschu zwangsweise zu einer allgemeinen

geworden. Das Züchten langer Fingernägel ist zwar in China keineswegs eine überall gebräuchliche nationale Sitte, aber



Chinese mit langen Fingernägeln.

allgemein ist die Sorgfalt, die in den gebildeten Ständen auf die Pflege der Nägel verwendet wird. J. P.

Die verhängnisvolle Perücke. — Der ehemalige Breslauer Professor Felix Eberty erzählt in seinen „Jugenderinnerungen" ein höchst originelles Vorkommnis mit einer Perücke. Als Eberty im Jahre 1831 in Bonn studierte, speiste er in dem damals berühmten Gasthause zum Stern, das sich am ganzen Rhein

eines besonders guten Rufes erfreute. Eines Tages fand sich an dem Tische, den er mit mehreren Kommilitonen und einigen älteren Herren vom Zivil und Militär teilte, ein Fremder ein, der durch seinen eigentümlichen Haarwuchs auffiel. Bald entstand Streit darüber, ob der Fremde eine Perücke trage oder nicht. Da man sich nicht einigen konnte, wurde zwischen Eberty und seinem Nachbarn eine Wette um zwei Flaschen Champagner abgeschlossen.

Um die Angelegenheit zur Entscheidung zu bringen, trat Eberty mit größter Höflichkeit an den Fremden heran und trug ihm den Fall vor. Der Angeredete nahm die Sache mit bestem Humor auf und zeigte lachend, daß er in der Tat eine Perücke trage. Eberty ließ den Champagner bringen, an dessen Genuß der, dessen Kopfschmuck die Wette veranlaßt hatte, sich munter beteiligte.

Der Vorfall war längst vergessen, als ein Jahr später derselbe Fremde wieder an dem nämlichen Tische Platz nahm. Eberty erzählte seinem neuen Nachbarn, daß die Perücke dieses Herrn ihn zwei Flaschen Champagner gekostet habe.

„Perücke!“ rief der andere lebhaft. „Der Mann trägt ja gar keine Perücke, so wenig als du oder ich!“

Der Streit entspann sich gerade so wie das erste Mal. Es wurde wieder eine Wette vorgeschlagen, allein Eberty erklärte, nicht wetten zu können, weil er mit eigenen Augen gesehen habe, wie der Gast die falschen Haare vom Kopfe gehoben und seinen fast kahlen Schädel gezeigt habe.

Damit aber beruhigte sich der Gegenpart nicht, er bestand vielmehr auf seiner Meinung, und weil keiner von beiden sich beruhigen wollte, so wurde die Wette endlich doch abgeschlossen, und Eberty mußte unter den höflichsten Entschuldigungen den Fremden noch einmal belästigen.

Die Antwort, die derselbe lächelnd erteilte, war allerdings überraschend. „Ich trage,“ sagte er, „mein eigenes Haar, das ich im vorigen Jahre durch Krankheit verloren hatte und durch eine Perücke ersetzen mußte. Es ist inzwischen wieder gewachsen. Bitte, überzeugen Sie sich selbst.“

Der unglückliche Eberty mußte also, nachdem er festgestellt hatte, daß der Fremde in der Tat sein eigenes Haar trug, zum zweiten Male für das Gegenteil von dem bezahlen, was ihn den ersten Champagner gekostet hatte. O. v. B.

Die erste Lebensversicherung. — Im Jahre 1661 erschien in London eine Broschüre, die den Titel führte: Natürliche und politische Beobachtungen über die hiesigen Geburts- und Totenlisten. Sie war von dem reichen Gewürzhändler John Graunt verfaßt und stellte Berechnungen über die durchschnittliche Lebensdauer der Londoner an. Der Londoner Pfarrer William Assheton las diese Broschüre und kam dadurch auf den Gedanken, daß bei einer genügenden und jahrelang fortgesetzten Einzahlung eine Gesellschaft den Hinterbliebenen eines Verstorbenen unbedenklich die Auszahlung einer bestimmten Summe gewähren könne.

Damit war die Idee der ersten Lebensversicherung geschaffen. Assheton wendete sich an die Londoner Krämerinnung und suchte sie für seinen Plan zu gewinnen. Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten gelang ihm dies auch, und so wurde am 14. Oktober 1699 in der Generalversammlung der Krämerinnung die „Versicherungsgesellschaft für Witwen und Waisen“ gegründet. Ein Mann bis zum Alter von 36 Jahren durfte sich mit 1000 Pfund, ein solcher bis zu 40 Jahren mit 500 und ein Mann bis zu 60 Jahren mit 300 Pfund versichern. Seeleute und Auslandsreisende waren von der Versicherung ausgeschlossen.

Man konnte sich aber nicht nur auf den Todesfall versichern, sondern auch für die Hinterbliebenen eine Leibrente ausbedingen. Diese Leibrenten brachten indessen der Gesellschaft später empfindlichen Schaden. Man zahlte nämlich anfänglich 30 Prozent vom Kapital als Rente. Daher war zuerst der Andrang außerordentlich groß. Bald nach Asshetons Tode im Jahre 1711 entdeckte die Gesellschaft, daß der Begründer sich bei seinen Berechnungen geirrt und namentlich die Rente viel zu hoch bemessen habe. Nun wurde sie auf 18 Prozent herabgesetzt. Aber auch hierbei erlitt die Gesellschaft noch schwere Einbußen, so daß sie 1745 ihre Zahlungen einstellen mußte.

Jetzt aber kam ihr das englische Parlament zu Hilfe, indem es ihr auf 35 Jahre einen jährlichen Zuschuß von 3000 Pfund bewilligte. Nun wurde die Gesellschaft reorganisiert, und die Rente nochmals entsprechend verringert, so daß sie von da an allen Verbindlichkeiten genau nachkommen konnte. Diese erste Lebensversicherung, die das Muster für alle späteren abgab, besteht noch heute in London. Th. S.

Selbstverbrennung buddhistischer Mönche. — Um die Mildtätigkeit der Gläubigen zu Gunsten ihrer Klöster anzuregen, greifen zuweilen buddhistische Mönche in China zu dem heroischen Mittel, sich vor den Augen der zusammengeströmten Zuschauermenge selbst zu verbrennen.

Zu einer solchen Aufopferung entschloß sich vor einiger Zeit ein junger Mönch des Klosters Wen-Chao. Eine Woche vorher wurde in der Umgegend bekannt gemacht, daß sich der Mönch auf dem „Berge der Geister", auf dem das Kloster liegt, selbst verbrennen würde, und daß alle, die dem Vorgang beiwohnen wollten, milde Gaben mitzubringen hätten. An dem bestimmten Tage stellte sich eine große Zahl von Männern und Frauen ein, die reichliche Gaben an das Kloster ablieferten und zum Teil Holz und Harz für den Scheiterhaufen mitbrachten.

Durch das Beispiel des opfermutigen Mönches bewogen, erklärte noch ein zweiter Mönch, sich ebenfalls verbrennen zu wollen. Es wurden daher zwei Scheiterhaufen, der eine rechts, der andere links vom Kloster, errichtet. Der für den ersten Mönch errichtete Scheiterhaufen erhielt die Form eines Zeltes mit Fensteröffnungen und einer Tür, damit die Zuschauer die Verbrennung auch genau verfolgen konnten. In der letzten Stunde vor der Verbrennung umringten die Zuschauer die beiden Mönche und baten sie, wenn sie im Jenseits wären, ihnen ihren Schutz angedeihen zu lassen. Beide versprachen, ihrer zu gedenken.

Endlich war der entscheidende Augenblick gekommen. Der erste Mönch erhob sich, durchschritt die knieende Menge und stimmte einen Hymnus an, während er den Takt dazu auf einem Schädel schlug. Gefaßt betrat er das Scheiterhaufenzelt, ließ sich in ihm nieder und zündete es dann selbst mit Streich-

hölzern an, die man ihm hineinreichte. Die Zuschauer drängten sich an die Fenster und Tür und riefen dem Mönch Segenswünsche zu. Bis die Flammen und der Rauch über ihm zusammenschlugen, sah man ihn ruhig singen und den Takt dazu schlagen.

Eine Stunde später betrat auch der zweite Mönch, der der Verbrennung des ersten zugeschaut hatte, seinen Scheiterhaufen, um sich verbrennen zu lassen. Die Asche und Knochen wurden sorgfältig gesammelt und im Kloster als Reliquien aufbewahrt. Th. S.

Germanisierte Franzosen. — Die französischen Schriftsteller haben von jeher nicht unter übermäßiger Bescheidenheit zu leiden gehabt und Dinge geschrieben, die das Lächeln anderer Nationen förmlich herausforderten. In den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts schrieb unter anderem ein solcher Federheld folgendes: „Die Widerrufung des Edikts von Nantes, die 400,000 Franzosen aus ihrem Vaterlande verjagte, verschaffte Deutschland eine Einwanderung von ziemlich gleicher Höhe. Unser Blut vermischte sich mit dem der Deutschen, und aus dieser Mischung sind die kraftvollsten Individuen erwachsen. Humboldt, Gall, Schiller, Goethe, Herder sind nichts als germanisierte Franzosen!" O. Th. St.

Über die Entstehung der Neger ist unter der Bevölkerung der französischen Insel Martinique eine originelle Sage im Umlauf, die eines gewissen Humors nicht entbehrt. Als der Herr den ersten Menschen erschaffen hatte, da verspürte auch der Teufel gewaltige Lust, sich einmal als Schöpfer zu betätigen. Er nahm also ein wenig von dem Material, welches der Herr beim Formen des Erdenkloßes zurückgelassen hatte, und begann daraus die Figur eines Menschen zu kneten. Unter seinen Händen aber wurde die ursprünglich weiße Tonerde bald kohlschwarz, und als der Satan nun den Versuch machte, der Gestalt auch seinen Geist einzublasen, da mußte er zu seinem Ärger bemerken, daß er doch nicht die nötigen Fähigkeiten zum Schöpfer besitze. Voller Ingrimm ergriff er die Figur und warf sie mit dem Gesicht nach unten zur Erde. Davon haben die Neger bis auf den heutigen Tag ihre Stumpfnase und ihr plattes Gesicht behalten. O. L.

Die Spur. — Bei L. in Thüringen wurde in einem Gehölz eines Tages die Leiche eines erschossenen Waldwärters aufgefunden. Die Untersuchung wurde eingeleitet, und die Staatsanwaltschaft begab sich an den Tatort. Nach langem Suchen fand sich endlich eine Spur. Man entdeckte nämlich ganz in der Nähe des Tatortes ein Blatt aus einem Schülerschreibheft, in welches augenscheinlich ein Frühstück vor kurzer Zeit eingewickelt gewesen war. Allen Lehrern der Umgegend wurde dieses Blatt vorgelegt, bis endlich ein Lehrer in G. die Schrift als die einer seiner Schülerinnen erkannte.

Diese wurde zur Vernehmung vorgeführt und gefragt: „Hast du das geschrieben?"

„Ja."

„Wem hast du das Papier gegeben?"

„Meiner Schwester."

Auch diese wird vorgeladen, da der Verdacht sich dadurch verstärkt hat, daß man in Erfahrung gebracht, in dem Hause wohne ein bereits bestrafter Wilddieb. Gefragt, ob sie das Papier kenne, bejaht sie dieses; auf die weitere Frage, ob sie wisse, was mit dem Papier geschehen sei, erklärte sie, daß sie ihrem Vater das Frühstück hineingewickelt habe.

Nun wird auch dieser vorgeführt und gefregt: „Kennen Sie dieses Papier?"

„Jawohl, da habe ich mein Frühstück hineingewickelt gehabt."

„Wo waren Sie an jenem Tage?"

„Im Walde bei L."

„Wie kamen Sie in jene Gegend?"

Alle Anwesenden schauen gespannt auf den offenbar jetzt entdeckten Mörder. Er aber antwortete seelenruhig: „Ich habe ja an dem Tage den Herrn Staatsanwalt hingefahren, und weil er so lange herumsuchte, hab' ich einstweilen gefrühstückt."

Der Herr Staatsanwalt mußte sich nun wohl oder übel nach einer anderen Spur umsehen. C. F.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 922 U